

10 382

Auf Wanderschaft
ins Wunderland

Re 998

Auf Wanderschaft ins Wunderland

Eine abenteuerliche Fahrt von Passau nach Indien
quer durch die Lande des Islam

Von

Franz Hermann

2. Auflage

Mit 10 Bildern und 4 Karten



Verlag von K. F. Koehler / Leipzig

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168550

Meinen
braven Eltern
gewidmet



10382

1929 5658

Druck: Bibliographisches Institut W. W. in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Einleitung	7
Donauabwärts nach Bulgarien	9
Von Ruffschnf nach Varna	35
Als Ärzte in Kodscheiklar	63
In Konstantinopel	72
Quer durch Anatolien	83
Als Gäste beim Grenzbataillon in Mardin	134
In Mosul bei Abdallah-Bey	146
Nach Bagdad	159
Auf Fahrrädern nach der persischen Grenze	165
Im Auto nach Teheran	173
General Morte-sa-Khan	198
Doktor Korthe-Korthing	205
Mit der persischen Post nach Isfahan	223
Im Soli-Bosch, dem Passe des Todes	234
Schiras, die Rosenstadt	243
Zum Persischen Golf	261
Auf S. S. Barpeta	276
In Britisch-Indien	285
Interniert	291
Schwester Michaele	307
Sturmfels	316
Rückblick	318

Verzeichnis der Abbildungen

	Seite
Reiseweg von Passau bis Konstantinopel	32
Sagia Sophia. Zeichnung von Bodo Zimmermann	82
Friedhof in Skutari. Zeichnung von Bodo Zimmermann .	84
Reiseweg von Konstantinopel bis Bagdad	104
Reiseweg von Bagdad bis nach Indien	175
Der Verfasser und seine Begleiter.	256
Weihnachtsfest in Teheran	256
Mit Kundinger und dem Italiener in Karachi.	273
Schwester Maria Andrea, Schwester Michaele und die Kinderschule der katholischen Mission in Karachi . . .	273
Übersichtskarte der Reifestrecke	312

Einleitung

Wenn ich jetzt mit der Niederschrift meiner Reiseerlebnisse beginne und an die letzten Jahre zurückdenke, so komme ich unwillkürlich zu dem Schluß, daß das Jahr 1924, in welchem ich meine geplante Weltreise angetreten habe, nicht das günstigste war. Die Spuren des vergangenen Krieges waren eben noch zu wenig verwischt, und viele Länder hielten ihre Grenzen für Deutsche immer noch mehr oder minder verschlossen. Daran mußte mein ursprünglicher Plan, die ganze Welt zu bereisen, auch schließlich scheitern.

In Ernst Schreiber, einem Berliner, der seinerzeit gerade in Passau, meiner Heimatstadt, weilte, fand ich einen treuen Reisebegleiter. Ernst Schreiber hatte bei der Marine gedient und schien mir ein brauchbarer Gefährte zu werden. Freilich waren unsere Interessen verschieden. Er, der Kaufmann, versprach sich von der Reise andere Vorteile als ich, der ich nicht auf die Beobachtung der wirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Länder allein Wert legte, sondern vorhatte, alles, was mir begegnen würde, in mich aufzunehmen, soviel und verschieden es auch sein mochte. Trug ich mich doch nie mit der Absicht, eine fachwissenschaftliche Abhandlung über meine Reise zu schreiben, sondern nur eine einfache Erzählung und Reiseschilderung.

Die Vorbereitungen zu unserer Reise nahmen nur kurze Zeit in Anspruch, denn große Geldmittel zur Ausrüstung

standen uns nicht zur Verfügung. Außerdem drängte ich schon deswegen zur Abreise, weil mir die ewigen Fragen nach Dingen, die ich doch selbst dem Glück und der Zukunft überlassen mußte, lästig fielen. Denn daß unser Vorhaben verschiedentlich und gerade von uns wohlgesinnten Menschen scharf kritisiert wurde, war mir nur zu bekannt. Auch meine Eltern waren dagegen. Wenn ich erzähle, daß ich kurz vor der Abreise 21 Jahre, also volljährig, wurde und vielleicht nur dieser Umstand diese Abreise ermöglichte, wird weiterer Kommentar überflüssig sein.

Unsere Ausrüstung bestand aus festen Sportanzügen, genagelten Touristenstiefeln, Wickelgamaschen, je einem Gummimantel und einer leichten Decke. In haltbaren Rucksäcken waren unsere sonstigen Sabseligkeiten verstaut. Ein kleiner Medikamentenkasten und die verschiedensten Sprachführer vervollständigten die Ausrüstung. Außerdem führte ich eine kleine Mauserpistole und meine mir so liebe Geige mit.

Der Abschied von unseren Lieben, die uns am Morgen des 17. Juli zum Schiff begleitet hatten, fiel uns unendlich schwer. Ein stummer Händedruck, ein letzter Blick, vielleicht auf Wiedersehen!

Donauabwärts nach Bulgarien

Motto: — um deutschen Geist ins fremde Land zu tragen, auf daß die Heimath wieder mächtig werde!

Reuchend und stampfend setzte sich die „Sebe“ in Bewegung, wild peitschten die Schaufelräder die Fluten. Es war ein kübler, unfreundlicher Morgen, neblig und naschkalt. Langsam drehte das Schiff vom Ufer ab. Alle unsere Lieben waren auf die Donaubrücke geeilt, unter der wir nun stromabwärts glitten. Wir beide standen am Heck und winkten, winkten. Auf der Brücke so viele flatternde, weiße Tüchlein, die zusehends kleiner wurden. Sand in Sand stand ich mit Ernst, und in jener Stunde haben wir uns ohne Worte Treue gelobt.

Die Donau, die nach der Vereinigung mit dem Inn und der Ilz in Passau zu einem mächtigen Strome angewachsen ist, bahnt sich ihren Weg bis Linz durch hochansteigende, bewaldete Höhen, die dem Beschauer einen romantischen Anblick gewähren. Diese Schönheit und Erhabenheit der Natur nahm meine Sinne gänzlich gefangen, so daß ich für Minuten den Abschied vergaß. An Deck hatten sich allmählich einige Passagiere eingefunden. Es wollte aber keine Unterhaltung in Gang kommen. Ernst lehnte an der Reling und sah dem Spiel der Wellen zu.

„Nun, Ernst, alter Matrose, wie fühlst du dich denn auf unseren Donaudampfern? Schon seekrank?“

„Eher gemütskrank, Franz! Mir tut deine gute Mutter so leid!“

„Sie hat sich sehr gegrämt, und ich möchte am liebsten —. Aber, denken wir nicht mehr daran! Bald sind wir in Linz und müssen sehen, wie wir weiterkommen. Also Kopf hoch! Es war traurig, aber es war auch schön. Wir sind unseren Eltern beide näher gekommen, als wir es jemals waren. Ich fühle das jetzt mit einem Male und bin so glücklich darüber. Und wenn ich glücklich bin, bin ich froh, und wenn ich froh bin, habe ich Mut und den brauchen wir jetzt!“

„Franz, spiele etwas auf der Geige!“

„Was soll ich spielen?“

„Weh', daß wir scheiden müssen!“

„Nein, Ernst, dazu ist es zu spät. Ich komme zurück auf meine letzten Worte und spiele lieber einen flottten Marsch!“

Durch den stillen Morgen flangen die mir so vertrauten Weisen des Herzog-Albrecht-Marsches, und auf dem Verdeck sammelten sich Männlein und Weiblein, und bald mischte sich in das Spiel froher Gesang. Der Kapitän schaute erstaunt von seiner Kommandobrücke herab und wunderte sich, daß seine Passagiere an einem so regnerischen Morgen so lustig und guter Dinge sein konnten. Gegen 10 Uhr vormittags erreichten wir Linz.

Die „Sebe“ hatte an der „Marie-Valerie“, dem nach Wien abfahrtbereiten Dampfer, festgemacht. Die Passagiere stiegen über, und nach einer halben Stunde befanden wir uns wieder in voller Fahrt inmitten des Stromes. Das Schiff war übervoll, und nur unter Aufbietung aller Kräfte hatten wir uns auf dem Verdeck bis zur Bank an der Keling durchgekämpft.

Die wildromantischen bewaldeten Höhen, die die Donau von Passau bis Linz einsäumen, verlaufen sich nach Süden zu in unregelmäßige Hügel, die mit Wein bepflanzt und mit kleinen, sauberen Ortschaften besät sind. Sie

bieten ein entschieden freundlicheres, wenn auch nicht schöneres Bild, als die romantischen Berge, zwischen denen wir am Morgen stromabwärts gefahren waren. Gegen Abend erreichten wir Wien. Mein Freund Dorner in Passau hatte uns für Wien ein Empfehlungsschreiben mitgegeben, und bereits eine halbe Stunde nach Ankunft standen wir Herrn Ferdinand Ertl gegenüber. Er war ein älterer Herr, einfach und gut gekleidet, mit hoher, stattlicher Figur und einem Gesichtsausdruck, zu dem man sofort Vertrauen haben mußte. Und doch konnte man dem Manne, aus dessen Augen Herzensgüte sprach, ansehen, daß er auch verstand, wenn es sein mußte, seinen Willen durchzusetzen. Er lud uns ein, Platz zu nehmen und vertiefte sich dann in unseren Empfehlungsbrief.

„Also, meine Herren,“ sagte er, indem er den Brief zusammenfaltete und in seine Briefftasche steckte, „Herr Dorner schreibt mir in groben Umrissen, was Sie vorhaben und ersucht mich, Ihnen mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Genaueres werden Sie mir morgen um 11 Uhr vormittags erzählen! Ich werde mich dann freimachen und wir werden ja sehen, wie wir weiterkommen. Heute werden Sie der Ruhe bedürfen. Haben Sie schon Quartier?“

„Wir haben leider noch nichts gefunden!“

„Das wird heute auch schwer halten. Ganz Wien steckt voll Fremder. Ich werde Ihnen eine Karte geben. Damit gehen Sie zu dem Verein christlicher junger Männer, der hier ganz in der Nähe sein Haus hat. Dort können Sie gut und ganz billig logieren!“

Herr Ertl erklärte uns noch den Weg, dann waren wir entlassen. Der Verein christlicher junger Männer schien uns aber wohl für Heiden gehalten zu haben, da er keinen

Platz für uns hatte. So machten wir uns nochmals auf die Suche und landeten nach einer Stunde endlich im Hotel „Dresden“. Da ein Zimmer mit zwei Betten nicht mehr frei war, so schliefen wir schon die erste Nacht getrennt. Todmüde von dem vielen Umherirren legte ich mich zur Ruhe und versiel sofort in einen bleiernen Schlaf.

„Aufmachen, Polizei!“

Energisch klopfte jemand an die Türe. Zum Donnerwetter, was will die Polizei mitten in der Nacht!

„Aufmachen, Kontrolle, aufmachen!“

„Einen Moment, gleich werden wir uns begrüßen können!“

Notdürftig fleidete ich mich an und schloß die Türe auf. Ein Mann mit dem Aussehen eines wohlbeleibten Bäckermeisters stand davor.

„Darf ich um Ihre Papiere bitten?“

„Wollen Sie nicht so gut sein und sich erst einmal ausweisen? Ich weiß ja gar nicht, mit wem ich die Ehre habe!“

Mißmutig zeigte der Mann seine Beglaubigungsmarke. Er war Beamter der Sittenpolizei. Genau prüfte er meine Papiere. Die Umständlichkeit, mit der er hantierte, ärgerte mich.

„Wie lange wollen Sie sich in Wien aufhalten?“

„Ich weiß es noch nicht.“

„Das hängt aber doch nicht von Ihnen ab!“

„Vorläufig habe ich noch 14 Tage Zeit, wie Sie aus dem Passe ersehen können!“

„Wohin reisen Sie von hier aus?“

„Auch das steht im Paß.“

„Sie haben ein ungarisches Visum.“

„Dann werde ich also wohl nach Ungarn gehen.“

„Und von dort?“

„Noch weiter.“

„Wohin?“

Der Mann fing an, mir auf die Nerven zu fallen. Das alles ging ihn doch gar nichts an.

„Nach der Türkei vielleicht.“

„Vielleicht? Ist das noch nicht bestimmt?“

„Nein; das richtet sich nach dem Wetter!“

„Ich bin nicht hier, um Witze anzuhören!“

„Dazu wäre diese späte Stunde auch wenig geeignet. Wollen Sie mir nicht meine Papiere wiedergeben! Ich möchte nämlich noch einige Stunden schlafen!“

Irgendeine „Söflichkeit“ in den Bart murmelnd, gab mir der Beamte meinen Paß zurück. Ich ließ die Türe ins Schloß fallen und blieb einen Augenblick horchend stehen. Ich dachte es doch. Nun trommelte er Ernst aus seinem Zimmer. Die gleiche Fragerlei. Ich verstand jedes Wort.

„Sie sind mit dem Herrn nebenan zusammen?“

„Ganz recht.“

„Sie wollen auch nach der Türkei?“

„Ja.“

„Was machen Sie da?“

„Eine Reise, Herr!“

Ich merkte an Ernsts Stimme, daß er allmählich ungeduldig wurde. Lachend legte ich mich wieder zur Ruhe.

Am nächsten Morgen pünktlich um 11 Uhr vormittags fanden wir uns bei Herrn Ertl ein. Fast eine Stunde saßen wir zusammen in seinem Arbeitszimmer. Herr Ertl versäumte nicht, uns auf die Schwierigkeiten, die unser hartten, hinzuweisen, aber er sagte uns auch seine Hilfe zu. Als wir wieder allein waren, sah ich mir das Kärtchen an, das wir für unser Empfehlungsschreiben eingetauscht hatten. Es war eine Visitenkarte: „Ferdinand Ertl, Schriftsteller,

Ehrenvorsitzender der österreichischen Verkehrsgewerkschaft". Auf der Rückseite las ich: „An die Herren Kapitäne! Bitte, machen Sie es möglich, daß die beiden Überbringer dieses gut nach Russe durchkommen.“ Mit „Russe“ ist die Stadt Ruffschuk in Bulgarien gemeint.

Den ganzen Nachmittag machten wir die Straßen Wiens unsicher. Es gab in dieser schönen Donaustadt zu viel zu sehen. Voll froher Zuversicht und voll Vertrauen auf Herrn Ertls Empfehlung suchten wir die Agentur der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft auf. Endlich standen wir vor dem großen Gebäude an der Donau.

„Herr Portier, wir möchten Herrn Prosenbauer sprechen!“

Bald hatten wir diesen gefunden. Die Leute hatten es eilig. Deswegen war es doppelt anzuerkennen, daß Herr Prosenbauer uns so freundlich empfing.

„Hier stecken Sie die Karte von Herrn Ertl wieder ein,“ sagte er, nachdem er sie gelesen hatte, „Sie werden sie noch öfter gebrauchen können!“

Er holte sein Notizbuch aus der Tasche.

„Ich gebe Ihnen nun ein Schreiben an Herrn Kapitän Hartmann. Sie finden ihn am Hafen auf der ‚Budapest‘. Dort ist er Zweiter Kapitän. Er wird Ihnen mehr als ich helfen können, da er Vorstand der nautischen Abteilung der Gewerkschaft ist. Vielleicht können Sie auch gleich mit der ‚Budapest‘ weiterfahren!“

Kurze Verabschiedung und mit Volldampf zum Hafen. Die „Budapest“ war bald gefunden. Kapitän Hartmann war jedoch nicht an Bord, er wollte am nächsten Morgen kurz vor der Abfahrt kommen. Trotzdem richteten wir uns an Bord gleich häuslich ein.

Das Schiff füllte sich bis zur Abfahrtszeit bis zum letzten Platz; obwohl wir Kapitän Hartmann noch nicht gesprochen

hatten, machten wir es uns auf einer Bank an der Kelling bequem. Was wollten denn die vielen Menschen alle? Mir war gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß die Welt Feiertag hatte. Für uns beide war entweder alle Tage Sonntag, oder, wie es eher schien, alle Tage Werktag, alle Tage Arbeit und Sorgen. Ein Wiener Gesangverein füllte das Verdeck bis zum letzten Platz. Wir saßen eingekleidet zwischen mehreren jungen Damen und fühlten uns trotz des Raummangels recht wohl. Nur zu verständlich! Die Mädels waren hübsch, und wir beide waren jung!

Die beiden Ufer der Donau boten leider von jetzt ab recht wenig Interessantes. Die Gegend war eintönig und langweilig und wir verlegten uns wieder auf das Studium der ungarischen Sprache. Von den Reisenden wurden wir darin gerne unterstützt. Interessant war, zu beobachten, wie allmählich die deutsche Sprache seltener wurde, je mehr wir uns unserem Ziele näherten. Ich freute mich auf den Anblick Budapests wie ein Kind. Am Nachmittag besuchten wir Kapitän Sartmann. Er wußte bereits von unserer Anwesenheit und hatte uns erwartet.

„Da sind Sie ja, meine Herren! Der Dritte Kapitän erzählte mir bereits von Ihnen. Sie wollen also nach Rußschuk?“

„Bitte sehr!“ Ich überreichte dem Kapitän Herrn Ertls Empfehlungskarte.

„Nun, bis Budapest kommen Sie ja ohne weiteres, vorausgesetzt, daß Ihre Papiere in Ordnung sind.“

„Wir haben das ungarische Durchreisevisum.“

„Dann ist es ja gut. Was haben Sie sonst noch für Visa?“

„Leider noch keines! In Budapest wollen wir uns das bulgarische besorgen.“

„Und wie wollen Sie durch Serbien kommen?“

„Wir hoffen, in Budapest ein Schleppschiff zu erwischen, das uns direkt nach Bulgarien bringt, also serbischen Boden gar nicht berührt. Es muß doch Schiffe geben, die direkten Kurs nach unten haben!“

„Da die Donau international ist, kämen Sie auf diese Weise durch, aber Sie werden keinen Schlepper finden, der nach Bulgarien durchfährt; im Gegenteil. Diese Schiffe bleiben in allen möglichen Häfen oft tagelang liegen, und die Besatzung ist gezwungen, sich ein Visum zu besorgen, wenn sie in den Kästen nicht versauern will!“

„Das klingt ja wenig aussichtsreich!“

„Ist es auch nicht. Wenigstens nicht der Plan, den Sie sich zurechtgelegt haben. Ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag! Am Mittwoch fährt der nächste Expressdampfer von Wien runter nach Bulgarien. Nach Budapest kommt er abends gegen 9 Uhr. Sehen Sie zu, daß Sie dort mitkommen! Diese Schnelldampfer bleiben einige Stunden in Belgrad zum Kohlen und fahren dann weiter.“

„Das ist alles sehr schön, Herr Kapitän, aber nimmt uns der Schnelldampfer denn auch mit?“

„Das ist der einzige fragliche Punkt bei meinem Vorschlage,“ fuhr der Kapitän fort, „aber selbstverständlich habe ich auch daran gedacht. Ich werde Ihnen ein Schreiben an meine Kollegen mitgeben. Die Kapitäne, die bei der Gewerkschaft sind, werden Ihnen, schon mir zuliebe, sicher entgegenkommen. Aber es sind einige Herren noch nicht bei uns; wie die sich dazu stellen, weiß ich natürlich nicht!“

„Wenn wir Pech haben, treffen wir gerade einen der letzteren!“

„Kann möglich sein. Ich weiß auch augenblicklich gar nicht, wer Zweiter Kapitän auf ‚Jupiter‘ ist!“

„Jupiter? So heißt wohl der nächste Schnelldampfer?“

„Ja, der am Mittwoch abend nach Budapest kommt.“

„Dann haben wir bestimmt Glück! Den Namen des Schiffes nehme ich als ein gutes Omen an!“

„Darauf wollen wir trinken!“

Kapitän Hartmann erhob sein Glas und stieß mit uns an. Dann stiegen wir wieder auf das Verdeck und mischten uns unter die Reisenden. Unsere alten Bekannten baten mich, Musik zu machen und ich tat ihnen gern ihren Willen, schon dem Kapitän Hartmann zuliebe, der aus der Nähe meinem Spiele lauschte.

Esztergom, eine kleine ungarische Stadt, bot von Deck aus einen herrlichen Anblick. Die Kathedrale, das Wahrzeichen der Stadt, ist eine der schönsten im ganzen Königreiche.

Interessantestes bietet sich während der Weiterfahrt nicht mehr. Auf beiden Ufern Flachland. Die Donau wird breiter und breiter. Langsam senkte sich der Abend hernieder. Es herrschte wirkliche Sonntagsruhe an Deck. Endlich tauchten in der Ferne Lichter auf. Budapest! Alles rüstete zum Aussteigen. Kapitän Hartmann trat auf uns zu.

„Saben Sie in Budapest schon Quartier?“

„Nein.“

„Dann kommen Sie wieder zurück an Bord! Wir bleiben aber nicht hier liegen, sondern fahren unter die Elisabethenbrücke. Sie werden schon finden. Ich habe einem Matrosen Bescheid gesagt, daß er Ihnen eine Kabine anweisen soll, wenn Sie zurückkommen. Ihr Gepäck können Sie gleich hier lassen!“

„Ich danke Ihnen, Herr Kapitän!“

Endlich waren wir an der Landungsbrücke. Die Pässe hatte ungarische Polizei bereits kontrolliert. Alles flutete

an Land. Serenz Joseph Rakpart, die Budapester Promenade an der Donau! In der hellerleuchteten, von Bäumen eingesäumten Straße zog die elegante Welt an uns vorüber. Veilchen und Rosenduft, der sinnbetörende Geruch feinsten Damenparfüms, erfüllte die Luft. Inmitten dieses Stromes elegant gekleideter Menschen stolzierten Offiziere des Landheeres und des Wasserschutzes. Nachdem wir zu Abend gegessen und eine Stunde in den Straßen herumgummelt waren, gingen wir an Bord zurück, wo uns ein Matrose die Schlafkabine anwies. In Budapest kann man mit der deutschen Sprache durchkommen, da der größte Teil der Bevölkerung Deutsch spricht. Man tut aber gut, zu zeigen, daß man bemüht ist, Ungarisch zu lernen. Der Ungar ist sehr nationalstolz und liebt es, daß man seinem Lande und seiner Sprache Interesse entgegenbringt.

Ein Empfehlungsbrief aus Passau an den Direktor des Bayerischen Lloyds verfehlte seine Wirkung nicht. Wir erhielten die Erlaubnis, auf dem Dampfer „D. X.“ der Linie zu übernachten. Gegen Abend suchten wir das Schiff auf.

„Guten Abend, Herr Kapitän! Wir kommen von Herrn Direktor Schmidt und sollen —“

„Weiß schon, weiß schon,“ unterbrach er uns, „der Agent hat es mir vor einer halben Stunde erzählt. Ich habe Ihnen unten im Salon auf dem Diwan ein Lager herrichten lassen.“

„Wir bleiben aber nicht gleich hier, Herr Kapitän!“

„Wie Sie wollen, an Bord kommen Sie jederzeit.“

Wir schritten über das schmale Brett auf das Ufer hinüber.

„Hallo, seid Ihr etwa Bayern?“

„Was gibt es?“

Rasch drehte ich mich um. Ein Matrose mit ruffigem Gesicht stürmte die Treppe vom Maschinenraum herauf.

„Herrgott, Ihr müßt doch Bayern sein, das höre ich doch am Sprechen!“

„Ich bin ja auch einer!“

„Dachte ich mir, alter Spezl! Komm her, laß dir die Hand drücken. Endlich wieder einmal ein Landsmann! Ich rutsche schon eine halbe Ewigkeit hier unten zwischen Budapeß und Belgrad hin und her. Aber ich mag nicht mehr! Ich melde mich nach oben. Ich mag nicht mehr!“

Der Mann war ganz erregt. Er freute sich tatsächlich aufrichtig. Ich wollte ihm diese Freude nicht schmälern und gebrauchte, wie er auch, das kameradschaftliche „Du“, obwohl wir uns das erstemal gesehen hatten.

„Aus welcher Gegend bist du denn, Kamerad?“

„Ich bin Regensburger! Und du?“

„Ich bin aus Passau.“

„Wirklich aus Passau?“

„Sogar geborener Passauer!“

„Tja, dann kenn' ich deine Heimatstadt vielleicht besser, als du selbst. Was habe ich mich in diesem Passau schon herumgetrieben!“

Und er zählte mir alle Lokale auf, die er mit seinem Besuche schon beehrt hatte und er kannte die Damen der Bedienung so genau, daß ich galante Abenteuer vermutete. Warum auch nicht? Er war ein forscher Junge.

„Wo bist du denn her?“ fragte er Ernst.

„Aus Charlottenburg, bin aber schon lange in Bayern!“

„Na ja, kannst auch ruhig ‚a Preiß‘ sein! Aber wo wollt Ihr denn jetzt hin?“

„Wir wollen in der Stadt noch ein bißchen Umschau halten. Heute nacht schlafen wir hier!“

„Ach wo, Ihr bleibt da! Kommt runter zu uns, ich habe ein paar nette Kameraden, die sich freuen werden, wenn

ich Landsleute mitbringe. Wir wollen dieses Zusammen-
treffen feiern!"

Und wir haben nicht zu bereuen gehabt, daß wir der Ein-
ladung Folge leisteten. In der engen Mannschaftskajüte,
die vier Matrosen als Eß-, Wohn- und Schlafzimmer diente,
trafen wir die Kameraden unseres bayerischen Freundes.
Es war eine ganz internationale Gesellschaft. Der eine
war ein Ungar, der andere ein Serbe und der dritte hatte
in irgendeinem Dörfchen in Bosnien das Licht der Welt
erblickt. Sie freuten sich alle aufrichtig über unseren Be-
such, und wir wurden in einer Weise bewirtet, die einem
Restaurant Ehre gemacht hätte. Bier, Wein, Erbsen,
Schweinefleisch, prächtigen Schinken und das schmackhafte
ungarische Weißbrot wurde uns in solcher Fülle vorgesetzt,
daß wir gut eine Woche damit hätten ausreichen können.
Der gute Bayer war ganz selig, daß wir uns so nett
amüsierten. Die Stunden vergingen wie im Fluge, und
erst nach Mitternacht suchten wir im sogenannten Salon
unser Lager auf.

Bald verrieten mir die ruhigen und gleichmäßigen
Atemzüge, daß Ernst eingeschlafen war. Ich aber lag noch
lange wach und zermartete mir den Kopf, wie wir an
Bord des „Jupiter“ kommen würden.

Wir hatten uns am nächsten Tage in einer Bank den
Rest des deutschen Geldes, das wir mitführten, in unga-
rische Kronen wechseln lassen und saßen nun in einem
Restaurant beim Mittagstisch. In einer Ecke uns gegen-
über saß ein junges Paar, das ich schon auf der „Budapest“
gesehen hatte. Wir kamen in ein Gespräch, in dessen Ver-
lauf ich erfuhr, daß das Ehepaar Pravida mit uns von
Wien nach Budapest gefahren war und nun per Bahn
nach Bukarest reisen wollte. Die junge Frau sah recht

schlecht, ich möchte fast sagen, verlebt aus und der in einen schäbigen blauen Anzug gekleidete Eheherr hatte eine Physiognomie, die sich sofort fest in mein Gedächtnis einprägte. Ich mochte den Leuten vielleicht in Gedanken unrecht tun, deswegen war ich auch freundlich zu ihnen, wie man eben zu Menschen ist, die man nur einmal im Leben auf Nimmerwiedersehen flüchtig kennenlernt. Nie hätte ich damals gedacht, daß ich dieses Ehepaar, das doch in ganz anderer Richtung reiste, jemals im Leben wiedersehen würde.

Es war fast 8 Uhr abends, als wir nach Einkauf von Reiseproviant zum Hafen gingen. Ein schmaler Gang führte vom Wartesaal zum Landungssteg, wo sich die Strompolizei und die Zollkontrolle aufhielt.

Ein Beamter führte mich auf meine Bitte hin zu dem Detektiv Lapis, der den Schnelldampfer bis an die serbische Grenze begleiten mußte, und ich fand bei dem Herrn, der fließend Deutsch sprach, nicht nur vollstes Verständnis, sondern auch weitgehende Unterstützung.

„Versuchen Sie,“ sagte er zu mir, „sofort bei der Ankunft des Schiffes an Bord zu kommen. Gelingt Ihnen das nicht, warten Sie auf mich. Ich habe das Schiff durch Ungarn zu begleiten und werde schon Sorge tragen, daß Sie mitkommen!“

Ich nahm mir kaum Zeit, dem Beamten einige Dankesworte zu sagen. Nach wenigen Minuten schon war ich wieder bei Ernst und nahm meinen Rucksack auf.

„Klappt alles?“ fragte dieser.

„Wie am Schnürchen, wir brauchen bloß anziehen.“

Die Zollkontrolle nahm bei uns nicht viel Zeit in Anspruch, und schon nach wenigen Minuten standen wir sprungbereit auf der Landungsbrücke. Wir waren reisefertig, es fehlte nur noch der Dampfer. Und dieser ließ

nicht mehr lange auf sich warten. Nach einer knappen Viertelstunde kam tatsächlich in der sich schon hernieder-senkenden Dämmerung majestätisch das Expressboot her-angebraust.

Ein Strom von Reisenden quoll aus dem Dampfer, der in der inzwischen hereingebrochenen tiefen Dämmerung nur mehr in seinen Umrissen zu sehen war. Dieser Um-stand erfüllte mich mit großer Befriedigung. Ich nahm Ernst bei der Hand, und dann drängten wir uns inmitten des Stromes der nun einsteigenden Passagiere an Bord, wo ein Matrose die Fahrkarten kontrollierte. Wir waren an ihn herangekommen; was würde nun werden?

„Die Billetten, meine Herren?“

„Wir müssen sofort zum Kapitän, hier ist unsere Be-scheinigung.“

Ich hielt ihm das Empfehlungsschreiben Kapitän Hart-manns unter die Nase, wenn er auch bei der schlechten Beleuchtung kaum einen Buchstaben entziffern konnte. Und dazu war ja auch gar keine Zeit. Hinter uns drängte die Menge mit Gewalt nach. Es entstand eine Stockung.

„Ich kann Sie leider nicht passieren lassen, warten Sie, bis . . .“

Mehr verstand ich nicht. Ein stämmiger Mann, der über die eingetretene Stockung schon laut gemurrt hatte, gab mir einen ziemlich unsanften Stoß, der mich einen Meter näher zum Schiff brachte, die Menge drängte unaufhörlich nach, und bald fühlte ich die Schiffsplanken unter den Füßen. Gott sei Dank! In der Dunkelheit tasteten wir uns die schmale Treppe hoch, die zum Verdeck führte. Ganz vorne am Bug machten wir es uns bequem. Da es ziemlich windig war, blieben wir allein. Das war uns nur lieb. Endlich

hörte das Drängen und Trampeln unter uns auf und — welche Freude — langsam drehte „Jupiter“ vom Ufer ab. Die Maschine setzte sich in Bewegung, die Schrauben peitschten das Wasser, der ganze Schiffsleib erzitterte und die Bugwellen phosphoreszierten im Dunkel der stillen Nacht. Es gab gewiß niemand an Bord, der in dem Moment so glücklich war, wie wir beide. Was kümmerte es uns, daß die raue Brise uns vor Kälte erschauern ließ, was lag uns daran, daß wir die Nacht über in unsere dünnen Decken gehüllt auf den harten Bänken schlafen sollten! Wir fuhren ja, und jede Stunde, die wir froren, brachte uns unserem Ziele näher.

Am nächsten Morgen war das Deck leer. Alle Passagiere, die sich die Nacht über breit gemacht hatten, hatten vor dem rauhen Winde das Feld geräumt. Es war schon hell genug, um in der Ferne die Umrisse einer Stadt zu erkennen. Die erste serbische Station. Die ungarische Flagge wurde niedergeholt und langsam, fast zögernd, stieg die serbische am Mast empor.

„Jupiter“ hatte nur für einen Moment festgemacht, um die Beamten der serbischen Pass- und Zollkontrolle an Bord zu nehmen, die uns während der Reise durch serbisches Gebiet mit ihrer Anwesenheit beehrten. Die Art und Weise, in der sie die Kontrollen durchführten, verstieß gegen jeden Anstand. Besonders die Ungarn und Bulgaren hatten darunter zu leiden.

„Wann wollen wir eigentlich zum Kapitän gehen?“ fragte Ernst.

„Jetzt gleich, schlage ich vor.“

Der Kapitän saß, als wir seine Kajüte betraten, mit dem Restaurateur des Schiffes bei einem Glas Wein. Der Restaurateur war ein Ungar, namens Karpat, der

fließend Deutsch sprach und uns den Aufenthalt auf „Jupiter“ zu einem Vergnügen machte.

„Meine Herren,“ sagte der Kapitän, nachdem er das Schreiben des Kapitäns Hartmann gelesen hatte, „setzen Sie sich erst einmal zu uns an den Tisch und trinken Sie ein Glas Wein mit! Und damit Sie das in Ruhe tun können, will ich Ihnen gleich im voraus sagen, daß Sie selbstverständlich mit nach Kustschuk fahren können. Also Prosit, trinken wir auf das Gelingen Ihres großen Unternehmens!“

„Darf ich Sie heute mittag einladen?“ mischte sich nach einer Weile Herr Karpat ins Gespräch. „Ich war im Kriege viel mit Deutschen zusammen und wir haben so gute Kameradschaft gehalten, daß ich für einen Deutschen gern einmal etwas tue, wenn es mir möglich ist!“

Wie drollig es doch zugeht in der Welt! Da saßen zwei junge Leute und unterhielten sich über alle möglichen interessanten Themen, sprachen so flug, als ihnen möglich, lehnten behaglich im Klubsessel, tranken Wein, fuhren mit dem Expressdampfer, wie alle reichen Leute, denen Zeit Geld ist, waren im Speisesaal erster Klasse zum Essen eingeladen und — hatten zusammen eine Barschaft, die anderen Reisenden kaum zu einem kurzen Urlaub ausgereicht hätte. Wie leicht vergiftet man in solchen Fällen, daß man eigentlich ein recht armer Teufel ist.

Mehrere Studenten und Studentinnen, die in Osterreich studierten und nun auf Ferien nach Hause fuhren, waren uns liebe Reisekameraden geworden. Sie waren aus Siebenbürgen und fuhren von Orsova aus mit der Bahn nach Hause. Außer diesen waren noch einige bulgarische Studenten an Bord, mit denen wir ebenfalls Freundschaft geschlossen hatten. Einer von ihnen lehrte

mich sogar die Bedeutung der für den täglichen Bedarf notwendigsten bulgarischen Worte.

„Herr Hermann,“ bat mich eine von den Siebenbürgerinnen, „spielen Sie uns doch etwas auf Ihrer Geige; morgen müssen wir ja schon Abschied nehmen!“

„Aber natürlich müssen Sie spielen! Warum haben Sie das nicht schon lange getan! Lassen Sie sich nicht lange bitten!“ So sprach man von allen Seiten auf mich ein, so daß ich schließlich wohl oder übel nachgeben mußte.

„Von einem Zieren kann keine Rede sein, meine Herrschaften, aber ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß ich kein Meister der Violine bin. Aber ich hoffe doch, Sie zufriedenstellen zu können, wenn Sie Ihre Ansprüche nicht zu hoch schrauben.“

„Was spielen Sie! Darf ich einen Wunsch äußern?“ fragte mich eine Blondine.

„Bitte sehr, wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen den Wunsch zu erfüllen, wenn ich es kann.“

„Oh, Sie können es, gewiß können Sie es!“

„Nun, was soll es sein?“

„Am Brunnen vor dem Tore.“ Sie sagte es mit einem so lieblichen und glücklichen Lächeln, daß ich das mir so vertraute Lied beinahe darüber vergessen hätte. Und ich spielte so weich und innig, als es mir nur möglich war, und ich freute mich so, daß ich dem Mädchen eine Freude machen konnte. Bei der zweiten Strophe mischte sich in mein Spiel mehrstimmiger Gesang, erst schüchtern, wie das Probieren der Stimmen, dann laut und mächtig, und auf allen Gesichtern hatte die Freude eine leichte Röte gemalt. Der Anfang war gemacht, und nun folgte ein Lied dem anderen. Die Bulgaren und die übrigen Deckpassagiere hatten um uns einen dichten Ring gebildet, und als das letzte Lied

verklungen, dankte man uns mit so reichem Beifall, daß ich wirklich die Gewißheit haben konnte, im Sturm mit meinem Spiel die Herzen aller erobert zu haben. Zum Dank stimmten die Bulgaren nun ihrerseits heimatliche Lieder an, die voll und mächtig über den weiten Donaustrom brausten und manchmal ihrer schwermütigen Weise wegen eine leise Wehmut im Herzen aufkommen ließen.

Die frohe Stimmung hielt an, bis endlich abends gegen 8 Uhr Belgrad in Sicht kam. Da saßen wir alle traulich beisammen und unsere Gedanken kehrten zurück in jene große, vergangene Zeit, da um den Besitz dieser Stadt so erbittert gekämpft wurde.

Belgrad bot von der Donau aus gesehen einen wenig vertrauenerweckenden Anblick. Die Dampfer, die sich im Hafen herumtummelten oder vor Anker lagen, sahen recht verkommen aus. Es waren fast ausschließlich Schiffe, die auf Grund der Reparationen an Serbien abgeliefert worden waren. Schließlich kann es uns ja gleichgültig bleiben, wie die Serben mit ihren „Siegestrophäen“ umgehen, aber es tut einem doch unwillkürlich das Herz weh, wenn man die Früchte deutscher Arbeit auf diese Weise verkommen sieht.

Wir hatten uns in Budapest ein Büchlein angeschafft, in dem wir uns in jedem berührten Ort die Ankunft bescheinigen ließen, um später die Richtigkeit unserer Erzählungen beweisen zu können, und in erster Linie, um eine interessante und greifbare Erinnerung an diese abenteuerliche Reise zu haben.

„Ernst, gib mir einmal dein Buch und gehe nicht von unseren Sachen weg. Ich werde versuchen, ob ich in unsere Bücher einen Stempel von Belgrad bekommen kann. Wäre ganz interessant, auch diese historische Stadt in unseren Büchern verewigt zu wissen.“

Aber es war vergebliche Liebesmühe. Hatte es schon ungeheure Schwierigkeiten gemacht, von dem im Schiff nun anwesenden serbischen Polizeioffizier die Erlaubnis zum Betreten des Hafens zu erlangen, so war es geradezu ein Ding der Unmöglichkeit, dort irgendeinen Stempel für die Bücher zu bekommen. Ich war direkt zur Polizeiwache gegangen und hatte einem Beamten, der etwas Deutsch sprach, mein Anliegen vorgebracht. Dieser sprach nun mit einem, der besseren Uniformierung nach zu schließen, höheren Vorgesetzten, der dann auf mich zuing und mir einen langen „Sums“ erzählte, von dem ich so gut wie nichts verstand. Nur am Tone merkte ich, daß es kaum eine Freundschaftserklärung war. „Nemski, ne!“ sagte er mehrmals, woraus ich entnahm, daß er mit einem „Nemski“, also mit einem Deutschen, nichts zu tun haben wollte. Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren. Die Abneigung gegen alles Deutsche konnte man den Leuten eigentlich gar nicht verübeln, wenn man sich dessen erinnerte, daß unsere braven Truppen nicht eben mit Glacéhandschuhen zugegriffen haben. Gott sei Dank nicht, denn dies wäre eine falsche Art der Behandlung diesen Leuten gegenüber gewesen.

Es war fast Mitternacht, als wir uns alle zur Ruhe legten. Das Kohlen war längst beendet und das Schiff lag still und gespensterhaft in dem toten Hafen und ließ nur noch die bestimmte Wartezeit verstreichen. Die Bulgaren waren nach unten gegangen, und nur Ernst und ich und zwei der Studenten aus Siebenbürgen wollten auf dem Verdeck die Nacht verbringen. Und noch jemand wollte das. Die kleine blonde Studentin, die in ihrem dünnen Mäntelchen frierend neben mir saß und sich, wie Schutz vor der Kühle der Nacht suchend, anschmiegte. Sie war immer

so gut zu mir gewesen und hatte mir so manche kleine Aufmerksamkeit erwiesen, so daß ich das kleine Mädelchen wirklich in mein Herz eingeschlossen hatte.

„Darf ich Ihnen ein Lager bereiten, gnädiges Fräulein, Sie frieren ja!“

„Aber nicht, wenn Sie mich gnädiges Fräulein nennen!“

„Aber ich weiß ja nicht, wie ich Sie nennen soll! Wollen Sie mir immer noch nicht Ihren Namen verraten?“

„Nein. Sie gehen nach Süden, und wir fahren morgen nach Norden. Unsere Wege trennen sich, und wir werden uns niemals wiedersehen. Also, was soll ich Ihnen da erst meinen Namen sagen? Sie würden ihn ja doch wieder vergessen.“

„Ich will nicht in Sie dringen; handeln Sie so, wie Sie es für richtig finden. Ich sage Ihnen nur, daß die Welt klein und ein Wiedersehen sehr leicht möglich ist. Aber ich werde Ihnen nun ein bequemes Lager bereiten, denn Sie haben morgen noch eine weite Reise vor.“

Ich machte ihr auf der Bank ein Lager zurecht und deckte sie mit meiner wollenen Decke zu.

„Sie sind so gut zu mir, Herr Herrmann!“

„Ich freue mich, Ihnen einen Gefallen tun zu können!“

„Sie werden nun auch nach unten gehen.“

„Ich werde bei Ihnen wachen.“

„In Ihrem dünnen Gummimantel? Es ist zu kalt hier oben, gehen Sie bitte nach unten!“

„Wenn Sie mich los sein wollen!“

„Nein, nein, aber Sie sollen nicht frieren, nicht meinetwegen frieren, weil ich Sie lieb habe!“

Sie hatte meine Hand ergriffen und blickte mir treuherzig in die Augen. Es war eine herrliche Nacht. In der Ferne blitzten da und dort Lichter auf, ab und zu fuhr

ein leichter Windstoß über das Verdeck, und die Toten-
stille, die ich nach dem Lärm des Tages sehr wohltuend
empfand, wurde nur durch das monotone, ewig gleich-
mäßige Plätschern der Wellen unterbrochen.

„Saben Sie noch Eltern, Herr Hermann?“

„Ja, mein liebes Fräulein, Gott sei Dank!“

„Und trotzdem gehen Sie so weit fort?“

„Ich komme doch wieder.“

„Und wenn Sie nicht wiederkommen sollten?“

„Das liegt in Gottes Hand.“

Eine lange, lange Pause.

„Es ist so kalt“, sagte das Mädchen endlich.

„Ich werde Ihnen meinen Mantel geben.“

Ich zog den Mantel aus und legte ihn sorgfältig über
den zierlichen Körper. Ich hörte ein verhaltenes Schluchzen.

„Warum weinen Sie, mein Fräulein, kann ich irgend
etwas für Sie tun? Fühlen Sie sich nicht wohl?“

„Es ist zu kalt für Sie, Herr Hermann, gehen Sie bitte
nach unten. Legen Sie sich doch im Speisesaal zweiter
Klasse auf die Polster, dort finden Sie bestimmt Platz. Sie
frieren ja, und das will ich nicht!“

„Ich gehe nicht fort!“

„Und wenn ich Sie darum bitte?“

„Wenn Sie es ernstlich wünschen! Gute Nacht.“

Ich reichte ihr die Hand zum Abschied und sie drückte sie
fest in ihren kleinen Händchen und ein paar heiße Tränen
fielen darauf. Was das heute im Verlaufe des Tages so
lustige Mädchen wohl bedrücken mochte?

Das Schiff war bereits mehrere Stunden in Fahrt,
als ich gegen 5 Uhr morgens erwachte. Die beiden Ufer
boten nun einen herrlichen Anblick. Besonders romantisch
und mir unvergeßlich ist der Kasanpaß, den wir kurz vor

Orsova passierten. Die fast 2 km breite Donau wird hier von den mächtigen, zum Himmel strebenden Felsenuffern in ein kaum 100 m breites Bett zusammengedrängt, so daß man fast glauben möchte, vom Schiff aus das Ufer mit den Händen fassen zu können.

In Orsova verabschiedeten wir uns von den lieben Siebenbürgern. Die Trennung von meiner schönen Unbekannten fiel mir nicht leicht.

Das Leben am Ufer bot, zumal für uns Fremdlinge, schon einen recht eigenartigen Anblick. Wenn auch manchmal behauptet wird, der Orient beginne schon in Wien, so halte ich es doch für bedeutend richtiger, wenn man dies von Orsova oder überhaupt von der Gegend südlich des Eisernen Tores behauptet. Die vielen Kulis, die sich am Ufer herumtrieben und die auf ihrem Rücken ganz erstaunlich schwere Lasten zu tragen vermögen, sind malerisch gekleidet und tragen auch schon den charakteristischen türkischen Fez, der ja nun leider in der Türkei selbst verpönt ist. Um den Dampfer herum tummelten sich kleine Kähne, aus denen Händler ihre Leckerbissen, unter denen mir die bis dahin unbekannte Speisemelone auffiel, in allen Tonarten anpriesen. Das Städtchen machte wirklich schon einen echt orientalischen Eindruck, so daß ich mich an dem farbenprächtigen Bild gar nicht satt sehen konnte und lebhaft bedauerte, daß „Jupiter“ schon nach kurzem Aufenthalte wieder vom Ufer abdrehte und uns in wenigen Minuten den schönen Bildern und meiner lieben Siebenbürgerin, die noch immer winkend am Landungssteg stand, entführte.

Spät nachmittags erreichten wir die bulgarische Grenze, was bei den bulgarischen Studenten einen Sturm der Begeisterung hervorrief. Sie begrüßten das Gissen der bulgarischen Slagge mit lautem Jubel, in welchen wir

freudig mit einstimmt. Wir waren wieder in befreundetem Lande.

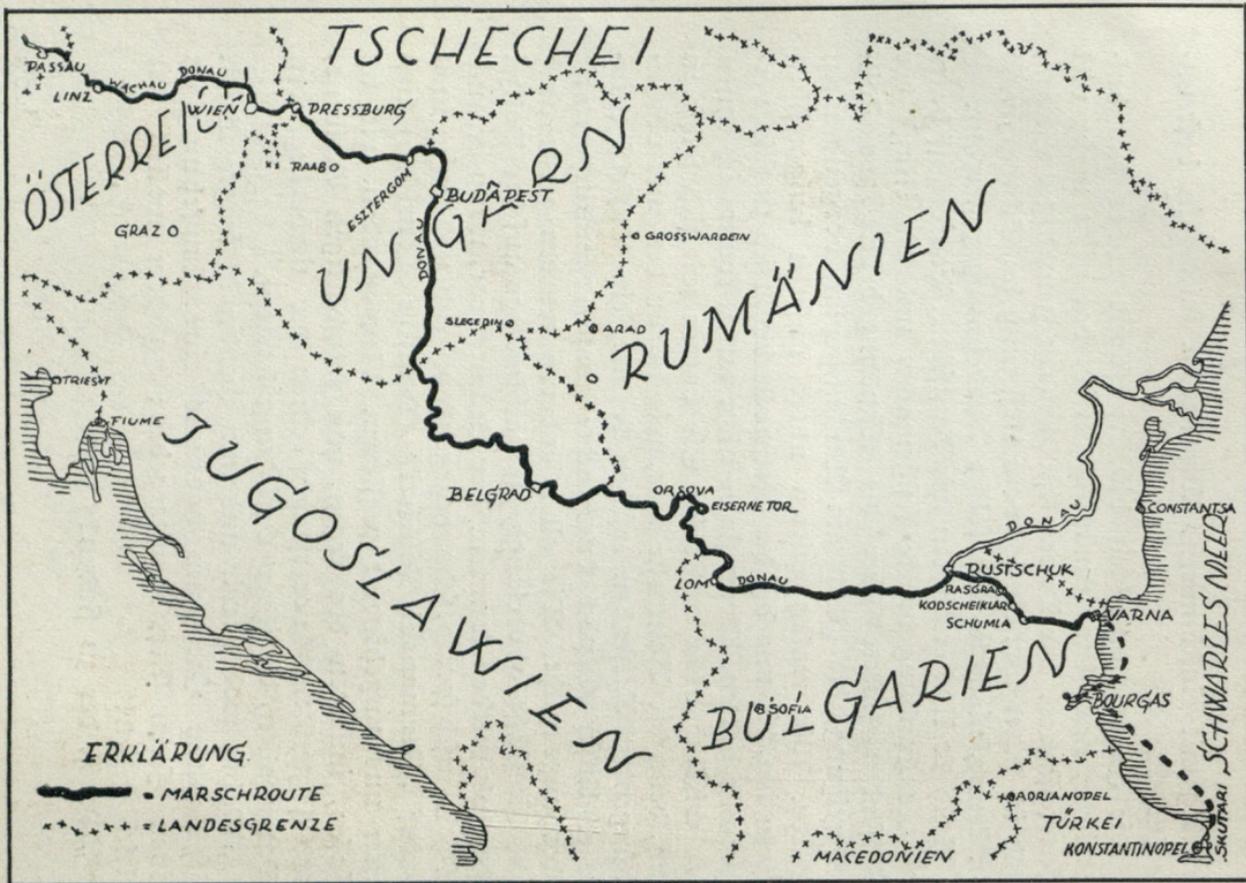
Die Fahrt von Lom bis Kustschuk, rechts das bulgarische, links das rumänische Ufer, bot nicht mehr viel Interessantes. Die Donau ist hier ein gewaltiger Strom, und ich hätte ihr, die ich vom Ursprung im Schwarzwald an Fenne, niemals eine solche Ausdehnung zugetraut.

Früh 10 Uhr erreichten wir Kustschuk. Das Schiff hatte an der Landungsbrücke festgemacht, und die Masse der Reisenden flutete über die Landungsbrücke zur Zollabfertigung, die gleich am Landungsplatz vorgenommen wurde. Wir waren mitten unter unseren bulgarischen Freunden, die uns bei der Kontrolle behilflich zu sein versprochen hatten. Wenn sie es nicht taten, konnte ich ihnen das wirklich nicht verübeln. Sie hatten mit sich selbst zu tun, denn die Kontrolle war, wie ich an den mir vorandrängenden Reisenden ersehen konnte, eine äußerst peinliche. Unser Gepäck durchsuchte man erstaunlicherweise überhaupt nicht. Wie allen anderen wurden zwar auch uns die Pässe abverlangt, die nachmittags auf der Polizei abgeholt werden konnten. Der Beamte war, wenn er auch nicht Deutsch sprach, sehr entgegenkommend, und auf meinen Zuruf „Germanski Touristi“ (Deutsche Touristen) ließ man uns ungehindert passieren. Nun standen wir im Safen, inmitten des regen, uns fremdartigen Treibens, und setzten uns vorerst auf einen der umherliegenden Warenballen, die ihrer Verladung harren.

„Wohin wollen wir uns nun wenden?“ fragte Ernst.

„Kapitän Hartmann hat uns eine Empfehlung an einen Herrn Arpad mitgegeben; zu dem wollen wir gleich gehen!“

„Wo ist der zu finden?“



Unser Reisetag von Dassau bis Konstantinopel

„Er ist in der Agentur der D. D. S. G. angestellt, ich glaube, er führt sogar die hiesige Filiale. Wir werden uns nach der Agentur erkundigen.“

Mit Hilfe eines jungen Bulgaren war das Gebäude bald gefunden, mit ihm auch Herr Arpad.

„Ich kann Ihnen nur das eine sagen, meine Herren,“ sagte Herr Arpad, nachdem er das Brieflein des Kapitäns gelesen und wir uns bereits mehrere Minuten über unsere Pläne und Absichten unterhalten hatten, „daß Sie in wenigen Tagen wieder bei mir vorsprechen werden und die Reise aufgeben. Glauben Sie nicht, es hier in Bulgarien mit den gleichen Straßenverhältnissen zu tun zu haben, als bei Ihnen in Deutschland. Das steht in gar keinem Verhältnis. Erst vor wenigen Wochen habe ich zwei deutsche Studenten in der gleichen Weise von ihrem Vorhaben abzuhalten versucht, die aber nicht auf mich gehört haben. Nach fünf Tagen sind sie wieder zurückgekommen und haben erklärt, daß eine Weiterreise zu Fuß ausgeschlossen wäre!“

„Aber so schlimm können doch die Straßenverhältnisse nicht sein, wie Sie sie uns schildern, Herr Arpad!“ wagte ich einzuwenden.

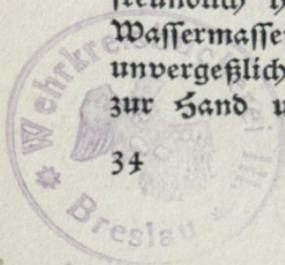
„Sie vergessen eben, daß Sie auch mit einer ganz ungeheueren Hitze zu rechnen haben und daß zur Zeit in Bulgarien, der gespannten politischen Lage wegen, jedem Fremden Schwierigkeiten bereitet werden. Ich kann Sie also nur warnen!“

„Und kann ich nochmals an ein Quartier erinnern, Herr Arpad?“

„Ja, ganz recht, Sie können die Nacht auf dem Dampfer ‚Tegetthoff‘ verbringen, der unten im Hafen vor Anker liegt.“

Als wir abends, müde von dem langen Herumtreiben in den Straßen, am Hafen angelangt waren, begaben wir

uns an Bord des Dampfers, wo uns ein Matrose — in der zweiten Klasse ein Lager anwies. Wie seinerzeit auf Dampfer „Budapest“ in Wien, so schlugen auch hier wieder die Wellen der Donau an die Bordwand, und wenn sie mich seinerzeit sanft in Schlaf gewiegt hatten, heute ließen sie mich nicht zur Ruhe kommen und wirkten in ihrer monotonen Gleichmäßigkeit wie ein Hammer in meinem Gehirn. Ernst schlief ruhig und sorglos, wie immer, und oft habe ich ihn um diesen Schlaf beneidet. Ich erhob mich vom Lager, legte mir den Mantel zum Schutze gegen die Kühle der Nacht um die Schultern und verließ das Schiff, um allein dem Wasser entlang spazieren und meiner im Gehirn sich jagenden Gedanken Herr werden zu können. Die lautlose dunkle Nacht und die frische Brise, die mir um die heiße Stirn wehte, taten mir unendlich wohl. Als ich von dem langen Umherirren müde geworden war, setzte ich mich auf einen Stein, so nahe dem Wasser, daß ich es fast mit den Händen hätte erreichen können, und schaute hinaus auf die endlose, weite Wasserfläche. Und ich sah sie im Geiste vorbeifließen, die kleine Donau in Sigmaringen, wo ich einmal meine Ferien verbracht, ich sah sie in Ulm, in Regensburg, in Passau, meiner lieben Heimatstadt, wo sie nach Vereinigung mit Inn und Ilz schon zu einem mächtigen Flusse angewachsen, ich sah sie in Wien, in Budapest, Belgrad und nun hier und fühlte mich mit einem Male so verwachsen mit meinem lieben Heimatstrom, daß ich ganz glücklich und zufrieden wurde. Und der blasse Mond, dessen Silberlicht, eben von einer Wolke verdeckt, nun wieder freundlich herunterstrahlte, überflutete die vorbeieilenden Wassermassen mit seinem magischen Licht, ein erhabenes, unvergeßlich schönes Bild. Und ich nahm mein Büchlein zur Hand und schrieb und dachte, mit den Wassern zu



sprechen, die murmelnd und dann wieder brausend an mir vorüberschossen.

Donauwellen, Heimatklänge bringt ihr mir ins fremde Land.
Oh, erzählt von meinen Lieben, saht ihr sie an euerm
Strand?

Oh, erzählt von deutscher Heimat, wo begonnen euer Lauf!
Lauschend sitz' ich hier am Ufer, oh, erzählt, ich horche auf!

Donauwellen, ohne Rufen, ohne Rasten strömt ihr hin.
Sahst ihr auch in euerm Saften das so liederreiche Wien?
Sahst ihr Budapest, das stolze? Sahst ihr Belgrad, Orsova?
Donauwellen, nicht so eilig, oh, erzählt, ich horche ja!

Donauwellen, kenn' euch nimmer, wie ihr schäumt so stolz
und wild,

War ich euer Freund doch immer, hab' mit euch so oft
gespielt!

Schwarzwaldfinder, kehrt zurücke, rauschet nicht so wild
einher —

Eure Macht währt Augenblicke — endet bald im Schwarzen
Meer!

Von Rüstschuk nach Varna

Wir hatten wirklich das erstemal, seit wir von Deutsch-
land abgereist waren, das Gefühl, daß es Sonntag
sein müsse. Die Nacht auf „Tegetthoff“ hatten wir prächtig
geschlafen, wenigstens Ernst behauptete das, und auch ich
hatte in den Morgenstunden noch die so notwendige Ruhe
gefunden. Die Sonne lachte schon vergnügt durch die Bull-
augen herein, und auf Deck herrschte reges Leben.

Wir hatten für 5 Uhr nachmittags den Abmarsch von Kustschuk festgesetzt. Unter den Klängen eines flotten Marsches — Ernst spielte auf seiner Mundharmonika — verließen wir die erste bulgarische Stadt. Unser Weg führte uns an einem öffentlichen Garten vorüber, in dem ein Volksfest in vollem Gange war. Die Musik spielte, die Paare drehten sich fröhlich im Tanze, Kinder sprangen belustigt unter den Bäumen umher, und so manches junge Pärchen erging sich in den öffentlichen Anlagen in so interessante Gespräche vertieft, daß sie für die ganze Umgebung blind zu sein schienen. Mag man sein, wo man will, junge Pärchen haben sich stets und überall viel zu erzählen! Bald hatten wir die Stadt hinter uns, und auf beiden Seiten der Straße dehnten sich weite, unübersehbare Flächen aus, die wohl als Weiden dienen mochten, die aber doch durch das vollständige Fehlen von Bäumen oder Wald der Gegend einen eintönigen und toten Eindruck verliehen. Als wir nach zweistündigem Marsch endlich von einem Gefährt eingeholt wurden, hatte ich alle Lust zum Laufen verloren, und besonders Ernst, des Marschierens weniger gewohnt, war mit meinem Vorschlag, den Wagen anzuhalten, sofort einverstanden. Spät abends erreichten wir das Dörfchen Wisna, wo wir einen gewissen Poppoff kennenlernten, der leidlich Deutsch sprach und sich sofort zu unserem Gastgeber aufwarf, was ich ihm selbstverständlich absolut nicht verübelte. In dem einzigen Lokal des Dorfes wurden wir mit Sodawasser, Butter, Käse, Brot, Eiern und Melonen bewirtet, und unser Freund Poppoff wies uns in seinem Hause eine Art Kumpelkammer, die aber nach bulgarischen Dorfbegriffen die „gute Stube“ war, als Schlafgemach an. Ich muß heute darüber lächeln, daß wir damals unsere Waffen griffbereit unter dem

Kopfpolster zurechtlegten, aber wir waren eben zum erstenmal in einem bulgarischen Dorfe, und darum waren uns diese romantisch gekleideten Gestalten, die zum Teil bewaffnet waren und deren Sprache wir nicht verstehen konnten, reichlich unheimlich, so daß unsere Vorsicht verständlich erscheinen wird. Und schließlich waren wir ja am Balkan und nicht in Deutschland. Am nächsten Morgen statteten wir dem Bürgermeister einen Besuch ab, den wir um den Ortsstempel ersuchten. Die Aufnahme bei dem Ortsvorsteher war eine herzliche, und wir wußten die Ehre wohl zu schätzen, die uns der Bürgermeister durch seine Einladung zu einer Tasse türkischen Kaffees erwies. Unser Freund Poppoff begleitete uns zum Abschiede noch und zeigte uns den Weg nach dem nächsten Dorfe Pisanzy. Dort wurden wir bei unserer Ankunft von einem Rudel Neugieriger umringt, die uns mit Fragen bestürmten, welche ich, da ich doch so gut wie nichts verstand, mit eisernem Stillschweigen beantwortete. Da drängte sich ein junger Mann durch die Menge und schritt auf uns zu, indem er uns scharf musterte.

„Sie sind Deutsches, meine Herren!“ sagte er gebrochen, wobei er das „Herren“ ganz kurz und scharf zwischen den Zähnen hervorstieß.

„Ja, wir sind Deutsche, wie kommen Sie darauf?“ fragte ich, indem ich ihm die Hand reichte. „Mein Name ist Hermann, und hier stelle ich Ihnen meinen Freund Schreiber vor, deutsche Touristen, wie Sie richtig erraten haben!“

„Oh, ich gleich wissen, daß die Herren Deutsches! Die graue Uniform ich habe gesehen in München, ich habe gesehen in andere deutsche Stadt, wie Soldat!“

Mein Gott, war das ein Kauderwelsch! Er hielt unsere feldgrauen Touristenanzüge für Uniformen. Ich mußte

mir Mühe geben, nicht laut aufzulachen. Der junge Bulgare meinte es sicher gut.

„Wo waren Sie denn in München? Wohl auf irgend-einer Hochschule?“

„Nicht Schule, ich nicht Student in München, ich Student in Graz, Austria, aber ich haben Besuch in München und Berlin. Deutschland sehr schön und Freund von Bulgarsti!“

„Uns geht es hier in Bulgarien auch recht gut bis jetzt!“

„Wollen Sie nicht in mein Haus, ich haben ein Zimmer frei. Mein Zimmer ich geben gerne für Ihnen, und meine Eltern wird freuen, wenn ich bringen Sie!“

Und sie haben sich tatsächlich gefreut, die Eltern unseres neugewonnenen Freundes, als er mit uns sein Elternhaus, das am anderen Ende des Dorfes lag, betrat. Die Aufnahme war eine herzliche, und bald waren wir trotz aller Müdigkeit lustig und guter Dinge, besonders als eine schwarzäugige, hübsche Bulgarin, die Schwester des Studenten, uns ein frugales Mahl servierte. Mit unserem Freunde machten wir gegen Abend einen Rundgang im Dorfe, in dem es für uns Neulinge viel Interessantes zu sehen gab. Besonders aufgefallen ist mir der ungeheuere Viehreichtum der Dorfbewohner, die prachtvollen, in den Weiden sich herumtreibenden Pferde-, Rinder- und Schafherden, die einen enormen Reichtum darstellen und das Auge jedes Tierfreundes erfreuen müssen. Von einer Anhöhe aus blickten wir auf das kleine Pisanzy. Das Dörfchen bot einen malerischen Anblick. In einem Talkessel, umgeben von grünen Höhen, in zwei Hälften geteilt durch einen silbern glitzernden Gebirgsbach, stachen die blendend weißgetünchten Häuschen der Bulgaren wohltuend ab von den kleinen, unscheinbaren Lehmhütten der Türken, und die am Wasser trinkenden Tiere, von denen besonders die

großen bulgarischen Büffel zu erwähnen sind, gaben dem Gesamtbild etwas Friedliches, unsagbar Schönes.

„Wollen die Herren sehen mein Freund, in ein halbe Stunde können wir finden?“ überraschte uns am nächsten Morgen unser lieber Gastgeber.

„Gut, wir werden mitgehen, wenn wir bis zum Abend wieder zurück sind. Wir wollen heute erst am Abend aufbrechen und die Nacht durchmarschieren.“

„Wohin heute marschieren?“

„Nach Rasgrad. Morgen mittag wollen wir dort sein.“

„Rasgrad sehr weit. Und nicht gut, Nacht marschieren nicht gut! In alle Hause Hund! Meine Herren,“ rief er dann verzweifelt, „ich so traurig, weil ich nicht sprechen gut deutsche Sprache!“

Der arme Junge! Er gab sich wirklich die größte Mühe, sich verständlich zu machen und suchte jedes Wort seines deutschen Sprachschatzes irgendwie nutzbringend anzuwenden. Gegen Mittag wanderten wir mit ihm zu seinem Freunde, der etwas mehr als eine Stunde von Pisanzy entfernt in einer Mühle wohnte. Wir haben dort einen der vergnügtesten Nachmittage verlebt, deren ich mich während unserer Reise überhaupt entsinne. Auf einem hohen Baume hatte sich der Freund unseres Gastgebers, ebenfalls ein Student, ein bequemes Nest errichtet, in dem wir vier es uns gemütlich machten, was bei der köstlichen Bewirtung, die aus Obst und schmackhaftem Bienenhonig bestand, nicht schwer fiel. Die beiden überglücklichen Bulgaren haben mir dort oben so lange ihre Nationalhymne vorgesungen, bis ich sie zu ihrer großen Freude auf meiner Geige auswendig spielen konnte. Der Abschied von dem einsamen Mühlenbewohner war rührend, und in Pisanzy angekommen ließ es sich unser Gastgeber nicht nehmen,

uns weit zu begleiten, und er verabschiedete sich erst, als wir dringend darauf bestanden und sein Heimort fast seinen Blicken entschwunden war. Und noch lange blieb er stehen, und noch lange blickte er uns nach und winkte. Unser lieber Dimitry Steianoff Katschanoff hatte uns wirklich in sein Herz eingeschlossen.

Die Nacht war hereingebrochen, der Mond beleuchtete uns den Weg, und nur die durch den Straßenstaub gedämpften Schritte durchbrachen die geheimnisvolle Stille. Da tauchte endlich eine Ortschaft vor unseren Blicken auf, und wir hatten uns noch nicht dem ersten Hause genähert, als ein Hund Lärm schlug und sich wie ein Tiger auf uns stürzte. Nur mit Hilfe unserer festen Bergstöcke gelang es, die wütende Meute – der erste Hund hatte aus allen Häusern Zustrom erhalten – uns vom Leibe zu halten. Die Hunde hatten das ganze Dorf aus dem Schlafe gerissen und verschiedentlich vernahmen wir Pfiffe, die mich deswegen beunruhigten, weil keine Menschenseele zu sehen war. Wir hatten uns mit dem Rücken an die Wand eines Hauses gestellt und hatten gerade genug zu tun, die wütenden Hunde, deren Zahl sich von Minute zu Minute vergrößerte, abzuwehren.

„Kommt denn niemand von diesem Gesindel!“ fluchte Ernst, indem er einem großen Wolfshund, der sich besonders wild gebärdete, einen kräftigen Hieb versetzte, daß er sich winselnd aus dem Staube machte. „Sollen wir uns denn von diesem Viehzeug hier bei lebendigem Leibe auffressen lassen!“ Und wieder ließ er seinen Stoß pfeifend durch die Luft sausen.

Auch ich wehrte mich aus Leibeskräften.

„Franz, die Tiere geben nicht nach, wir müssen unbedingt etwas tun, um sie los zu werden! Schieß doch so ein Biest tot!“

Ich hatte erst einige Bedenken, aber Ernst war im Recht. Mit den Hunden war wirklich nicht zu spaßen, und wir mußten ja endlich aus dieser peinlichen Situation loskommen. Ob sich die Dorfbewohner wohl gefallen ließen, daß wir ihnen die Hundie totschossen? Indem ich mir mit der Rechten die Hundie vom Leibe hielt, nahm ich mit der Linken meine kleine Mauserpistole aus der Tasche und schoß einem riesigen Köter, als er eben wieder anspringen wollte, eine Kugel durch den Kopf.

Wir eilten die Straße entlang, indem ich nach vorne, Ernst nach rückwärts beobachtete. Die Meute folgte uns in sicherer Entfernung und schlug wieder einen ohrenbetäubenden Lärm. Da lösten sich von einer dunklen Wand zwei mit Gewehren bewaffnete Gestalten los, die raschen Schrittes auf uns zukamen. Die ewig gleiche Frage, wohin und woher, konnte ich schon bulgarisch beantworten, und der Zusatz „Germanski Touristi“ schien die zwei Nachtwächter zu beruhigen, wohl mehr aber noch der Umstand, daß wir beide bewaffnet waren und nicht eben friedlich aussahen. Ich hatte meine Pistole noch in der Hand.

Als wir am nächsten Tage Kasgrad erreichten, begaben wir uns sofort zur Polizei, um den Ortsstempel in unser Buch zu erhalten und eventuell auch gleich zu einem Quartier zu kommen. Waren es doch in erster Linie die Offiziere, die sich uns Deutschen gegenüber immer freundlich und hilfsbereit gezeigt hatten. Tatsächlich wurden wir auch recht herzlich aufgenommen, und der anwesende Polizeioffizier bedauerte lebhaft, der deutschen Sprache nicht mächtig zu sein.

So saßen wir denn im Polizeigebäude der Stadt Kasgrad und warteten auf den Polizeiobersten, der nach Angabe seines schon anwesenden Adjutanten sich sicher für unser

Unternehmen interessieren würde. Der gute Mann ließ aber recht lange auf sich warten, und so gingen wir erst noch einmal in den Hof, wo wir Toilette machten. Aus einer Zisterne brachte man uns Waschwasser, und ein Soldat hielt uns meinen kleinen Taschenspiegel, der als Kasierspiegel dienen mußte.

Bei dieser Tätigkeit störte uns der Adjutant des Polizeichefs, der uns die Ankunft seines Vorgesetzten mitteilte.

„Elate tuka, Gospodine!“ forderte er uns auf und schritt uns voran in das Gebäude zurück und direkt in das Zimmer des Polizeigewaltigen von Kasgrad. Wir hatten unsere Toilette eben rechtzeitig beendet.

„Dobär den, Gospoda!“ grüßte dieser freundlich, indem er jedem die Hand reichte und uns zum Sitzen einlud. Was sollte nun werden? Er sprach weder Deutsch noch Englisch, Bulgarisch verstand ich nur einige Worte, und wir hatten ihm doch so viel zu sagen! Doch der gute, alte Herr, der nach wenigen Minuten schon die Fruchtlosigkeit seiner und unserer Bemühungen eingesehen hatte, wußte Rat. Wir beide saßen auf einem bequemen Ledersofa, das wohl im allgemeinen dazu dienen mochte, dem Herrn Oberst, der sich ein beträchtliches Schmerbüchlein leistete, über die Langweiligkeit der Dienststunden hinwegzuhelfen.

Nach einer knappen halben Stunde betrat ein junger Mann das Zimmer, der sich ehrerbietig vor dem Offizier verneigte und sich dann auf dessen Aufforderung an uns wandte.

„Sie sind deutsche Touristen, sagt mir der Herr Oberst. Ich soll Ihnen sagen, daß es dem Herrn sehr leid tut, nicht Deutsch sprechen zu können, und es wird ihn freuen, wenn er Ihnen irgendwie behilflich sein kann!“

Ich hatte noch kaum den Mund zu einer Antwort aufgetan, als ein neuer Ankömmling schüchtern, fast

verängstigt möchte ich sagen, das Zimmer betrat. Nachdem er mit dem Obersten einige Worte gewechselt hatte, atmete er erleichtert auf. Es war zu jener Zeit kein angenehmes Gefühl für einen Bulgaren, zur Polizei zitiert zu werden, da man, auch unschuldig, in der gefährlichen Zeit der politischen Hochspannung leicht als staatsgefährliches Element betrachtet und vor den Kadi gezerrt werden konnte. Diese Gefahr bestand für den neuen Ankömmling also nicht, und mit heiterem Lächeln kam er auf uns zu.

„Meine Herren, ich bin als Dolmetscher kommandiert und brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, daß ich mich aufrichtig darüber freue!“

„Das Vergnügen ist ganz auf unserer Seite. Man hat Sie wohl alarmiert?“

„Selbstverständlich! Die Polizei macht zurzeit alle Straßen unsicher, und wer schon einmal in Deutschland war oder irgendwie der deutschen Sprache mächtig ist, hat sich beim Polizeichef zu melden. Ein einfaches Verfahren, was?“

„Soffentlich sind die auf diese Art und Weise in ihrem Tageswerk gestörten Herrschaften nicht recht ungehalten über uns.“

„Nicht daran zu denken. Da kennen Sie uns Bulgaren schlecht. Wir freuen uns darüber und . . .“

Weiter kam er nicht in seiner Rede, denn die Aufmerksamkeit aller Anwesenden richtete sich auf eine junge Dame, die sich recht angelegentlich mit dem Polizeichef unterhielt und eine wirkliche Schönheit war. Sollte auch sie unserer wegen gekommen sein? Das wäre doch zuviel Glück für einen einzigen Nachmittag! Und sie war tatsächlich unserer wegen gekommen. Daß die beiden Herren nun etwas in den Sintergrund traten, habe ich eigentlich bedauert, aber wir mußten nun der Dame das Wort lassen, und haben das auch recht gerne getan.

„Sie wollen also nach der Türkei reisen und dabei gleich unser schönes Bulgarien kennenlernen. Ich werde alles dem Herrn Oberst übersetzen, gedulden Sie sich einen Augenblick!“

„Bitte sehr!“

Nachdem sie kurz mit dem Beamten gesprochen hatte, wandte sie sich wieder an uns.

„Sie fragen, wo ich so gut Deutsch gelernt habe! Ich bin hier als Ärztin tätig und habe meine Studien in Graz gemacht. Die Stadt wird Ihnen ja bekannt sein!“

„Ich war leider noch nicht in Graz, aber gehört habe ich schon viel davon. Es scheinen dort sehr viele Bulgaren zu studieren.“

„Ja, wir gehen lieber nach Österreich, als nach Deutschland. Erstens ist es nicht so weit . . .“

„Und zweitens?“

„Zweitens sind die Österreicher gemütlicher!“

„Das ist zwar kein Kompliment für uns Reichsdeutsche, aber Sie mögen recht haben!“

„Ich will Sie gewiß nicht beleidigen, aber ich meide straffe Zügel, wenn ich sie auch für notwendig und segensreich halte. Aber darüber wollen wir uns später unterhalten. In erster Linie will der Herr Oberst nun wissen, womit er Ihnen dienen kann!“

„Das will ich Ihnen gleich sagen. Wie Sie schon wissen, wollen wir vorerst nach der Türkei. Da ich nun vorhabe, später über diese Reise ein Buch zu veröffentlichen, so möchte ich, um recht Vieles und Interessantes schreiben zu können, womöglich Anschluß an eine Familie finden. Auf diese Weise hätte ich am besten Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung kennenzulernen. Um es kurz zu sagen: Wir möchten also hier in Kasgrad zwei Tage bleiben und nicht im Hotel, sondern bei Privatleuten wohnen.“

„Und?“

„Und nichts weiter! Ist das nicht schon zu viel verlangt?“

„Ganz und gar nicht! Den Familienanschluß finden Sie bei uns. Meine Eltern und Geschwister sprechen nun zwar nicht Deutsch, aber wir werden uns trotzdem recht gut unterhalten können. Ich werde nun dem Herrn Polizeichef wieder einmal etwas sagen, damit er uns nicht ungeduldig wird!“

Während sich Fräulein Schopowa, wie die Ärztin sich nannte, mit dem Offizier unterhielt, verabschiedeten sich die beiden männlichen Dolmetscher von uns, da sie wohl einsehen mochten, daß eine Dame bei jungen Touristen mehr Chancen haben würde. Da wir aber bereitwilligst versprochen, daß wir sie aufsuchen würden, wurde doch eine Verstimmung vermieden.

Der Oberst geleitete uns, als wir uns verabschiedeten, bis an die Treppe, die zur Straße hinunterführte, eine Ehre, die nicht so leicht einem Bulgaren widerfährt, und der Adjutant steckte meinem Freunde heimlich einige Zigarren in die Rocktasche. Wollte ich alles erzählen, wollte ich die vielen Liebesdienste, die man uns erwiesen, aufführen, es würde alle Seiten füllen und jede Seite würde ein Loblied auf die bulgarische Gastfreundschaft sein. Und ich habe mir seinerzeit vorgenommen, überall dieses hohe Lied der Freundschaft zu verkünden und all das Gute, das man uns getan, niemals zu vergessen und als äußeres Zeichen meiner Dankbarkeit laut in der Welt zu verkünden, in erster Linie in meiner geliebten deutschen Heimat, daß man dort unten am Balkan die einstige treue Waffenbrüderschaft nicht vergessen hat.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Rasgrad setzten wir die Reise fort und gelangten nach mühseligen Marschen in glühender Hitze in Kodscheiklar an. Kodscheiklar ist ein

kleines, unscheinbares Dörfchen auf halbem Wege nach Schumla und wird ausschließlich von Türken bewohnt, die alle der bulgarischen Sprache nicht mächtig sind. Der einzige dort wohnende Bulgare ist der Besitzer eines netten, weißgetünchten Hauses, das sich von den erdfarbenen Sütten der Türken wie ein Palast abhebt. Er ist der Kaufmann des Ortes. Wir waren bei ihm zum Abendessen ein geladen, Wohnung hatten wir jedoch beim Bürgermeister, einem Türken, genommen.

Früh am nächsten Morgen brachen wir nach Schumla auf.

Schumla, die kleine Bergstadt, die sich im Hintergrund wie schutzsuchend an die Ausläufer des Balkengebirges anlehnt, bietet für den Beschauer einen herrlichen und für uns außerdem einen recht fremdartigen Anblick. Hier sieht man schon verschiedentlich die schlanken Minarets der Türken, auf denen die Priester die Gebetszeit ausrufen, die Kuppeln der kleinen mohammedanischen Heiligtümer, richtige Sezträger und so weiter. Man merkt, daß man mit jedem Schritte dem eigentlichen Orient näher kommt. Und ich war ja so unendlich gespannt darauf.

„Wohin wollen wir uns hier wenden, Franz?“ fragte Ernst, als wir ganz verstaubt und feldmarschmäßig bepöckeltes festes Schrittes, von der Bevölkerung bestaunt, in die Hauptstraße der Stadt einmarschierten.

„Wir gehen sofort zur Polizei und fragen nach dem Vorstand des Touristenvereins!“

Wir hatten uns bald nach der Polizei durchgefragt und wurden dort wie in Rasgrad aufgenommen, nur mit dem Unterschiede, daß wir nicht so lange zu warten hatten. Der Vorstand des Touristenvereins, ein Herr Jordan Wassileff, der eine Erfurterin zur Frau hatte, war im Kriege als bulgarischer Offizier bei einem deutschen Stabe

und war der deutschen Sprache sehr gut mächtig. Da seine Frau zurzeit in Erfurt bei ihren Eltern weilte, lud er uns ein, seine Gäste zu sein, was wir gerne annahmen. Am Abend machten wir einen Bummel durch die Stadt und besuchten mehrere Lokale, überall unserer feldgrauen Kleidung wegen als Deutsche erkannt und freundlich begrüßt.

„Was wollen Sie trinken, meine Herren? Ich würde Ihnen unseren Rotwein empfehlen, er ist ausgezeichnet!“

„Wir richten uns ganz nach Ihnen, Herr Wassileff!“

„Also gut!“

„Momtsche, tscherweno wino!“ rief er dem Kellner zu, und sofort brachte uns dieser eine Karaffe, bis an den Rand mit köstlichem Rotwein gefüllt.

„Ich trinke auf ein glückliches Gelingen Ihrer Pläne und auf die Wiedererstarkung Ihres Vaterlandes, das auch das meine geworden ist!“

Man konnte in dem Lande, wo man so viele begeisterte Freunde der deutschen Sache antraf, wirklich froh werden.

Während Ernst mit Herrn Wassileff nach Hause ging, besuchte ich zusammen mit einem bulgarischen Schneider, den ich kennengelernt hatte, dessen Ehefrau, die eine Deutsche sein sollte.

In einem kleinen Hofe angekommen, rief Herr Apostoloff — so war sein Name — seine Gemahlin, die, einen Kochtopf in der Hand haltend, recht niedlich und so ganz anders als die Bulgarinnen gekleidet, nach wenigen Augenblicken aus der Küche heraustrat. Als sie mich in Begleitung ihres Mannes erblickte, sturzte sie.

„Dobär wetscher, Gospodine!“ grüßte sie, indem sie mir die Hand reichte.

„Dobär wetscher!“ grüßte ich wieder und fügte dann Deutsch hinzu: „Die bulgarische Sprache ist zwar sehr schön,

doch ist uns beiden die deutsche geläufiger. Wir wollen also Deutsch sprechen, nicht wahr!"

Beinahe hätte die junge Frau ihren Kochtopf fallen lassen, so erstaunt war sie. Die Freude hatte ganz plötzlich ein lebhaftes Rot auf ihr Gesicht gemalt. Noch einmal und jetzt mit noch größerer Herzlichkeit reichte sie mir ihre Hand.

"Ist es denn wirklich ganz gewiß wahr, daß Sie ein Deutscher sind?" fragte sie, indem sie mich in das Wohnzimmer hinführte und ihr Mann das in Bulgarien übliche „Slatko“ servierte, eine Fruchtmarmelade, die dem Gast auf einem Glastellerchen gereicht wird. „Ich kann es fast nicht glauben; zu mir ist noch niemals ein Deutscher auf Besuch gekommen und ich hätte mich doch so gefreut!"

„Nun haben Sie also doch Besuch bekommen!"

„Zoffentlich bleiben Sie recht lange bei uns! Ich freue mich ja so sehr, endlich einmal einen Landsmann in meinem Heim begrüßen zu dürfen!"

„Sie werden morgen noch einen kennenlernen!"

„Sie sind also nicht allein?"

„Nein, ich reise mit einem Berliner zusammen."

„Ich darf Ihnen doch ein Nachtmahl bereiten, Herr Herrmann?"

„Nein, im Gegenteil, ich werde sofort aufbrechen und zu meinem Freunde zurückkehren. Dort werde ich erwartet. Aber morgen wollen wir zusammen einen Spaziergang durch die Stadt machen, vorausgesetzt, daß Sie Lust haben."

„Gerne! Und zu Mittag müssen Sie meine Gäste sein, nicht wahr!"

„Das will ich versprechen!"

Es war spät geworden, und unser Quartierherr mahnte zur Ruhe. Da die Frau verreist war, so schliefen wir drei in den Ehebetten. Ich mußte, weil ich der kleinste war, in

die Mitte und hatte immer zu tun, daß ich nicht zwischen den beiden Betten, die etwas auseinanderstanden, hindurchrutschte.

Frohen Mutes setzten wir zwei Tage später den Marsch fort. Indem wir unsere Erlebnisse in Schumla noch einmal besprachen, erreichten wir das Dorf Novibazar. Wir machten auch dort unsere üblichen Besuche, um uns bei den Behörden die Ankunft in unseren Büchern bestätigen zu lassen und ließen uns dann den Weg zur Kaserne zeigen, da wir dort Quartier beziehen wollten. Daß wir nicht dazu gekommen sind, ist die Schuld eines Russen, der Verwalter in einem großen staatlichen Gärtnereibetriebe war und uns einlud, seinen Garten zu besuchen. Wir haben nicht bereut, dieser Einladung gefolgt zu sein. Was wir zu sehen bekamen, war das reinste Paradies, und wir machten so viele Kostproben, daß ich mehrere Tage kein Obst mehr sehen konnte. Wir waren von dem Besuche so befriedigt, daß wir beschlossen, in Anbetracht unserer gehobenen Stimmung trotz der sich allmählich bemerkbar machenden Müdigkeit noch bis zu dem kleinen Dörfchen Tadekoi weiterzumarschieren. Wir erreichten es, noch bevor der Abend seine ersten Schatten senkte. Dort waren wir die Gäste des Bürgermeisters, der sich in Bulgarien, wenigstens in den kleineren Orten, „Gmed“ nennt. Obwohl Tadekoi kaum 100 Einwohner zählte, fand sich doch jemand, der, wenn auch sehr gebrochen, Englisch sprach und sich sofort als Dolmetscher zur Verfügung stellte. Es dauerte immer ziemlich lange, bis man ihm etwas plausibel machen konnte, denn er war, abgesehen von seinen geringen Sprachkenntnissen, gewiß keine Geistesgröße. Doch sein Sprachtalent schien er für ganz enorm zu halten und war darauf nicht wenig stolz.

„Sage dem Gmed,“ bat ich gelegentlich im Verlauf unserer Unterhaltung, die er immer ausführlich dem Bürgermeister und einigen Bauern, die sich in der Wohnung des Gmed zu uns gesellt hatten, übersetzte, „daß wir für unser Reisebuch gerne einen Stempel haben möchten.“

„Warum brauchst du den?“ fragte er, nachdem er sich mit dem Bürgermeister besprochen hatte.

„Um beweisen zu können, daß wir in Jadedoi waren, wenn wir nach Deutschland zurückkommen!“

Wieder folgte eine kurze Besprechung.

„Der Gmed wird dir einen Brief mitgeben!“

„Das geht nicht!“

„Warum nicht?“

„Weil ich sonst zu viele Briefe mit mir herumtragen müßte. Er muß sich in dieses Büchlein hier eintragen.“

„Er wird dir etwas hineinschreiben.“

„Gut.“

„Also bist du zufrieden?“

„Nein.“

„Warum nicht? Er wird dir hineinschreiben, daß du in Jadedoi gewesen bist.“

„Man wird es nicht glauben!“

„Warum nicht?“

„Weil es nicht gestempelt ist. Bei uns in Deutschland gilt eine Bescheinigung nur, wenn sie einen Stempel hat.“

Es mußte doch einen Grund haben, daß mir die Leute den Ortsstempel verweigern wollten. Bisher machte doch das nirgends in Bulgarien Schwierigkeiten. Und gerade diese Stempelsammlung war es, die unsere Reisebücher interessant machte.

Unser Dolmetscher, der mit dem Bürgermeister verhandelt hatte, wandte sich nun wieder an mich.

„Gospodine, der Gmed sagt, daß er keine Farbe mehr hat für seinen Stempel.“

„Dann soll er Tinte nehmen, das geht ebenso!“

„Aber er hat auch kein Stempelfissen!“

„Ein wollener Lappen tut es auch!“

„Ich werde es dem Gmed sagen!“

„Ja, bitte, tue das und sage ihm, daß er seinen Gästen eine große Freude machen würde, wenn er uns den Stempel in die Bücher gäbe.“

Und der Gmed, der nicht unhöflich erscheinen wollte, gab nach. Er hatte wirklich keine Farbe und auch kein Stempelfissen, aber als ich dann unter dem Ortsnamen des Stempels die Jahreszahl 1878 in meinem Buche las, da wußte ich genau, warum man sich so lange geweigert hatte, uns die Bücher zu stempeln. Tadefoi und seinem Bürgermeister konnte man wirklich nicht den Vorwurf machen, daß sie zu bureaukratisch seien. Wenn der Ortsstempel die Jahreszahl 1878 aufwies, und wir lebten doch schon im Jahre 1924, so war damit der Beweis erbracht, daß man den Stempel volle 45 Jahre nicht mehr benützt hatte. Daß in dieser Zeit die Farbe eingetrocknet und das Fissen unbrauchbar geworden war, war absolut glaubwürdig.

Nach einem langen und beschwerlichen Marsch in dem nun allmählich bergiger werdenden Gelände erreichten wir am nächsten Abend Kotlobey. Ursprünglich hatten wir ja die Absicht, die Nacht durchzumarschieren, um am nächsten Morgen in Varna zu sein, aber die Müdigkeit machte sich so bemerkbar, daß wir doch vorzogen, die Nacht in Kotlobey, einem großen, freundlichen Dorfe, zu verbringen. Mit meinen bulgarischen Sprachkenntnissen wurde es von Tag zu Tag besser, und immer seltener mußte ich bei den üblichen Unterhaltungen, bei denen uns doch stets die

gleichen Fragen vorgelegt wurden, mich des Sprachführers bedienen. In Kotlobey quartierte uns der Gmed bei seinem Bruder ein, der uns abends in die Dorfschänke mitnahm, um, wie es den Anschein hatte, mit seinen Gästen zu renommieren. Ich hatte meine Geige mitgenommen und spielte den um uns versammelten Dorfbewohnern die bulgarische Nationalhymne, die ich in Pisanzy von den zwei Studenten gelernt hatte.

„Sie sind Deutsche“, hörte ich auf einmal eine Stimme hinter mir und sah, als ich mich umdrehte, eine Gestalt vor mir stehen, die mich um zwei Kopflängen überragte und dem Umfange nach ein recht wohlgenährter deutscher Metzgermeister hätte sein können. Und ein solcher war es auch, wenn auch nicht gerade ein Deutscher. „Wie kommen Sie denn nach Kotlobey?“

„Sie sind ein Tschече, mein Herr! Habe ich recht?“

„Allerdings, aber woher wissen Sie das?“

„Ich wohne so ungefähr an der tschechischen Grenze und bin schon mit mehreren Ihrer Landsleute in Berührung gekommen. Die Art und Weise, wie Sie sich der deutschen Sprache bedienen, hat mich Ihre Herkunft sofort erraten lassen.“

„Ich bin allerdings aus Prag, bin ich aber schon an die 30 Jahre in Varna ansässig.“

„Das trifft sich ja ausgezeichnet, da wollen wir gerade morgen hin!“

„Wo wohnen Sie denn in Varna?“

„Wir müssen uns erst um eine Wohnung umsehen.“

„Dann gehen Sie zu mir. Ich habe schon öfters Deutsche bei mir wohnen gehabt, die auf der Durchreise waren. In meinem Hause ist Platz genug!“

„Wenn ich Sie nun beim Wort nehme, Herr . . .!“

„Flegel ist mein Name.“

Wir stellten uns ebenfalls vor.

„Also, wenn ich Sie beim Wort nehme, Herr Flegel!“

„Das sollen Sie, selbstverständlich, denn sonst hätte ich Sie nicht dazu aufgefordert. Ich kann allerdings noch nicht mit nach Varna reisen, weil ich hier noch zu tun habe. Aber Sie können meiner Frau sagen, daß ich in einigen Tagen kommen werde!“

„Was machen Sie denn hier, Herr Flegel, wenn ich fragen darf?“

„Ich betreibe in Varna seit etwa 30 Jahren eine Wurstfabrik, und in dieser Gegend kaufe ich das Vieh auf.“

„Da können wir uns vielleicht in Varna nützlich machen!“

„Wie lange wollen Sie dort bleiben?“

„Allerdings nur einige Tage, weil wir nach Konstantinopel weiter reisen wollen.“

„Bleiben Sie lieber in Bulgarien. Ich glaube, daß es hier bald interessante Dinge zu erleben gibt.“

Herr Flegel schien auf die politische Hochspannung anzuspüren.

„Sie glauben also, daß . . .!“

„Ich glaube gar nichts!“ unterbrach er mich ziemlich barsch. Er war jedenfalls sehr vorsichtig in seinen Äußerungen.

Nachdem er uns seine Adresse in Varna angegeben hatte, war er mit einem Male, so schnell, wie er gekommen war, wieder verschwunden. Die Bulgaren, die ihn schon lange kannten, erklärten mir, daß er ein komischer Kauz sei und ziemlich oft etwas tief in das Glas schaue. Seine Einladung kam uns natürlich sehr gelegen, und so beschloßen wir, in Varna die Gäste des Wurstmachers Flegel zu werden.

Gegen Abend des nächsten Tages erreichten wir Varna, wo uns ein Student, den wir im Zuge kennengelernt

hatten, nach der Wohnung des Wurstmachers Flegel führte. Dort war der Empfang ein recht unfreundlicher. Durch den Laden traten wir in einen Hof, in welchem zwei große Hunde an einer Kette lagen und uns grimmig anknurrten.

„Ein wirklich netter Empfang!“ sagte Ernst, als sich eine Weile niemand um uns zu kümmern schien.

„Warte nur, man wird sich schon mit uns beschäftigen müssen, der Herr des Hauses hat uns eingeladen, und das ist für uns maßgebend!“

Wir setzten uns auf eine Kiste, die in der Mitte des Hofes stand, und warteten der Dinge, die da kommen sollten. In der Küche, deren Inneres wir durch das offene Fenster überblicken konnten, stand eine rundliche, kleine Frau mit einem bärbeißigen Gesicht und schmorte und briet, daß uns der Duft ganz verführerisch in die Nase stieg und uns daran erinnerte, daß wir eigentlich schon wieder recht hungrig waren. Am Tisch saßen zwei Metzgerburschen, die sich eine kräftige Suppe gut schmecken ließen. Endlich schien die Alte auf uns aufmerksam zu werden, denn sie wackelte mit einem Topf in der Hand auf uns zu.

„Da haben Sie also meinen Mann getroffen?“ fragte sie mit einer Stimme, die mir sofort die Hexe aus Hänsel und Gretel in Erinnerung brachte.

„Wie ich Ihnen erzählt habe.“

„Hat er schon viel eingekauft?“

„Ja, aber er ist noch nicht fertig, er kommt erst in einigen Tagen.“

„Wie kam er denn zu Ihnen?“

„Er hat uns eingeladen, während unseres Aufenthaltes in Varna bei Ihnen hier zu wohnen. In seinem Hause wäre Platz genug, hat er gesagt.“

„War mein Mann denn auch nüchtern?“

Donnerwetter, war die Dame liebenswürdig!

„Vollkommen nüchtern, er hat uns des öfteren eingeladen, so lange bei ihm zu bleiben, als uns lieb wäre.“

Sie seufzte schwer.

„Und wie lange bleiben Sie hier in Varna?“

Ich mußte ihr doch ein wenig Angst machen, weil sie es gar so gut meinte.

„Das wissen wir noch nicht genau. Jedenfalls nicht länger, als einem Monat.“

Kopfschüttelnd entfernte sie sich. Armer, armer Flegel, wenn du heim kommst? Die Frau sah nichts weniger als friedliebend aus. Sie war eine Ungarin und sprach, wenn auch nicht eben fließend, Deutsch. Es war schon ziemlich dunkel geworden, als uns die Hausfrau endlich einen Raum anwies, in dem sie ein Bett für uns beide zurechtgemacht hatte. Wenn dieser Raum auch zu ebener Erde lag, so war ich doch vollauf damit zufrieden und bald waren wir eingeschlafen.

Die Stadt Varna selbst konnte mich nicht besonders begeistern. Es gibt zwar einige schöne Bauten, aber man muß schon in einem türkischen Dorfe aufgewachsen sein, um darüber in Verzückung geraten zu können. Schön fand ich nur den Kurpark, besonders wenn abends die Militärkapelle Konzert gab und die fein aufgeputzten Menschen auf den kiesbesäten Wegen im Lichte der vielerzigen elektrischen Bogenlampen auf- und abstolzierten. Besonders die bulgarischen Offiziere waren es, die das Feld beherrschten und sie verstanden auch ihr Geschäft. Elegante und möglichst kleine Lackstiefel, enganliegende Reithose, auf Taille gearbeitete Litewka aus feinstem Stoffe, die Mütze etwas schief auf dem von Pomade glänzenden Haar, glattrasiertes Gesicht, die unvermeidliche Zigarette im Mund und schelmisch lachende Augen,

das ist der bulgarische Offizier, wie er leibt und lebt und wie er von der Damenwelt umschwärmt wird.

Da wir zur Reise nach Konstantinopel in erster Linie das türkische Einreisevisum benötigten, suchten wir das deutsche Vizekonsulat aufzustöbern, da wir uns dort ein Empfehlungsschreiben an den türkischen Konsul erbitten wollten. Nach langem Suchen hatten wir das Gebäude gefunden. Herzhaft läutete ich an der elektrischen Klingel. Ein junges Mädchen öffnete die Türe.

„Sind wir hier richtig?“ fragte ich. „Wir suchen . . .“

„Jawohl, hier ist das Schweizer Konsulat.“

„Das Schweizer Konsulat?“ fragte ich verwundert.

„Jawohl, aber wir vertreten auch die Interessen Norwegens.“

„Und?“

„Und Österreichs!“

„Mein Gott, wir sind aber doch Deutsche!“

„Der Herr Konsul ist zugleich deutscher Vizekonsul!“

Also doch! Gott sei Dank. War der Mann aber vielseitig!

„Sagen Sie einmal, Fräulein, können wir den Herrn Konsul gleich sprechen, wir haben dringlich . . .“

„Tut mir leid, aber vormittags ist der Herr Konsul nicht da.“

„Und nachmittags?“

„Ist er im Geschäft.“

„Im Geschäft?“

„Nun ja, der Herr Konsul hat eine Eisengroßhandlung unten am Hafen. Im übrigen, wenn Sie wirklich etwas Dringliches haben, gehen Sie doch gleich einmal zum Hafen und besuchen Sie Herrn Zwicky im Geschäft. Da werden Sie ihn sicher antreffen!“

Wir gingen denn auch zu diesem Herrn Zwicky. Am Hafen angekommen, konnte uns jedes Kind das Geschäft

dieses vierfachen Konsuls zeigen. Unter Eisenstangen, Wassereimern, Nägeln und Werkzeugen, Kochtöpfen und Rattenfallen fanden wir ein kleines Männchen vor, das uns, mit den Augen durch eine große Brille zwinkernd, neugierig musterte.

„Wollen Sie zu mir?“

„Jawohl, Herr Konsul, zu dem deutschen Vertreter!“

„Ich habe aber jetzt so wenig Zeit!“

„Unsere Sache ist dringend!“

„Dann kommen Sie!“

Er schritt uns voran in sein Privatbureau und lud uns dort zum Sitzen ein.

„Was wollen Sie von mir, meine Herren?“

„Das ist gleich gesagt, Herr Konsul! Wir sind deutsche Touristen, kommen von zu Hause und wollen nach der Türkei. Wir wollen versuchen, das türkische Einreisevisum zu einem ermäßigten Preis zu bekommen. Dazu sollen Sie uns durch eine Empfehlung an den türkischen Konsul verhelfen. Außerdem wollen wir fragen, ob die Möglichkeit besteht, mit dem am Freitag nach Konstantinopel abgehendem Schiffe zu ermäßigtem Preise zu fahren. Und drittens bitten wir, daß Sie uns in unserem Reisebuch vermerken, daß und wann wir Varna passiert haben. Das ist alles.“

„Eine Empfehlung an den Türken hat gar keinen Sinn, es ist ganz zwecklos, meine Herren!“

Herr Zwický rannte nervös in dem kleinen Bureauraum hin und her. Im Geiste war er wahrscheinlich schon wieder bei seinen Rattenfallen.

„Und haben Sie Verbindung mit dem Bulgarischen Lloyd, Herr Konsul?“

„Eben nicht, eben nicht, meine Herren! Jammer schade. Da kann ich Ihnen nicht helfen; Sie müssen eben selbst versuchen.“

Aber ich kann Ihnen sagen, wo Sie den Bulgarischen Lloyd finden können!"

"Sehr liebenswürdig, Herr Zwicky, das finden wir schon allein, lassen Sie sich nicht weiter stören. Nur noch eins. Können Sie uns dann wohl auch nicht unsere Anwesenheit in Varna bestätigen?"

"Doch, doch, sehr gerne! Kommen Sie bitte gegen 1 Uhr mittags ins Konsulat. Haben Sie sonst noch Wünsche?"

"Nein, danke, wir haben wirklich keinen mehr! Auf Wiedersehen!"

Schon waren wir wieder auf der Straße und schritten zum Hafen. Auf dem Bürgersteig herrschte ein wildes Gedränge. Da fehlte die deutsche Verkehrspolizei.

"Du, Franz, siehst du das Pärchen da drüben!" rief mir Ernst plötzlich zu, indem er mich am Arm faßte, daß ich stehen blieb und beinahe unter ein Ochsengefährt gekommen wäre.

"Wer sind die Leute?"

"Du mußt sie doch noch kennen! Wir waren auf dem Schiff von Wien her und dann in einem Lokal in Budapest mit ihnen zusammen!"

"Ganz recht, ich entsinne mich. Allerdings sah die junge Frau damals bedeutend besser aus; auch ihm baumeln die Kleider nur mehr so am Körper!"

Die beiden Wiener hatten uns ebenfalls entdeckt und kamen raschen Schrittes auf uns zu. Der Mann, dessen Gesichtsausdruck mich schon damals in Budapest unangenehm berührt hatte, war mit einem blauen Anzug bekleidet, der dringend der Reinigung bedurfte. Die junge Frau hatte etwas mehr Augenmerk auf ihre Kleidung gelegt.

"Dös is ja wunderbar, fein is dös!" rief der ehemalige Kellner, schnell auf mich zueilend. "Wie kommen Sie denn

hierher? Ich dachte, Sie seien nach Belgrad und so weiter und nun treffe ich Sie hier am Schwarzen Meere!"

"Wir waren schon in Belgrad, aber vor 14 Tagen oder 3 Wochen. Jetzt sind wir schon mehrere Tage in Varna und gedenken am Freitag nach Konstantinopel weiterzureisen."

Wir hatten ein Weinlokal aufgesucht, um uns in Ruhe unterhalten zu können.

"Also, ich werde Ihnen erzählen," begann Herr Pravida, "was wir alles getrieben haben, seitdem wir Sie in Bukarest verlassen haben!"

"Eine Frage, Herr Pravida!"

"Bitt' schen!" gab er in seinem Wiener Dialekt zurück.

"Welchen Zweck hat denn eigentlich Ihre Reise, wenn ich fragen darf?"

"Da fragen Sie mich zuviel, das weiß ich selber nicht. Wir reisen halt zum Vergnügen, nicht wahr, Frauli", — er kniff seine Frau, von der ich niemals wußte, ob sie denn auch wirklich seine Frau war, leicht in die Wange, — "wir reisen halt, weil es uns zu Hause in dem schönen Wien zu langweilig geworden ist!"

"Sie müssen ziemlich mit zeitlichen Gütern gesegnet sein, daß Sie sich solche Lustreisen leisten können!"

"Ach, was glauben's! Wir haben vielleicht weniger, als Sie beide, bestimmt haben wir weniger, aber Geldangelegenheiten machen uns keine Sorgen! Man muß nur verstehen, das Geld, das auf der Straße liegt, aufzuheben!"

"Sie müssen uns zeigen, wie das gemacht wird. Wir hätten es zuweilen auch nötig!"

"Wir haben es eigentlich auch erst in Bukarest gelernt, nicht wahr, Mausl, aber jetzt verstehen wir es dafür um so gründlicher. Sie werden es nie lernen können, fürchte ich, denn dazu gehört unser Wiener Temperament!"

Ich hatte mich in den Leuten nicht getäuscht. Sie waren wirklich zweifelhafte Charaktere und ich war froh, als sie sich wieder von uns verabschiedeten.

Im Offizierskasino in Varna hatten wir einen ehemaligen zaristischen russischen Offizier kennengelernt, einen Balten von Geburt, der die deutsche Sprache fließend beherrschte und uns allabendlich alles, was die Kasinoküche nur Gutes bieten konnte, vorsezte.

Bei unserem Gastgeber, dem Fleischer Flegel, hatte man seit Rückkehr des Hausherrn uns gegenüber andere Seiten aufgezeigt. Wenn wir bis dahin nur ab und zu den anderen beim Essen zusehen konnten, so wurden wir nun auch beim Mittagmahl berücksichtigt, wofür Ernst allerdings für die Wurstfabrikation Knoblauch schneiden und Pfeffer stampfen mußte. Ich war unterdessen tätig, um alles für die Abreise fertig zu machen. Als ich eines Tages kurz vor der Ausreise nach Konstantinopel wieder einmal vom Hafen in die Große Kokonskostraße, wo Flegels wohnten, zurückkehrte, traf ich Ernst am Brunnen sitzend an. Er hatte ganz rote Augen, in denen Tränen standen.

„Was hast du denn, Ernst,“ lachte ich, „du siehst ja ganz verzweifelt aus?“

„Na, weißt du, lieber lasse ich mich als Straßenkehrer anstellen, als daß ich für unsere Alte noch einmal Knoblauch stampfe. Das Teufelszeug brennt ja wie Feuer in den Augen. Und dabei brummt die Alte immer noch, daß ich nicht klein genug stampfe!“ Mit der Alten meinte Ernst die Frau des Fleischermeisters Flegel.

Der Tag der Abreise war herangekommen. Von Flegels hatten wir Abschied genommen. Den letzten Tag verbrachten wir voll und ganz am Strande und genossen die Freuden eines Kurgastes.

Wir waren schon ziemlich nahe der Türkei und durften uns deshalb nicht darüber wundern, daß das Schiff, das uns nach Konstantinopel bringen sollte, die Abreise plötzlich um einen Tag verschob. Es preßiert doch im Orient niemals und deutsche, wenigstens die ehemals deutsche Pünktlichkeit, kennt man dort unten nicht. Wir wollten nicht noch einmal zu unserem Fleischermeister zurückkehren und verbrachten deshalb die Nacht im Meeresgarten von Varna bei Mutter Grün. Da wir unser Gepäck beim Hafenskapitän eingestellt hatten, dienten uns nur unsere dünnen Gummimäntel als Unterlage. In der Nacht wurden wir einmal von einer Matrosenpatrouille gestört, die uns ziemlich rauh behandelte und, als wir nicht sofort auf ihren Anruf reagierten, die Gewehre entscherte. Das leise Geräusch, das das Herumlegen der Sicherungsflügel bei den Gewehren verursacht, war mir nur zu gut bekannt und blizartig erhob ich mich. Ernst folgte meinem Beispiel. Schlaftrunken, wie ich war, hatte ich für den Augenblick vergessen, daß wir in Bulgarien und nicht in Deutschland waren, wo man nach dreimaligem vergeblichen Anruf immer noch nicht erschossen zu werden braucht. Das Königreich Bulgarien befand sich in einer Periode der politischen Hochspannung und aus den verschiedenen Meldungen der Blätter war zu entnehmen, daß die nachts die Straßen durchstreifenden Militärpatrouillen die Gewehre nicht zur Zierde herumtrugen. Aber es löste sich alles in Wohlgefallen auf. Als die Soldaten unsere Pässe kontrolliert hatten, ließen sie uns unbehelligt und brachten uns sogar, als sie von ihrem Rundgang zurückkamen, die Taschen voll Obst mit. Da man Äpfel und Birnen bekanntlich nicht auf der Straße findet und in der Nacht auch nichts kaufen kann, so werden die Matrosen das Obst eben auch aus

irgendeinem Garten gestohlen oder — es waren doch die Träger der Staatsgewalt und Hüter der öffentlichen Ordnung — requiriert haben.

Die Morgenfrische weckte mich aus dem Schlafe und ich ging allein die von Blumen und Blüten eingesäumten Wege zum Meere hinunter. Die ersten Strahlen der Sonne brachen eben durch die dichtbelaubten Bäume. Die Stadt erwachte. Wie schön war es doch allein in dieser Herrlichkeit! Auf einer Bank sitzend, in der Betrachtung des Sonnenaufgangs versunken, versuchte ich, das schöne Naturschauspiel in meinem Tagebuche festzuhalten.

Der Tag bricht an, dem glatten Meerespiegel
Entsteigt die Sonne, leuchtend, siegverkündend —
Und mit dem Blau der weiten Wasserfläche
Mischt sich das rote Gold des Sonnenballs.
Ich sitz' am Strand in Varnas Meeresgarten,
Umwogt vom Duft der farbenreichen Blumen
Und Vögel zwitschern, alles wie im Traume,
Aus dem mich jäh der Lärm des Morgens reißt.
Die Stadt erwacht, sie achtet nicht der Schönheit,
Kein Maler findet sich, das Bild zu malen —
Vielleicht ist's gut, denn diese Weihestimmung
Gibt selbst ein Künstler seinem Bilde nicht!

Nachdem wir den Tag noch recht fröhlich zusammen verlebt hatten, bestiegen wir abends gegen 9 Uhr den Dampfer, der uns bei strömendem Regen in das unheimliche, durch das Unwetter recht unruhige Schwarze Meer hinaustrug. Für uns Deckpassagiere dritter Klasse war die Fahrt alles andere als ein Vergnügen, da das morsche Dach zu unseren Säuptern keinen genügenden Schutz gegen den strömenden Regen gewährte.

Am nächsten Morgen liefen wir in Burgas ein, wo wir während der wenigen Stunden, die „Kyrill“ — so hieß unser Schiff — im Hafen zu liegen hatte, einen Rundgang durch die Stadt machten und zum letzten Male im Kreise bulgarischer Offiziere im Kasino zu Mittag speisten. Kurz vor der Abfahrt kam ein Radfahrer über die Landungsbrücke gestürzt, der ebenfalls nach Konstantinopel reisen wollte. Er nannte sich Anton Kunding, wollte ein geborener Bure sein und gab vor, bereits ganz Afrika mit dem Kade durchquert zu haben. Ich habe diesen Anton Kunding viermal während meiner Reise und jedesmal in einem anderen Lande getroffen und werde noch auf ihn zurückkommen. Jedenfalls aber haben wir den jungen Mann gleich im ersten Moment unserer Bekanntschaft richtig eingeschätzt und als sich später herausstellte, daß er es bei seinen Erzählungen mit der Wahrheit nicht sehr genau nahm, war das für uns beide keine Überraschung mehr.

Als Ärzte in Kodscheiklar

Wir hatten beim Bürgermeister Quartier genommen und waren trotz völliger Unkenntnis der türkischen Sprache freundlich aufgenommen worden. Nur behagte mir anfangs nicht, daß wir nun zusammen mit den Freunden unseres Gastgebers aus einer Schüssel, und zwar mit den Händen essen sollten.

„Weißt du, Ernst, du mußt auch dein Besteck verschwinden lassen! Du mußt doch merken, daß es den Leuten nicht paßt!“

Mein Reisegefährte versuchte immer noch mit der Gabel die Fleischstücke aus dem Reisberg herauszufischen.

„Wenn ich es so machen soll, wie diese Türken, vergeht mir der ganze Appetit, Franz! Ich bringe es nicht fertig!“

„Ach, Unsinn, ich habe es doch auch fertig gebracht! Wir werden uns daran gewöhnen müssen. Ziere dich nicht, das könnte uns nur schaden!“

Tatsächlich betrachteten die uns umgebenden bärtigen Männer Ernst mit mißbilligenden Blicken. Wer in fremdem Lande reist, muß sich den dort herrschenden Sitten und Gebräuchen anpassen. Das ist eine alte Regel. Mir ist es ja auch nicht eben leicht gefallen. Beim Reis konnte man sich ja ganz gut der Hände bedienen, denn schließlich grub sich jeder von einer anderen Seite her einen Gang in den recht appetitlich zubereiteten Berg auf dem großen Teller. Aber als die zuerst reine und wohlschmeckende Hammelfleischsuppe durch das darin mit den Händen geknetete Brot und sicher auch durch den an den Händen haftenden Schmutz — es aßen doch immerhin 13 Personen aus einem Topf — getrübt wurde, da wäre es mit meinem Appetit auch bald zu Ende gewesen. Nach dem Essen versuchten wir eine Unterhaltung in Gang zu bringen, was uns trotz Zuhilfenahme des Sprachführers nicht gelingen wollte. Daß auch niemand Bulgarisch verstand! Das Dörfchen Kodscheiklar war nun schon seit Beendigung des Balkankrieges in bulgarischen Händen und trotzdem war es noch niemanden eingefallen, dort auch die bulgarische Sprache heimisch zu machen. Ich weiß gar nicht, ob es dort überhaupt eine Schule gab. Von einem Lehrer, der sonst zu den Honorationen gehört, habe ich jedenfalls nichts entdeckt. Die Intelligenz des Ortes war schon der Bürgermeister allein, der uns auch ständig mit Fragen traktierte, die ich natürlich nicht verstand. Es war mir aus Büchern, die ich schon über den Orient gelesen hatte, bekannt, daß man dort unten

geneigt ist, jeden sich dort aufhaltenden Deutschen für einen Gelehrten oder einen Arzt zu halten. Und als ich einmal aus dem Kauderwelsch des Ortsvorstehers das Wort „Sekim“ (Arzt) zu verstehen glaubte, so nahm ich an, daß er wissen wollte, ob wir Mediziner seien. Und weil ich nun nicht wußte, was das Wörtchen „nein“ auf türkisch hieß, schüttelte ich den Kopf, in der Meinung, daß dies in den Sprachen der ganzen Welt eine Verneinung bedeuten würde. Aber — was weiß ein Fremder! Da hatte ich eine nette Bescherung angerichtet! Wenn ich damals gewußt hätte, was ich heute weiß! Ich würde gewiß . . .! Nein, keine Beschönigung, ich würde es genau so gemacht haben! Das Schütteln mit dem Kopf hat im Orient die gleiche Bedeutung, als bei uns das Nicken, ist also eine Bejahung. Verneinen tut der Türke und überhaupt der Orientale durch eine Bewegung des Kopfes nach rückwärts, eine Bewegung, die elegante Frauen mit einem graziösen Senken der Augenlider begleiten.

In den Augen der Dorfbewohner waren wir nun Ärzte und keine Beteuerung des Gegenteils unsererseits hatte Erfolg. Es war auch nur zu verständlich! Ich konnte ja nicht sprechen. Die Folgen der Verkennung unserer Profession seitens der Dorfbewohner zeigte sich auch sofort darin, daß sich im Hause des Bürgermeisters fast ein Duzend Kranker einfand und ärztliche Hilfe forderte. Der eine hatte Zahn-, der andere Bauchschmerzen, ein dritter ein Geschwür im Nacken und so fort.

„Was machen wir bloß, Franz,“ sagte Ernst halb verzweifelt, als sich ein armer Krüppel, der sich kaum auf den Beinen halten konnte, fest an ihn klammerte, „ich kann doch dem armen Teufel nicht helfen!“

„Wer A sagt, muß auch B sagen, Ernst, das ist . . .!“

„Aber, ich habe doch gar nichts gesagt!“

„Aber den Kopf hast du geschüttelt, als der Gmed von einem ‚Sekim‘ gefaselt hat, nicht wahr!“

„Ja, aber du doch auch!“

„Ich behaupte auch nicht das Gegenteil. Ich habe damit eben auch A gesagt!“

„Und jetzt?“

„Jetzt behandeln wir die Kranken von Rodscheiklar!“

„Bei dir piept es wohl, Franz?“

„So, mache ich dir den Eindruck? Mag schon sein!“

„Na, entschuldige, aber du wirst doch nicht im Ernst daran denken, dich hier als Arzt aufzuspielen!“

„Ich nicht, aber die Leute denken das, wie du siehst! Oder glaubst du, daß der arme Teufel da neben dir, der dich immer wie eine Statue anstiert, mit uns Skat spielen will?“

„Dir kommt alles so lächerlich vor, Franz!“ sagte Ernst resigniert.

„Die Sache ist einfacher, als du sie dir vorstellst, Ernst. Ich hole unseren Medizinkasten.“

„Und was willst du damit?“

„Warte doch ab! Ich habe zwei Gläschen von dem bekannten Salzburger Wunderbalsam von zu Hause mitgenommen. Das ist eine Medizin, die noch keinem geschadet hat. Verstehst schon, Universalheilmittel! Hat mir meine Großmutter empfohlen, als sie noch lebte. Für innere und äußere Krankheiten, also großartig geeignet für alle hier vorkommenden Fälle, wie sie auch gelagert sein mögen!“

„Ist das Zeug bitter?“

„Man wird es mit Wasser verdünnt geben: Eventuell etwas Zucker, damit das Einnehmen auch Spaß macht!“

„Aber höre, Franz, nun wird die Sache lächerlich!“

„Das ist sie für mich immer gewesen; wir müssen nur zusehen, daß es die Leute nicht merken.“

„Meinst du, daß sie auf den Schwindel hereinfallen?“

„Das hängt von dir ab!“

„Von mir?“

„Wenn du ernst bleibst, geht alles glatt vor sich. Übrigens denke ich gar nicht daran, die Leute zu beschwindeln. Dazu sind sie mir viel zu lieb. Versuche doch, ihnen auszureden, daß wir Ärzte seien!“

„Das ist ausgeschlossen!“

„Nun ja, dann müssen wir sie behandeln, sonst denken sie, wir wollen nicht, obwohl wir es können!“

„Aber dann los, Franz, den Leuten dauert unsere Unterhaltung zu lange. Brauchst du lange zu deinen Vorbereitungen?“

„Nein, es kann gleich losgehen. Hole du erst einmal unsere Sachen. Sie sind in meinem Rucksack!“

Während Ernst aus der Wohnung des Bürgermeisters alles Notwendige holte, nahm ich den ersten Patienten vor. Es war ein alter Türke, dem ein Sandkörnchen ins Auge gekommen war, das ihn seit mehreren Tagen nicht mehr ruhen ließ. Tatsächlich war das Auge entzündet und ich glaubte es ihm gerne, daß er Schmerzen hatte. Mit Hilfe eines reinen Taschentuches war der Fremdkörper schnell aus dem Auge entfernt und mit einem kalten, stündlich zu erneuernden Umschlage war die erste Behandlung vorüber.

„Was machen wir denn mit dem Mann hier?“ fragte mich Ernst, nachdem er das Geschwür im Nacken seines Patienten genau betrachtet hatte. „Ich rate nicht, das Ding etwa aufzuschneiden. Das scheint mir doch zu gewagt!“

„Es wäre bestimmt das Beste, aber mit meinem Taschenmesser möchte ich nicht daran gehen. Mir ist es auch zu riskant. Umschlag mit Wunderbalsam und Verband!“

„Soll ich dazu unsere schönen Binden verwenden, Franz?“

„Ja, nimm sie nur, wir haben hier nichts anderes. Die Leute müssen sie eben bezahlen, damit wir sie wieder beschaffen können!“

„Werden sie das auch?“

„Bestimmt!“

Wir waren fast eine Stunde tätig gewesen. Endlich waren wir mit unserem Gastgeber, der uns während der Behandlung seiner Ortskinder behilflich gewesen war, allein.

Jedenfalls schien er zufrieden zu sein, da er sich, nachdem er seine Medizin eingenommen hatte, freundlichst verabschiedete und uns, wie ich nachträglich im Sprachführer fand, eine von Allah gesegnete Nacht wünschte.

„Ssabachlar hair olssun, effëndim!“ begrüßte er uns am nächsten Morgen mit mißmutigem Gesicht. Ich merkte ihm an, daß er sehr traurig war, nicht mit uns sprechen zu können. Aber der Priester, der sich schon nach außen hin durch seinen grünen Turban als Nachkomme des Propheten kenntlich gemacht hatte, wußte Rat. Der einzige Bulgare im Dorfe war der Tüdschar, der Kaufmann von Kodscheiklar. Dieser wurde herbeigeholt, und nun wurde die Unterhaltung auf einmal eine recht lebhafte. Der Bulgare mochte etwa 40 Jahre alt sein und war, wie alle seine Landsleute, ein freundlicher, entgegenkommender Mann. Sein Hauptgeschäft bestand nicht darin, daß er den sehr genügsamen Türken Tabak und Kerzen verkaufte, sondern er war in erster Linie der Aufkäufer der gesamten Milch des Dorfes, die er zur Fabrikation des berühmten bulgarischen Käses verwandte.

„Gospodine,“ sagte der als Dolmetsch herbeigerufene Bulgare, „es ist im Dorfe auch eine Kuh erkrankt. Der Gmed läßt dich fragen, ob du auch die Kuh heilen willst!“

Das war ja reizend! Hatte ich die Menschen wirklich mit solchem Erfolge behandelt, daß man mir auch jetzt das Vieh anvertraute! Ich wußte zwar, wo eine Kuh den Kopf hatte; damit war es aber auch aus mit meinen zoologischen Kenntnissen. Sollte ich das Kindvieh auch mit Wunderbalsam kurieren?

„Gospodine, der Bürgermeister fragt, warum du nicht antwortest!“

Ach so, die Leute warteten auf Bescheid.

„Ernst, wollen wir das Kindvieh in die Kur nehmen?“

„Was für ein Kindvieh?“

„Sast du nicht verstanden, was uns der Bulgare für einen Vorschlag machte?“

„Nicht ganz, du weißt ja, Bulgarisch ist meine schwache Seite!“

„Nun gut, wir sollen auch eine franke Kuh heilen; allerdings weiß ich nicht, was ihr fehlt.“

Ich sagte zu, und der Bulgare verdolmetschte unser Einverständnis den wartenden Türken. Die Freude dieser einfachen Leute war wirklich rührend. In langem Zuge ging es nun durch das ganze Dorf zu dem Stall des kranken Tieres und der Bürgermeister in höchst eigener Person trug unseren Medizinkasten.

„Da werden wir wohl nicht viel machen können, Franz!“ sagte Ernst, als wir an Ort und Stelle waren, „das sieht nicht recht vertrauenerweckend aus.“

Er hatte recht. Das arme Tier hatte sich mit einem Glascherben fast den ganzen hinteren Fuß auseinander-geschnitten und konnte natürlich auf dem Beine nicht

stehen. Da die Türken die Wunde nicht beachtet hatten, war sie eiterig geworden und der Schmutz, der sich mit dem Eiter vermengt hatte, bildete eine feste Kruste, die eine Untersuchung der Wunde unmöglich machte. Hier mußte schon ein kleiner operativer Eingriff gewagt werden. Schließlich war es ja auch eine Kuh und kein Mensch. Ich ließ das Tier binden und zu Boden werfen, dann mußten zwei Mann das kranke Bein halten, und mit Hilfe heißen Wassers und unserer kleinen Schere legte ich die Wunde bloß, nachdem ich sie fein säuberlich vom Schmutze befreit hatte. Und siehe da — ein kleiner Glassplitter, der so unglücklich eingeklemmt war, daß er furchtbare Schmerzen verursachen mußte, kam zum Vorschein. Nachdem ich das Innere der Wunde mit Salmiakgeist gründlich gereinigt hatte, was dem Tiere momentan natürlich heftige Schmerzen verursachte, legte ich ihm einen kunstgerechten Verband an, so daß kein Schmutz mehr in das Innere der Wunde dringen konnte und ich selbst das befriedigende Gefühl hatte, der Kuh tatsächlich geholfen zu haben.

Kurz vor dem Ausbruche kam noch ein Mann zu uns, der uns zu seinem kranken Kinde bat. Und wieder war der Bulgare als Dolmetsch zugegen. Er hat sich eigentlich am meisten verdient gemacht. Wir fanden das Kind in einem so verwahrlosten Zustande, daß eine deutsche Mutter darüber verzweifelt wäre. Offensichtlich war das Kind auch geisteskrank, denn es starnte unentwegt in eine Ecke und zeigte während der ganzen Dauer der Behandlung nicht das geringste Zeichen von Intelligenz. Wir reinigten es gründlich, ließen dem Vater desselben ein Stück Seife zurück, damit er das Experiment auch selbst wiederholen konnte. Mehr konnten wir nicht tun und wollten uns deshalb verabschieden.

„Gospodine,“ sagte der Bulgare, indem er uns zurückhielt, „der Mann sagt mir, daß das Kind nichts essen will und deshalb zugrunde gehen wird!“

„Was bekommt das Kind zu essen?“ fragte ich.

Der Türke brachte trockenes Haferbrot, das man bei uns vielleicht dem Vieh füttern würde. Für das franke und dahinsiechende Kind war das natürlich keine Nahrung.

„Wenn du dem Kinde nichts anderes zu essen gibst, wird es bald sterben!“ bedeutete ich dem Mann.

„Effendim, wir sind arme Leute!“

„Aber du hast doch Milch?“

„Die verkauft er an mich, Gospodine!“ sagte der Bulgare schnell.

„Er soll ein wenig für sein Kind zurückbehalten!“

„Ich werde es ihm sagen!“

„Dann hat er doch auch Eier, nicht wahr?“

„Die verkauft er auch an mich!“

„Er soll täglich zwei für das Kind behalten!“

Der Bulgare sprach einige Augenblicke mit dem Vater des Kindes. Dann wandte er sich wieder an mich.

„Gospodine, der Mann fragt, ob du nicht eine Medizin hast, die dem Kinde die Schmerzen nimmt, wenn es stirbt.“

„Wer spricht denn vom Sterben?“

„Der Türke glaubt, daß sein Kind bald sterben wird.“

„Wer hat ihm das gesagt?“

„Niemand, aber er hat keine Zeit, das Kind zu pflegen und du sollst ihm eine Medizin geben, daß es beim Sterben keine Schmerzen hat!“

„Aha, ich verstehe, ich soll dem Kinde ein Mittel geben, damit es schneller stirbt, weil es doch einmal sein muß. So meinst du doch?“

„Ja, Gospodine, der Mann sagt so!“

„Sage ihm, er möge sein Kind gut behandeln, ich werde mich durch die Polizei danach erkundigen!“

Herzlose Menschen! Sollte das eines der Geheimnisse sein, in die der Orient gehüllt ist? Schon eine Stunde später marschierten wir rüstig auf der breiten Landstraße gen Osten und immer wieder flangen mir die Worte des alten Türken in den Ohren: „Gospodine, hast du kein Mittel, das dem Kinde die Schmerzen nimmt, wenn es stirbt?“

In Konstantinopel

„**N**un, wie sind Sie mit Ihrem Quartier zufrieden?“ fragte uns der Leiter des deutschen Hauses Teutonia, wo wir untergekommen waren, ein gewisser Herr Ruf.

„Wir haben nicht zu klagen,“ antwortete ich, „nur ist es in dem Zimmer etwas eng geworden, seit die drei Wiener Studenten und dieser Kündinger hinzugekommen sind.“

„Glaube ich, aber ich kann es nicht ändern, wir haben zurzeit das ganze Haus voll deutscher Studenten, deswegen geht es etwas knapp zu. Was halten Sie übrigens von dem Kündinger?“

„Wir kennen ihn nicht näher. Er kam in Burgas erst zu uns an Bord!“

Herr Ruf hatte uns in unserem Zimmer aufgesucht, das wir mit noch vier anderen jungen Leuten teilten. Der Raum war ganz leer und gerade groß genug, daß wir uns auf dem Boden mit Hilfe unserer Decken ein Lager zurechtmachen konnten. Das Bild erinnerte fast an kriegsmäßige Einquartierung. Als uns Herr Ruf verlassen hatte, kam Kündinger, der nun das große Wort führte.

„Da seid ihr ja nun wieder,“ rief er uns fröhlich zu, „ich dachte schon, ihr wäret in Konstantinopel unter die Räder gekommen! Wo waren Sie diese Nacht?“

„Wir haben in einem russischen Restaurant übernachtet.“

„Ach, da unten wohl, gleich am Hafen, wo die beiden Blondinen aus dem Fenster geschaut haben, als wir vorbeigegangen sind?“

„Jawohl, ihr seid uns zu schnell gerannt. Wir haben ja heute auch noch zur Teutonia gefunden!“

„Sättet aber einmal das Übernachten sparen können!“

„Das hat nichts gekostet!“

„Was, umsonst habt ihr da gewohnt?“

Und indem er schelmisch die Augen zusammenkniff, brachte er das kostenlose Übernachten mit den beiden Ruffinnen in Verbindung.

„Ach, Unsinn,“ sagte Ernst ärgerlich, „wir haben auf den Bänken im Lokal geschlafen. Ich betone das ausdrücklich, damit du siehst, daß zu einem Kleid keine Veranlassung wäre!“

Wir hatten längst aufgehört, uns Kundinger gegenüber der Höflichkeitsformel zu bedienen, da er selbst davon wohl wenig Ahnung hatte und sich meistens des ihm scheinbar geläufigeren „Du“ bediente.

„Nun ja, wenn ihr nichts bezahlt habt, dann ist es ja ‚viel‘ gut!“

Was sagte der? „Viel gut!“ Das war mir erst jetzt aufgefallen.

„Sag’ mal, Kundinger, was bist du denn eigentlich für ein Landsmann, weil du ein so komisches Deutsch sprichst?“

„Ich bin Bure!“

„Dann mußt du ja auch etwas Englisch können?“
forschte ich.

„Kein Wort!“

„Aber mein Freund spricht gut Holländisch,“ log ich, „da können wir gleich einmal feststellen, wie groß deine Kenntnisse sind!“

„Aber ich kann nicht Holländisch,“ sagte Kundinger schnell, „ich spreche einen Burendialekt, der ganz verschieden vom Holländischen ist!“

„Aber wie bist du denn überall durchgekommen, wenn du keine Sprache kannst?“

„Überall durch Zeichensprache. Was brauche ich denn sprechen! Ich habe den Leuten schon klargemacht, wenn ich Hunger hatte!“

Also so ein Feld war das! Ich konnte aus ihm tatsächlich nicht flug werden. Wenn ich einerseits auch und, wie ich später einsah, mit Recht bezweifelte, daß er in Transvaal geboren und bereits durch ganz Afrika gereist sei, so konnte ich andererseits kaum annehmen, daß einer, der statt „sehr gut“ den Ausdruck „viel gut“ gebrauchte, eine deutsche Schule genossen hatte.

Ich möchte es eigentlich unterlassen, über Konstantinopel selbst zu schreiben, da dies schon so viele andere getan haben. Die Fahrt durch den Bosphorus und den Anblick des Goldenen Horns habe ich so gefunden, wie ich es mir, nach dem, was ich darüber schon aus Büchern wußte, vorgestellt hatte. Enttäuscht war ich bestimmt nicht. Im Gegenteil! Meine Erwartungen wurden teilweise noch übertroffen. Ich war bei der Einfahrt in den Hafen geradezu begeistert und machte dieser meiner Begeisterung in folgenden Zeilen Luft:

Stolz gleitet „Kyrrill“ durch den Bosphorus —
Mein Herz, es will vor Freude mir fast springen,
Soll das geliebte Stambul ich nun sehn!
Die schöne Stadt, von der als Kind ich träumte.

Ein herrlich Bild, das sich den Blicken bot!
Wer will die tausend Wunderdinge nennen?
Die ganze Stadt, sie liegt im Abendrot —
Die Kuppel der Moschee, sie scheint zu brennen,
Die schlanken Minaretts mit ihren Spitzen,
Wie ragen sie so himmelhoch empor!
Und in der blauen, leichtbewegten Flut
Spiegelt sich des Schlosses weißer Marmor.

Am Goldenen Horn ein wahrer Wald von Masten,
An deren Wimpeln stolz der Halbmond weht
Und wohl im Westen tief die Sonne steht —
Am Ufer und an Bord herrscht reges Hasten.

Ein Boot hat nun auch uns ans Land gebracht.
Wie schön warst du, Byzanz, von weiter Ferne!
Der Abend ist entschwunden — stille Nacht
Und über Stambul glitzern hell die Sterne.

Ja, wie schön warst du, Byzanz, von weiter Ferne! Nie werde ich deinen Anblick vergessen können. Diese Herrlichkeit hatte ein Ende, als wir durch die engen Straßen Stambuls schritten, aber enttäuscht war ich nicht. Ich wusste ja, daß es so kommen würde. Das Fremdartige, das mir hier auf Schritt und Tritt entgegentrat, entschädigte mich vollauf für den Verlust des unvergeßlich schönen Anblickes, den die Stadt, vom Schiff aus gesehen, gewährt. Als ich nachts auf der harten Bank im russischen Restaurant die Erlebnisse des Tages an meinem geistigen Auge vorüberziehen ließ, kam ich zu dem Schluss, daß ich damit zufrieden sein konnte. Es war alles überwältigend schön und auch fremdartig genug, um mein Interesse ständig gefangen zu nehmen. Unzufrieden konnte nur derjenige

sein, der sich die Türken auf einer Kulturstufe vorstellte, auf der ihre Vorfahren zum Beispiel zur Zeit der Belagerung Wiens standen. Wenn auch Pera schon ganz europäischen Charakter trägt und durch seine breiten Straßen und großen Geschäfte an unsere Großstädte erinnert, so ist doch das eigentliche Stambul der Sitz echt türkischen Lebens, und der Fremde wird an orientalischem Treiben das finden, was er in diesbezüglichen Reisebeschreibungen gelesen und was er erwartet hat. Es mag sich ja wohl in den letzten Jahren einiges geändert haben, da der eiserne Mustafa Kemal Pascha so umwälzende Gesetze diktiert, aber im allgemeinen stellt man sich im Orient nicht von heute auf morgen um, und wie bei uns, so braucht dort unten erst recht alles seine Zeit.

Wer sich irgendwo ein türkisches Visum besorgt hat und nun denkt, damit in die Kleinasiatische Türkei reisen zu können, ist auf dem Holzwege. Ein solches Visum berechtigt nur zum Betreten der europäischen Türkei und ist keineswegs für Anatolien gültig. Wir mußten uns deshalb erst einen anatolischen Paß, also eine Einreiseerlaubnis für Kleinasien besorgen, was mit vielen Laufereien verbunden war. Es herrschte in der Türkei ein Bureaukratismus, der den viel verrufenen deutschen von Anno dazumal in den Schatten stellte. Die vielen Kritiker in Deutschland mußten alle einmal mit türkischen Behörden zu tun haben! Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis wir überhaupt die Stelle fanden, die die Pässe ausstellte. Dort angekommen, erfuhren wir, daß wir erst eine Bestätigung des zuständigen Polizeibezirks benötigten. Wir wohnten in Pera, die Paßstelle war in Stambul! Also noch einmal durch die ganze Stadt. Nach zwei Stunden erschienen wir wieder mit dem erwünschten Schreiben. Nun hieß es zwei

endlose Fragebogen ausfüllen. Endlich auch damit fertig. Was ist denn nun wieder los? Gilt nicht. Wir müssen Türkisch schreiben. Schnell auf die Straße mit dem Wisch und einen Türken suchen, der zufällig Deutsch kann. Nach einer halben Stunde haben wir endlich einen. Ein netter Mann, er tut uns den Gefallen gerne, und 10 Minuten später eilen wir wieder zum Polizeigebäude. Geschlossen! Wir kommen morgen. Irgendein mohammedanischer Feiertag. Also übermorgen. Und so haben wir denn glücklich drei Tage zur Beschaffung des anatolischen Passes gebraucht.

In der Teutonia erfuhren wir, daß man uns umquartiert hatte. Wir lagen jetzt in einem großen Saal, der etwa 25 jungen Leuten, meistens deutschen Studenten, als Nachtquartier diente. Mir gefiel es in diesem Saale bedeutend besser als zuerst in unserem engen Zimmer, schon allein deshalb, weil ich nicht mehr bei diesem Rundinger liegen mußte, der, wie es schien, die Weisheit mit dem Löffel eingenommen hatte. In einer Ecke hatte es sich ein junger Maler bequem gemacht, der sich jeden Morgen auf seinem kleinen Spirituskocher seinen Kaffee braute und dann mit seiner Zeichenmappe den lieben langen Tag die Stadt unsicher machte. Er war ein hochgeschossener, blauäugiger, blonder Kämpfe, dem man seine germanische Abstammung schon von weitem ansah und der trotz seiner gewiß hohen geistigen Fähigkeiten doch etwas Hilfloses zur Schau trug. Es ist eine altbekannte Tatsache, daß man gerade unter Künstlern häufig die Menschen findet, die sich, eben weil sie fast ständig in höheren Regionen leben, in der rauhen Wirklichkeit des Alltags schlecht oder nicht zurechtfinden. So einer war unser Maler auch. Aber vielleicht war es gerade der Umstand, der mir den blonden Künstler

so sympathisch erscheinen ließ, und ich freute mich jedesmal, wenn er abends zurückkehrte und wir seine tagsüber fertiggestellten Zeichnungen und Bilder sehen durften. Die Erklärungen, die er in seinem ungeschminkten, schlesischen Dialekt dazu lieferte, zeigten, daß er, was man ihm nicht ansah, eine große Dosis gesunden Mutterwitzes besaß und er es trefflich verstand, ohne sich vielleicht dessen bewußt zu sein, eine Gesellschaft zu unterhalten. Es war eines Morgens, etwa am 7. Tage unseres Aufenthaltes in Konstantinopel, als Bodo Zimmermann — so hieß der junge Künstler — sich dem Tische näherte, an dem wir beide unser bescheidenes Frühstück einnahmen. Das tat er sonst nie, denn er war mehr als bescheiden und man mußte schon zu ihm kommen, wenn man etwas haben wollte.

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen,“ sagte er, nachdem er sich der Störung wegen, die er zu verursachen glaubte, entschuldigt hatte, „aber es soll nur eine Frage sein und ich möchte nicht aufdringlich erscheinen. Es handelt sich um eine wichtige Sache!“

„Nun, da sind wir aber neugierig,“ antwortete ich, tatsächlich gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten, „legen Sie nur los. So schlimm wird es schon nicht werden!“

„Sie werden nicht darauf gefaßt sein, und wenn ich mir die Sache überlege, erscheint es mir fast als ein Unrecht, daß ich überhaupt davon spreche.“

„Nun aber los, spannen Sie uns nicht auf die Folter! Ich sagte Ihnen schon, daß wir auf alles gefaßt sind!“

Als nun auch Ernst den Maler zum Sprechen ermunterte, entwickelte er endlich seinen Plan.

„Sehen Sie,“ sagte er bedächtig, jedes Wort erwägend, „wenn ich mit einem treuen Kameraden schon mehrere Wochen zusammen gereist wäre und noch eine weite Tour

vorhätte, so würde ich es bestimmt störend empfinden, wenn, sich unterwegs auf einmal ein dritter, mir unbekannter Wanderer anschließen wollte. Deswegen . . ."

„Entschuldigen Sie,“ unterbrach ich den Maler, da ich fürchtete, daß er zu weitschweifig würde, „ich glaube, Ihren Vorschlag bereits zu kennen. Sie wollen sich uns anschließen. Ist es nicht so?“

„Ja, Sie haben es erraten und werden nun auch verstehen, daß ich gezögert habe. Ich wollte Ihnen diesen Vorschlag schon seit drei Tagen machen, habe mir aber die Sache immer wieder von neuem überlegt. Da ich aber fürchte, daß Sie nun bald abreisen werden, wollte ich nicht länger damit warten.“

„Da haben Sie recht getan, denn tatsächlich bleiben wir nur noch höchstens 2–3 Tage hier. Nun aber zu Ihrem Vorschlag. Woher wissen Sie denn eigentlich, was wir vorhaben?“

„Herr Ruf hat mir von Ihnen erzählt und hat mir, wenn ich mich schon jemand anschließen will, Sie beide empfohlen.“

„Nun gut, Sie kennen also unseren Plan. Wissen Sie auch, daß wir nicht sehr begütert sind, daß ich, wenn es sein müßte, unseren Unterhalt eventuell mit meiner Geige verdienen werde, daß wir nach Angora zu Fuß marschieren wollen und daß wir absolut nicht wissen, wie es uns später ergehen wird? Ist Ihnen alles das bekannt?“

„Gewiß, ich möchte trotzdem mitmachen. Wie stellen Sie sich zu meinem Vorschlag? Ich bin, wie Sie wissen, Maler, und würde Ihre Reisebücher und das Buch, das Sie später zu schreiben gedenken, illustrieren. Außerdem bin ich ein guter Marschierer, so daß ich Ihnen in dieser Beziehung gewiß nicht zur Last fallen würde. Durch Verkauf von Bildern könnte ich unseren Unterhalt verdienen

helfen, und letzten Endes ist es in diesen unsicheren Gegenden besser, wenn man zu dreien ist. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen würden, denn ich möchte zu gerne ins Innere Kleinasiens kommen. Allein ist es nicht ratsam und anderen will ich mich nicht anschließen. Es käme sowieso nur dieser Kunding in Betracht, und daß dieser für mich ein unmöglicher Begleiter ist, werden Sie einsehen!"

"Wir werden uns die Sache überlegen!" sagte ich. "Ich für meine Person bin nicht abgeneigt, obwohl ich weiß, daß eine Reise zu dreien schon finanziell mehr Schwierigkeiten bereiten wird. Aber ich hoffe, es zu schaffen. Ernst, wie stellst du dich dazu? Sage ruhig deine Meinung, der Herr Zimmermann wird einsehen, daß so etwas überlegt sein will!"

"Gewiß, überlegen Sie sich das genau!" sagte der Maler. "Ich will gerne mit Ihnen gehen, aber ich will nicht, daß man mich als unliebsame Bürde betrachtet. Überlegen Sie genau!"

"Ja, weißt du, Franz," sagte Ernst nach einigem Besinnen, "du hast dich bisher um alles bekümmert und auch alles geschafft, was wir erreichen wollten, und ich weiß, daß du es fernerhin tun wirst, denn du hast dazu nun einmal mehr Talent wie ich. Aus diesem Grunde will ich keine entgegengesetzte Meinung äußern. Wenn du damit einverstanden bist, daß Herr Zimmermann sich uns anschließt, ist es mir recht. Die gleichen Bedenken, die du geäußert hast, habe ich auch. Wenn du aber meinst, daß wir es zu dreien schaffen werden, so ist es mir recht. Im allgemeinen heißt es zwar, viele Köpfe, viele Sinne . . ."

"Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche!" fiel der Maler Ernst Schreiber hier ins Wort. "Ich habe vergessen zu sagen, daß ich mich selbstverständlich in allen

Fällen dem fügen werde, was Herr Hermann für gut findet, schon deshalb, weil ich ohne weiteres zugebe, daß er darin mehr Erfahrung hat. Ich bin Maler und kein Pfadfinder. Von dieser Seite haben Sie also keine Schwierigkeiten zu befürchten!"

"Nun gut," sagte ich, "wir sind mit Ihrem Vorschlage einverstanden. Es gibt hier selbstverständlich keinen Führer und Geführte, sondern drei Kameraden, die immer, besonders in Not und Gefahr, treu zusammenstehen und sich gegenseitig nie im Stiche lassen. Also, lieber, treuer Gefährte, lieber Bodo, sei du in unserem Bunde der Dritte!"

Ich reichte dem Maler die Hand, und Ernst folgte freudig meinem Beispiele. Er lud uns gleich zu seinem Morgenkaffee ein, den er vorzüglich zu brauen verstand, und wir tranken, mit den Feldtrinkbechern anstoßend, Bruderschaft. Ich hatte diesen Maler wirklich vom ersten Moment unserer Begegnung an gern und habe ihm bis auf den heutigen Tag treue Freundschaft bewahrt. Es gibt Leute, bei denen das nicht schwer fällt, und einer von diesen ist Bodo Zimmermann.

"Laßt mich heute noch einmal allein," sagte er am Tage vor unserer Abreise, "ich will noch ein angefangenes Bild fertigstellen!"

"Das trifft sich ja gut," erwiderte Ernst, "da wir heute nachmittag mit einem Bekannten einen Rundgang durch die Stadt machen wollen. Also abends auf Wiedersehen!"

Wir trafen unseren Freund, einen türkischen Arzt, in einem Vergnügungspark. Nachdem er uns das alte Stambul gezeigt hatte, besuchten wir eine Gemäldegalerie, dann das Schloß des ehemaligen Sultans am Meere, viele andere Sehenswürdigkeiten und natürlich auch die bekannte Moschee Hagia Sophia, die größte mohammedanische



Hagia Sophia
Zeichnung von Bodo Zimmermann

Kirche der Welt. Er hat uns viel von Konstantinopel erzählt, dieser Effendi Mohammed. Seinerzeit hat Mustafa Kemal Pascha, der Präsident der türkischen Republik, dem seine begeisterten Untertanen den ehrenvollen Beinamen „der Sieger“ gegeben haben, die ehemalige Hauptstadt ganz und gar vernachlässigt und damit weite Kreise und hohe Persönlichkeiten verstimmt. Warum das geschehen ist, habe ich nicht zu beurteilen. Richtig ist jedenfalls, daß mit der Verlegung der Ministerien nach Angora Konstantinopel nicht mehr das ist, was es vordem war, und seine Bedeutung verloren hat.

Am nächsten Morgen erwachten wir drei „Weltwanderer“ fast zu gleicher Zeit. Keisefieber! Nachdem wir uns von allen Bekannten in der Teutonia verabschiedet hatten, schritten wir, begleitet von den Glückwünschen der Zurückbleibenden, der Galatabrücke zu, von wo aus uns ein kleiner Dampfer nach Skutari, nach Kleinasien, bringen sollte.

„An Gott nitt verzag', Glück kommt all' Tag!“

So hatte mir Bodo Zimmermann in Konstantinopel ins Reisebuch geschrieben. Ob er wohl recht haben würde!

Quer durch Anatolien

Es war mir, als ob mein Blut schneller durch die Adern rinnen würde, als wir den Boden Kleinasiens betraten. Es war für mich, der ich diesen Moment schon lange herbeigesehnt, ein unbeschreiblich wonniges Gefühl, und stolz war ich und froh und ich geizte mit dieser meiner Freude, so daß ich sie für mich behalten habe. Vielleicht hätten mich meine Gefährten gar nicht verstanden.

Wenn ich auch der Ansicht war, daß ein Maler ein nützlicher Begleiter sei, fiel uns dieser doch recht bald auf die

Nerven, da er sich alle Augenblicke an den Wegrand setzte und alles, was ihm gefiel, abzeichnete. Wir waren dadurch natürlich gezwungen, ebenfalls haltzumachen, und ich sah allmählich ein, daß es nun mit dem planmäßigen Marschieren nach der Uhr vorbei war. Wir mußten uns nach dem Maler richten, und das hatte bestimmt auch seine Be-



Friedhof in Skutari. Zeichnung von Bodo Zimmermann

rechtigung, da dieser nicht eben dort zeichnen konnte, wo wir Kast machen würden, sondern sich schöne Landschaftsobjekte aussuchen mußte. Das besorgte unser künstlerischer Begleiter mit einer Gründlichkeit, die eine geraume Zeit in Anspruch nahm und an die ich mich in meinem Drange nach vorwärts erst gewöhnen mußte. Aus dem weltberühmten Friedhof in Skutari hätten wir ihn beinahe nicht mehr herausgebracht, so daß ich ihm

allen Ernstes vorschlug, sich doch gleich dort begraben zu lassen. Trotzdem kamen wir an jenem Tage noch ziemlich vorwärts, da wir bis tief in die Nacht hinein marschierten, wozu der Mond uns den Weg beleuchtete.

Bei einer größeren Rast, die wir bei Sonnenuntergang einschalteten, badete ich in den kühlen Fluten des Marmarameeres. Es war ein unvergeßlich schöner Abend. Die Sonne war beinahe untergegangen, und die letzten Strahlen überschütteten die weite Wasserfläche mit purem Golde, bis sie endlich und damit das Gold in den Fluten versanken. Von den Prinzeninseln im Westen blitzten tausend und aber tausend Lichter zu uns herüber, als wenn sie „Lebewohl“ sagen wollten, und sie haben es auch getan, denn im Innern Anatoliens war das Wort Elektrizität tatsächlich fast noch ein Fremdwort. Und wie die Ablösung einer Schildwache folgte der freundliche Mond mit seinem hellen Lichte der scheidenden Sonne und beleuchtete uns den Weg, bis er gegen Mitternacht hinter dunklen Wolken verschwand und die Erde und uns drei müde Wanderer in tiefer Finsternis zurückließ.

„Franz,“ unterbrach Ernst das Schweigen, das minutenlang geherrscht hatte, „es ist ganz unmöglich, bei dieser Finsternis noch weiter zu marschieren!“

„Das meine ich auch,“ sagte Bodo, „man tritt ja die ganzen Schienen krumm und die Beine auch!“

„Dann sind wir uns ja einig,“ lachte ich, „mir paßt es selbst schon lange nicht mehr. Ich suche nur noch nach einem geeigneten Platz, wo wir unser Nachtlager aufschlagen können.“

Der war bald gefunden. Daß er nicht eben bequem war, dafür konnte ich nicht, auch war es nicht meine Schuld, daß uns die Moskitos nicht zur Ruhe kommen ließen. Bodo

hatte die erste Wache, ich die zweite und Ernst sollte die dritte übernehmen, je zwei Stunden. Nach sechsständiger Ruhe gedachten wir aufzubrechen. Die Moskitos bedeuteten tatsächlich eine schreckliche Plage. Diese winzig kleinen Tierchen, die durch ihr Summen den Ruhebedürftigen fast zum Wahnsinn bringen, sind nicht abzuwehren. Man kann sich in die Decke hüllen, wie man will, sie kommen überall durch und beginnen von neuem ihre lebenswürdige Tätigkeit. Und von dieser Tätigkeit konnten wir uns am nächsten Morgen durch einen Blick in den Spiegel überzeugen. Ein Stich am anderen, das ganze Gesicht eine einzige Geschwulst, die aber nach einigen Stunden wieder vollständig verschwand. Mir war es ganz unmöglich, ein Auge zu schließen, während Ernst, der überhaupt einen beneidenswerten Schlaf hatte, sich ab und zu unruhig hin- und herwälzte, sonst aber durch regelmäßige Atemzüge bewies, daß er sich wenig um die Moskitos kümmerte.

„Was schimpfst du denn, Bodo?“ fragte ich, als ich hörte, daß der Maler immer leise vor sich hin murmelte.

„Ach, Mensch, schläfst du denn nicht?“

„Nein, oder meinst du, ich phantasiere?“

„Ach so, ne! Aber sag mal, Franz, das Viehzeug ist doch zudringlich!“

„Du meinst die Moskitos?“

„Natürlich! Elefanten gibt's doch hier nicht!“

„Sei froh, die wären noch toller!“

„Ach was, denen könnte man wenigstens zu Leibe gehen!“

„Mit deinem Totschläger wohl, ha, ha?“

„Lach' nur, du wirst schon sehen, wie dich das Viehzeug plagt, wenn die Reihe zu wachen an dir sein wird!“

„Ich werde mir die Zeit mit dem Singen dieser Moskitos vertreiben!“

„Sagt du 'ne Ahnung! Als ob ich mich nicht schon eine halbe Stunde quälen würde, so ein Bieft zu erwischen! Die sind wie die Fliegen!“

„Es sind doch auch welche.“

„Nu eben, darum erwischt man sie auch nicht. Aber wenn ich so ein Luder einmal habe, vergesse ich für einen Moment meine ganze christliche Erziehung. Ein Bein nach dem anderen reiße ich dem Bieft aus und wenn ich bis morgen früh hier sitze!“

„Was meinst du, wie viele Beine so eine Fliege hat?“

„Ist mir egal und wenn's gar keine hat, ich werde das Luder schon um die Ecke bringen!“

Ich lachte belustigt; Bodo hatte sich in einen Zorn hineingeredet, der komisch wirkte.

„Bodo, vergiß nicht, die Nürnberger hängen keinen, bevor sie ihn nicht haben!“

Als ich an der Reihe war, die Wache zu übernehmen, ging es mir nicht besser, als unserem Künstler. Aber ich brachte es tatsächlich fertig, einige dieser Moskitos zu erwischen.

„Ich habe einige Moskitos gefangen, Bodo,“ sagte ich zu dem Maler, der sich schon in seinem Schlaffack verkrochen hatte und sich nun wie eine Schlange hin- und herwand, um eine möglichst bequeme Stellung herauszufinden, „willst du sie haben?“

„Ach, laß die ‚Ludersch‘, sie sollen andere auch quälen. Man dankt es dir ja doch nicht, wenn du in ganz Anatolien die Fliegen wegfängst!“

Ernst brauchte seine zwei Stunden gar nicht mehr zu wachen, da wir bereits um 4 Uhr morgens wieder aufbrachen. Es war doch zu unbequem auf diesem kleinen Bergrücken, den wir uns zum Übernachten ausgesucht hatten. Die Hitze wurde schon kurz nach Sonnenaufgang fast unerträglich,

besonders für Ernst und mich in unseren feldgrauen Kleidern und den schweren Rucksäcken. Bodo war etwas leichter gekleidet, hatte aber dafür mehr zu tragen, da er eine Unmenge Zeichenmaterial mitführte. Wir teilten uns jedoch brüderlich in die Lasten, und Bodo war es auch, der anregte, daß meine Geige, die ich durch Bulgarien allein getragen hatte, abwechslungsweise jeder eine Stunde über die Schulter nahm. Todmüde erreichten wir die erste Ortschaft in Anatolien, die wir zur Übernachtung ausersehen hatten, das Dorf Kartal, prächtig am Meere gelegen.

„Wohin nun?“ fragte Ernst.

„Jetzt beginnt das gleiche Manöver wie in Bulgarien,“ antwortete ich, „mit dem Empfehlungsschreiben, das uns der Oberst in Konstantinopel ausgestellt hat, gehen wir zu dem Kaimakam von Kartal. Dort werden wir ja sehen, was wir mit dem Schreiben erreichen!“

„Sieh zu, Franz, daß du etwas ‚Tütün‘ bekommen kannst!“

Das war stets die Hauptsorge unseres Malers. Tütün hieß zu deutsch Tabak, und es war das einzige türkische Wort, das Bodo in Anatolien gelernt hat. Er hatte ja für die Sprache an und für sich kein Interesse. Da aber Tabak für ihn eine Lebensnotwendigkeit war, so mußte er wohl oder übel die türkische Bezeichnung dafür wissen, denn nicht selten ging er selbst, der sonst alles gerne mir überließ, rekonoszieren, wo denn Tabak oder Zigaretten zu erreichen wären.

„Tschok eji dir!“ sagte der Kaimakam, nachdem er unser Schreiben gelesen hatte, und fünf Minuten später saßen wir in seinem Amtszimmer schon bei einer Tasse türkischem Mokka.

„Was sagt der Onkel?“ fragte Bodo, indem er mich am Ärmel zupfte. „Das ist ja ganz toll, was der für einen Sums erzählt!“

„Ich habe nicht viel verstanden, aber ich glaube, daß alles gut gehen wird. Er hat ‚tschok eji dir‘ gesagt. Das heißt soviel, wie ‚es ist sehr gut‘. Also unangenehm scheinen wir ihm nicht zu sein!“

„Kann ich mir denken!“ lachte Bodo. „Ein Schriftsteller aus Passau, ein Kaufmann aus Berlin und ein Maler aus Schweidnitz in Schlessien, das ist ein gar vornehmer Besuch!“

„Ob der Türke wohl auch der Ansicht ist?“ lachte ich.

„Aber natürlich, sonst hätte er doch nicht tschik oder tschek oder tschak, na, wie heißt denn das Teufelszeug wieder?“

„Tschok eji dir.“

„Also, tschok eji dir. Das hätte er doch nicht gesagt, wenn er nicht ebenso denken würde. Hast du übrigens schon etwas von ‚Tütün‘ gesagt? Das ist eine sehr wichtige Sache.“

Der Bürgermeister hatte das Wort aufgefangen und dem Maler bereitwilligst sein gefülltes Zigarettenetui gereicht. Und als der erfreute Bodo eine Zigarette herausnehmen wollte, der Türke ihm aber den ganzen Inhalt in die hohle Hand schüttete, da strahlte er vor Begeisterung, und ich glaube, er hätte dem härtigen Bürgermeister am liebsten einen Kuß gegeben.

„Ja, Mensch, der Onkel ist ja ‚Knorke‘, das mußt du ihm sagen; den male ich auf der Stelle und lasse das Bild rahmen, vorausgesetzt, daß er den Rahmen selber hat!“

Und er zog sein Skizzenbuch aus der Tasche und fing an, den Kaimakam abzuzeichnen, während ich mir Mühe gab, dem Türken das alles auseinanderzusetzen. Wir wurden nun zum Belledier, dem sogenannten Stadtkämmerer geführt, der uns durch einen Diener ein Speiselokal anwies, wo wir nach Herzenslust essen und trinken konnten.

Am nächsten Morgen fuhren wir mit der Bahn nach der kleinen Station Bendik, die nur einige Kilometer von Kartal entfernt ist. Wie überall, so waren wir auch hier bald der Mittelpunkt des Interesses, und um unseren Tisch hatte sich schnell ein Kreis von Nichtstuern gebildet, welche jede unserer Bewegungen mit neugierigen Blicken verfolgten. Ich habe mich an dieses „Begaftwerden“ gewöhnt, wie ein „Viehzeug im Zoo“.

„Franz, sage mal dem Soldaten, er soll sich einige Minuten ruhig halten! Ich möchte ihn zeichnen. So eine Visage sieht man nicht alle Tage.“

Der Soldat tat das mit der größten Bereitwilligkeit, und die Türken drängten sich alle um Bodo, unter dessen sicherer und geschulter Hand bald ein getreues Abbild des Modells entstand. Da die Menge der Neugierigen immer größer wurde, nahm ich trotz aller Müdigkeit, die in dieser Bruthitze erklärlich war, meine Geige aus dem Kasten und spielte einen flotten Marsch, was die Umstehenden mit reichem Beifall lohnten. Durch mein Spiel hatte ich auch den Stationsvorsteher von Bendik herbeigeloct, der etwas Deutsch sprach und den ich wegen der Weiterreise nach Ismid bearbeiten wollte. Denn nur, wenn wir jede sich bietende Möglichkeit und Gelegenheit, billig vorwärts zu kommen, rechtzeitig erkannten und ausnutzten, war ein Gelingen unseres Vorhabens gewährleistet.

„Darf ich Sie zum Mittagessen einladen?“ meinte der junge Beamte, nachdem wir uns vorher einige Höflichkeiten gesagt hatten. „Sie werden gewiß Hunger haben.“

„Das weniger, aber um so mehr Durst! Wenn Sie uns mit Limonade und etwas Reis versorgen wollen, sind wir schon zufrieden!“

„Sie sollen alles haben, was der Wirt aufreiben kann!“

Und es machte uns Spaß, zuzusehen, wie er dem dicken Wirte Beine machte. Bald hatten wir alles, was wir wünschen konnten und saßen zusammen mit dem Stationsvorsteher und einem noch hinzugekommenen Gendarmerieoffizier beim Schmause, der uns bei der anregenden Unterhaltung noch mehr mundete. So manchem in der Heimat hätte das Essen nicht geschmeckt, wenn ihm 20–30 Menschen dabei zugesehen hätten. Mir selbst wäre es ähnlich ergangen, wenn ich mich, wie ich schon erwähnte, nicht daran gewöhnt hätte. Es war nun allmählich Zeit, wegen der Weiterreise zu verhandeln.

„Effëndim,“ sagte ich deshalb im Verlaufe des Gespräches zu dem Beamten, „wir wollen sobald als möglich nach Ismid kommen. Ist es Ihnen möglich, uns dahin eine billige Fahrgelegenheit zu verschaffen?“

„Wann wollen Sie hin?“

„Womöglich heute noch!“

„Es geht um Mitternacht ein Güterzug in Richtung Ismid hier durch. Ich werde zusehen, daß Sie da mitkommen. Es ist ja nicht weit nach Ismid, Sie werden es sich die kurze Zeit schon bequem machen!“

Nachmittags ließen wir den Maler allein, denn wenn er arbeitete, wollte er keine Gesellschaft.

„Wollen wir nicht einmal durch den Park dort laufen, Franz?“

„Gerne. Sieht übrigens hübsch aus, dieses Wäldchen. Erinnert fast an die Heimat!“

„Das finde ich auch; deshalb habe ich den Vorschlag gemacht.“

Und wir durchstöberten die kleine Anlage nach allen Richtungen und fanden in der Mitte derselben eine schöne, scheinbar leerstehende Villa. Fenster und Türen waren

verschlossen, und an den Mauern rankten Schlingpflanzen empor, von denen einzelne bis hinauf zu dem Balkon kletterten, welcher das Haus in der Höhe des ersten Stockes umgab. Die Sonne, deren letzte Strahlen durch die Zweige der Bäume brachen, tauchte das Häuschen in rosiges Licht.

„Wie ein verwünschenes Schloß inmitten dieser Umgebung!“

Ernst hatte meine Gedanken ausgesprochen. Ja, es erinnerte wirklich an Grimms Kindermärchen. Es war inzwischen dunkel geworden und wir beschloßen, zum Bahnhof zurückzukehren.

„Salt!“ Ich hielt Ernst am Ärmel fest. „Siehst du das Feuer dort?“

„Ja, das wird die Station sein.“

„Nein, denn diese ist in der entgegengesetzten Richtung. Das ist etwas anderes. Eigentlich geht es uns ja nichts an, aber weil hier alles so romantisch ist, wollen wir uns doch dafür interessieren!“

Wir gingen dem Schein entgegen, uns immer im Schatten der Sträucher haltend, bis wir auf einige Schritte herangekommen waren. Vor einem kleinen Feuerchen kniete eine schwarze Dienerin und braute köstlichen Mokka, dessen Geruch wir begierig einsogen. Keine zehn Schritte davon entfernt unter einem großen Blätterdach, saß in einem Lehnstuhl ein ehrwürdiger Greis, dessen weißer, herabwallender Bart bis an die Brust reichte. Um ihn herum auf den charakteristischen türkischen Stühlchen saßen drei junge Mädchen, von denen eine durch ihre blonden Haare besonders auffiel. Die anderen beiden waren Türkinnen, was an ihrer schwarzseidenen Kleidung leicht zu erkennen war. Der Umstand, daß sie nicht verschleiert waren, ließ uns ersehen, daß auch die beiden, wie die Blondine,

von bewundernswerter Schönheit waren. Wer mochte dieser Greis sein? Der Vater der drei Mädchen? Unmöglich. Dagegen sprachen zu viele Dinge. Sollte es noch einer der wenigen Sarems sein, die es in der Türkei trotz Mustafa Kemal Pascha noch geben sollte? Ich fühlte mich in der Nähe dieser Menschen nicht mehr wohl! Wir waren wirklich nicht in der Absicht gekommen, diese anscheinend so friedlichen Menschen zu beschleichen. Konnte das nicht recht unangenehme Folgen für uns haben, wenn wir entdeckt wurden? Und nichts war einfacher als das, denn der große Hund, der zu den Füßen des alten Mannes lag, schnupperte schon ganz bedenklich herum und wandte den Kopf mehrmals dem Busche zu, hinter dem wir standen und der glücklicherweise vollkommen im Schatten war. Nur gut, daß die Leute so viel mit sich selbst zu tun hatten; das auffällige Benehmen des Hundes hätte ihnen nicht verborgen bleiben können. Ich legte den Finger an den Mund zum Zeichen, daß Ernst nicht sprechen sollte, faßte meinen Stock fester, denn die Erinnerung an jenes Abenteuer mit den Sunden in Bulgarien war noch zu rege, und bedeutete meinem Freunde, daß wir uns langsam zurückziehen wollten. Das war nun schwerer, als ich dachte. Bei der geringsten Bewegung, die wir machten, wurde der Hund unruhig und schon war auch der alte Mann auf ihn aufmerksam geworden. Mit einigen gütigen Worten versuchte er, ihn zu beruhigen, indem er ihm mit der Hand über das weiße, zottige Fell strich. Der Alte war hier gewiß noch niemals gestört worden, daß er das Gebaren des Hundes nicht anders auslegte.

„Ernst, versuche du erst einmal, ganz lautlos zu verschwinden,“ flüsterte ich meinem Freunde zu, indem ich meinen Mund ganz dicht an sein Ohr legte, „ich folge dir

in fünf Minuten nach. Es macht nicht soviel Lärm, wenn wir getrennt zurückgehen!"

"Und wenn der Hund . . ."

"Wenn er dir lästig fällt, gibst du ihm mit dem Stock eins über die Schnauze!"

"Gut!"

Die Dienerin hatte den Koffa fertiggebraut und servierte ihn nun den Herrschaften in kleinen Täßchen. Das dadurch entstehende Geräusch benutzend schlich Ernst zurück, und er hat die Aufgabe glänzend gelöst. Selbst ich, der ich doch von dem Zurückgehen wußte, habe nicht das geringste Geräusch gehört. Nun war die Reihe an mir. Für mich war es unvergleichlich schwerer. Die Dienerin saß wieder am Feuer und spielte mit einem Steinchen, das sie beständig und nie müde werdend von einer Hand in die andere warf. Das Koffatrinken war beendet und die vorher lebhafteste, wenn auch sehr leise Unterhaltung der vier Personen war ins Stocken geraten. Es herrschte Grabesstille, nur der Hund war unruhiger geworden. Unglücklicherweise trat ich auf einen dünnen Zweig, der im Kasten lag und der durch das Brechen nun selbstverständlich ein Geräusch verursachte. Alles fuhr auf, und der Hund war mit wenigen Sätzen an dem Strauch, hinter dem ich noch eben gestanden hatte und schlug laut an. Da ich mich schon einmal verraten, machte ich schnell einige Sprünge nach rückwärts, um aus dem Lichtschein des Feuers zu kommen.

„Chi va la?“ hörte ich eine tiefe Bassstimme rufen. Sollte der Alte Italiener sein?

Ich hütete mich natürlich, zu antworten, sondern ging langsam zurück, immer den Blick auf das Feuer gerichtet, weil ich alle Augenblicke das Anspringen des großen Hundes erwartete.

„Nérede Köpek?“ hörte ich die gleiche Stimme. Der Alte fragte auf türkisch nach dem Hunde. Das konnte mein Glück sein. Wenn der Hund zurückgerufen wurde und er darauf reagierte, war ich in Sicherheit. Und schon wenige Sekunden darauf hörte ich die Stimme der Dienerin, die mehrmals das Wort „Kurd“ in die stille Nacht hineinrief, das soviel wie Wolf bedeutet. Das mußte der Name des Hundes sein. Ich war unterdessen am Parkausgang angekommen, wo mich Ernst erwartete.

„Da bist du endlich! Was war das für ein Lärm, hat man dich entdeckt?“

„Nicht ganz. — Aber laß gut sein, wir sind wieder glücklich hier und jetzt, da das Abenteuer vorüber ist, bin ich froh, daß wir es erlebt haben. Wir können wenigstens Bodo eine Neuigkeit erzählen!“

„Wollen wir nicht fragen, wer der Alte eigentlich ist?“

„Nein, das hat für uns, da wir doch weiterziehen, keine Bedeutung. Außerdem brauchen auch die Türken nicht zu wissen, daß wir überall herumschnüffeln!“

Als wir die Station erreichten, wartete Bodo schon auf uns.

„Wo bleibt ihr denn so lange?“

„Wir haben etwas erlebt, Bodo, etwas ganz Romantisches!“

„Legt nur gleich los; ich bin gespannt wie ein Regenschirm. Ich habe nämlich auch etwas erlebt. Aber das versteht ihr ja doch nicht!“ fügte er dann schnell hinzu.

„Aber erlaube mal,“ sagte Ernst lachend, „wir werden doch . . .“

„Mensch, verstehe ich es kaum und bin doch Maler. Ich habe einen Sonnenuntergang erlebt, ‚Kindersch‘, ich sage euch, nicht zum Erzählen!“

Er war ganz begeistert.

„Den wirst du noch öfters erleben, denn die Sonne geht alle Tage unter, soviel mir bekannt ist!“

„Ich sagte doch, daß ihr es nicht versteht! Aber was ist denn euch in die Quere gekommen?“

„Wir werden dir das in der Bahn erzählen, Bodo.“

Es war auch gar keine Zeit mehr zum Erzählen, denn der Bahnmeister bat mich, zu musizieren, und bald war das stille Gärtchen der reinste Kummelplatz.

Es war Mitternacht geworden, und pünktlich um 12 Uhr brauste der Zug heran. Der Bahnvorsteher gab sich alle Mühe und verhandelte ungewöhnlich lange mit dem Zugführer, der uns dann tatsächlich in einem leeren Güterwagen unterbrachte. Ein Pfiff, die Maschine setzte sich in Bewegung und ich überlegte schon, was wir am nächsten Tage in Ismid tun würden. Ich war mit dem Gedanken noch nicht zu Ende, als der Zug wieder hielt und ein fremder Mann die Wagentüre öffnete und uns höflich, aber bestimmt zum Verlassen des Wagens aufforderte. Wir waren kaum der Aufforderung nachgekommen, als der Zug davonbrauste.

„Das war ne kurze Fahrt!“ meinte Bodo in seiner trockenen Art. „Ihr wolltet mir doch euer Erlebnis im Zuge erzählen, dabei haben uns die Brüder an die Luft gesetzt! Ist das nicht ‚knorke‘! Wir erleben ein Abenteuer nach dem anderen!“

„Weißt du, was das bedeutet?“ fragte ich, ebenfalls lachend.

„Was soll es bedeuten?“

„Zwei Tagesmärsche.“

„Wenn's weiter ‚nisch‘ ist! Die hat der ‚alte Fritz‘ im Schlafe gemacht!“

In einem leerstehenden Eisenbahnwagen verbrachten wir die Nacht und marschierten früh am nächsten Morgen

weiter in Richtung Ismid, dem Meere entlang. Der Marsch in der heißen Sonne mit unserem schweren Gepäck war alles andere als ein Vergnügen, noch dazu bei den herrschenden Straßenverhältnissen, die jeder Beschreibung spotteten. Der Krieg, der hier vor mehreren Jahren gehaust hatte, war mit den Straßen und Brücken nicht eben schonend umgegangen und wir mußten so manches Bächlein durchwaten, wenn wir es wagten, den Schienenstrang zu verlassen. Nur die im Kriege zerschossenen Eisenbahnbrücken waren notdürftig wiederhergestellt und man war gezwungen, dem Bahnkörper entlang zu marschieren, was auf die Dauer furchtbar ermüdete. Nach mehrstündigem Marsche erreichten wir Arslam, wo eine Schweizer Firma eine Zementfabrik errichtet hat. Dort trafen wir einen Ungarn, der sich unser annahm und in dessen Hause wir auch die Nacht verbrachten. Dieses Arslam war für uns das reinste Paradies und wir freuten uns jetzt darüber, daß man uns nicht im Zuge geduldet hatte.

Ich fuhr in einem der Kähne, die am Strande lagen, über eine halbe Stunde ins Meer hinaus. Die frische Seebrise tat nach diesem heißen Tage unendlich wohl. Dann schaute ich zurück nach der Fabrik. Es war ein unvergeßlich schönes Bild!

Der Golf von Ismid mit seiner zum Teil bewaldeten Felsenküste bietet einen herrlichen Anblick, besonders wenn man mit dem Kahn weit hinausfährt in die tiefblaue See und die mitunter schroff abfallenden Felsen mit den kleinen Olivenwäldchen von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet sieht. Die Fabrik hat längst ihre Arbeit eingestellt. Seierabend für die Menschen, Seierabend in der Natur. Ein leiser Wind streicht über die weite Wasserfläche, und leichte Wellen wiegen kaum merklich unseren

Kahn, als wenn sie uns einschläfern wollten. Und langsam treiben wir wieder dem Ufer zu. Die Dämmerung senkt ihre ersten Schatten, und von weit her trägt der Wind vereinzelt den Schrei eines Schakals und die Wipfel der kleinen Olivenbäumchen zittern darob entsetzt im Winde und flüstern und raunen und der Fremde liegt schweigend unten im Kahn und lauscht den wunderlichen Geschichten. Stunden vergehen wie im Fluge. Ein mit Millionen und Abermillionen Sternen besäter Nachthimmel ist über dem Golfe ausgespannt, der Wind hat sich gelegt und die nun herrschende Grabesstille unterbrechen nur noch die Schakale, die im Schutze der Nacht sich den menschlichen Behausungen nähern.

Am nächsten Tage marschierten wir in Begleitung eines Türken nach dem nur eine halbe Stunde entfernten Dorfe Daridje, um von dort aus mit dem Dampfer nach Ismid zu fahren.

Die Fahrt durch den Golf verlief prächtig, da es unendlich viel zu sehen gab. Herrliche Wälder an beiden Ufern, liebliche kleine Buchten, zierliche Ortschaften, flotte Segelboote und fremdartig gekleidete Gestalten. Das kleine Städtchen Ismid erreichten wir am Spätnachmittag. Wie es kam, daß wir dort gleich von der Polizei freundlich empfangen und in einem „Hotel“ untergebracht wurden, ist mir heute noch nicht klar. Freilich mußten wir Zimmer und Betten mit Mäusen und Wanzen teilen. Und vielleicht wäre ich gar nicht darauf gekommen, wenn sich nicht Ernst noch im Bette, nachdem ich das Petroleumlämpchen ausgelöscht hatte, eine Zigarette angezündet hätte. Beim Aufkommen des Zündholzes bemerkte ich auf der ehemals weißen Decke einige dunkle Punkte und zündete, mißtrauisch geworden, schnell das Lämpchen wieder an. Und siehe da! Das ganze Bett wimmelte von diesem Ungeziefer.

„Ja, was sind denn das für Käfer?“ rief ich unwillig aus. Ich hatte tatsächlich bis dahin noch keine Wanze gesehen, es sei denn in der Schule beim Anschauungsunterricht, woran ich mich aber nicht mehr erinnern konnte.

„Das sind Wanzen.“ Bodo sagte es mit einer Seelenruhe, die mir in dem Moment ganz unerklärlich war, während er sich behaglich auf die andere Seite drehte. Ernst war ebenfalls aus dem Bette gesprungen, da er die gleiche Beobachtung gemacht hatte.

„Nun, es sind doch nicht so viele, wie es ursprünglich den Anschein hatte,“ sagte ich schon halb getröstet, während ich eifrig mit dem Fangen der Tierchen beschäftigt war, „vorhin sah es ja ganz gefährlich aus!“

„Die haben sich nur verkrochen,“ ließ sich Bodo wieder hören, „wenn es ruhig und finster wird, sind sie alle wieder da!“

Seine Ruhe ärgerte mich fast.

„Glaubst du denn, daß in deinem Bette keine Wanzen sind?“ fragte ich unwillig.

„Natürlich sind auch hier Wanzen!“ gab er gelassen zurück.

„Ja, Mensch, guck doch auf deine Decke, ich sehe von hier aus drei darauf herumkrabbeln!“

„Ich schau gar nich' hin, sonst sehe ich noch viel mehr!“ sagte er wieder in aller Seelenruhe.

„Aber so bringe sie doch wenigstens um!“ sagte nun auch Ernst.

„Aber warum denn, es kommen ja doch wieder andere!“

Nun mußte ich aber wirklich lachen. War denn das unser Bodo, der doch sonst in manchen Dingen so zimperlich war. Ich kannte ihn gar nicht mehr. Ließen ihn die Wanzen wirklich so gleichgültig?

„Sag' mal, Bodo, bist du denn das Viehzeug gewöhnt, daß du dir gar nichts daraus machst? Ihr habt doch zu Hause keine Wanzen gehabt!“

„Gewöhnt bin ich die Tierchen freilich, aber laß du dich nur ,nich' von meiner Mutter erwischen von wegen der Wanzen zu Hause! Ne, ne, von zu Hause habe ich meine Kenntnisse ,nich', aber in Rumänien, da gab es Wanzen, daß es eine Art hatte.“

„Und nun stören sie dich wohl gar nicht mehr!“

„Was heißt stören? Angenehm sind sie mir natürlich nicht, aber ich weiß, daß sich nichts dagegen machen läßt. Wenn du zehn umbringst, kommen dafür hundert andere. Ausrotten kannst du sie nicht; da müßtest du schon das ganze Haus anzünden. Ich will dir ja deine Nachtruhe nicht rauben, aber wenn du Interesse hast, dann hebe bloß mal schnell die Matraze hoch. Du wirst staunen!“

„Heiliger Gott!“ rief ich aus, nachdem ich seiner Aufforderung nachgekommen war; „hier wimmelt es ja!“

„Ich habe dir ja gesagt,“ sagte nun Bodo, „daran können wir nichts ändern. Legt euch ruhig in die Betten und macht das Licht aus, die Tierchen bringen euch nicht um und wie ich, so werdet auch ihr euch daran gewöhnen müssen!“

Bodo hatte recht. Es gab wirklich keine andere Möglichkeit, und wir haben uns tatsächlich an das Viehzeug gewöhnt, das wir auf der ganzen Reise nicht mehr los wurden und das uns bis hinein in das ferne Wunderland Indien begleitete. Es war alle Tage dasselbe: Neue Orte, neue Betten, neue Wanzen! Daß es nun auch Mäuse oder Ratten gab, hat mich eigentlich weniger geniert.

Im Hafen von Ismid lag der türkische Kreuzer „Javus“ vor Anker. „Javus“, was soviel wie „Tiger“ bedeutet, ist die türkische Bezeichnung für den ehemaligen deutschen

Kreuzer „Göben“, den die deutsche Regierung zu Beginn des Krieges zusammen mit der „Breslau“ an die Türkei verkauft hat. Wir lernten in einem Speisehaus in Ismid mehrere Offiziere der Besatzung kennen, die uns zu einem Besuch des Kreuzers einluden, wozu wir uns gerne bereit erklärten. Man mußte sich nur vorher die Erlaubnis des Gouverneurs, der sich in der Türkei „Wali-Bey“ nennt, erholen, was wir gleich am nächsten Tage taten.

Mit einer Empfehlung, die er uns schrieb, eilten wir dann sofort zur Hafenzollerei, die uns mit einem Motorboot zum Kreuzer brachte, der ziemlich weit vom Ufer entfernt vor Anker lag. An Bord angekommen, wurden wir von den Offizieren aufs freundlichste empfangen und, nachdem wir einen Rundgang durch das ganze Schiff gemacht hatten, in der Kajüte des I. Offiziers bewirtet. Es gab echt deutsche Kost, Erbsen mit Speck, und ich erinnere mich gar nicht, während unserer Reise in der Türkei besser gegessen zu haben. Als wir uns gegen 2 Uhr nachmittags verabschieden wollten, bat ein Deckoffizier im Namen seiner Kameraden, daß wir auch in ihrer Mitte einige Stunden verbringen möchten. Ich wüßte nicht, was mir lieber gewesen wäre. Dieser Nachmittag unter den frischen Soldaten, von denen einige etwas Deutsch sprachen, war einer der schönsten, und wenn ich heute in mein Reisebuch sehe, wo sie sich alle mit Unterschrift und Bild verewigt haben, so denke ich immer wieder gerne zurück an die unvergeßlichen Stunden an Bord des ehemaligen deutschen Kreuzers „Göben“. Mit der Dampfbarkasse des Kriegsschiffes fuhren wir gegen Abend in Begleitung einiger Offiziere an Land.

Um schneller vorwärts zu kommen, verließen wir das gastliche Ismid mit der Bahn und erreichten schon nach

kurzer Fahrt Sabandja. Dieses Dorf ist einer der obstreichsten Flecken in Anatolien und ich habe dort auch die ersten Feigenbäume entdeckt. Mit den grünen Feigen, die außerordentlich süß sind, habe ich mich aber erst später anfreunden können. Wir hielten uns in dem kleinen Dörfchen, das malerisch an einem lieblichen See liegt, nicht lange auf und marschierten der Bahn entlang unserem nächsten Ziele entgegen, der kleinen Stadt Gueive, die wir am nächsten Abend erreichen wollten.

Es war spät geworden, als wir endlich wieder in eine kleine Station kamen, wo aber für unsere hungrigen Mägen nichts aufzutreiben war. Deshalb brachen wir auch trotz aller Müdigkeit nach kurzer Rast wieder auf, um den Tag noch recht gründlich auszunutzen. Es schloß sich ein junger Türke an, der froh war, durch den dunklen, unheimlichen Wald, durch den nun der Weg führte, Begleiter zu haben. Es war inzwischen Nacht geworden. Mond und Sterne schienen in den Streif getreten zu sein, und es war deswegen sehr schwer vorwärtszukommen, so daß wir den Schienenstrang dem holprigen Weg vorzogen.

„Es ist fast unmöglich, noch weiter zu marschieren!“ sagte Ernst nach einer langen Pause.

„Hier übernachten können wir nicht,“ wandte Bodo ein, „ich habe Hunger wie ein Bär. Ich muß heute noch etwas essen!“

„Fürchtest du nicht, die Schienen und die Beine krumm zu treten?“ fragte ich ihn scherzend.

„Und wenn ich auf den Knien laufen soll. Etwas Esbares muß ich noch auftreiben!“

„Haben wir nichts mehr in den Rucksäcken, Ernst?“

„Nicht das geringste,“ antwortete er mir, „auch ich habe ziemlichen Appetit; aber trotzdem möchte ich am liebsten hier übernachten!“

„Lass dich nicht auslachen, Ernst; was hätte denn der ‚alte Fritz‘ gemacht. Der ist marschirt, bis er gar ‚keine Beene‘ mehr hatte!“

Wir lachten nicht über die Worte Bodos, sondern über die trockene Art, in welcher er sprach.

„Sage einmal, Bodo, warst du denn überhaupt Soldat? das wollte ich schon lange fragen!“

„Mensch, das ‚weeßt‘ du noch gar ‚nich‘? Aber feste! Ich glaube, daß ich von euch beiden am längsten gedient habe!“

„Mach’ keine Wize, Bodo, sonst muß ich trotz aller Müdigkeit noch lachen. Du standest wohl beim Gardekorps in Berlin?“ lachte Ernst.

„Nein, Tatsache, ich habe mehrere Jahre die Kadettenschule besucht. Wahrscheinlich wollte mein alter Herr aus mir einen Generalfeldmarschall machen. Nach der Revolution waren keine Aussichten mehr, und ich habe den Marschallstab aus der Hand gegeben!“

„Donnerwetter, allen Respekt!“

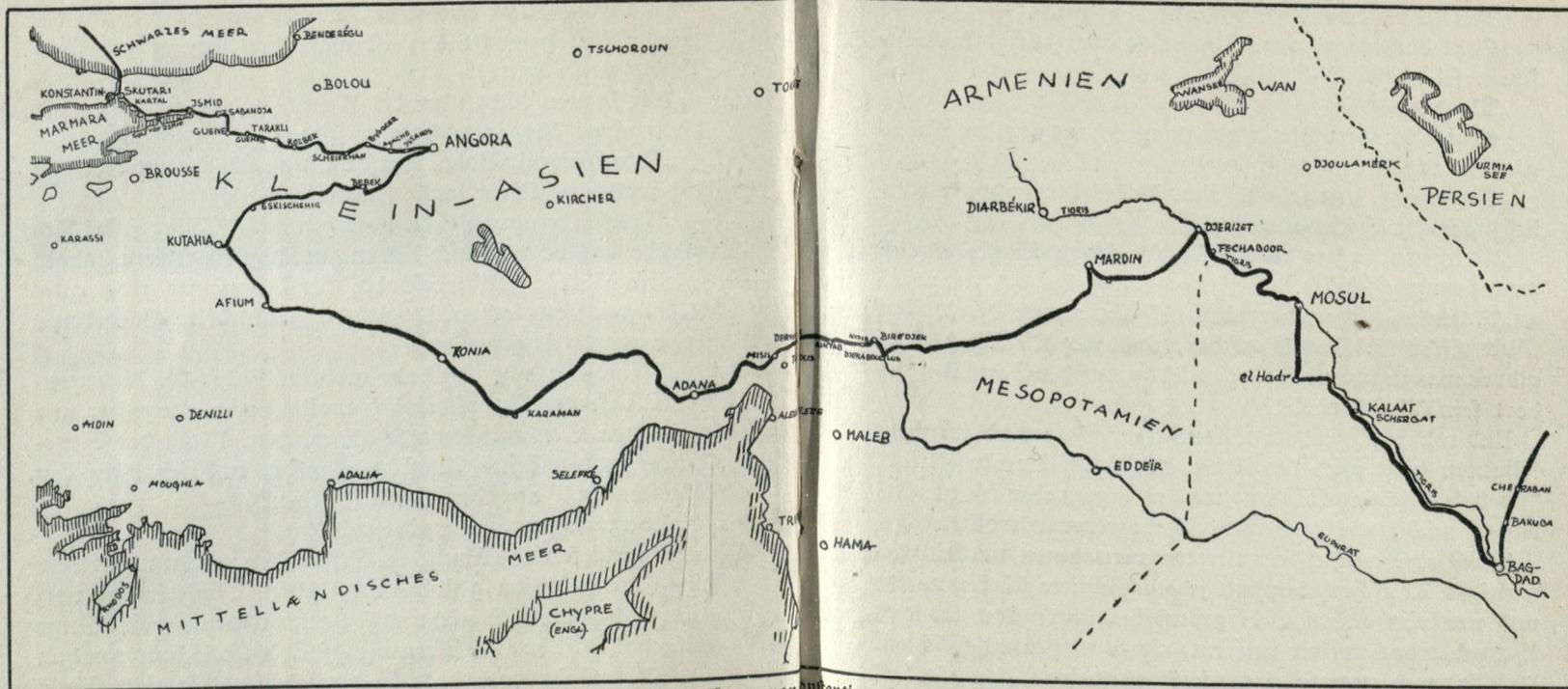
Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren wir wieder eine Stunde weiter gestolpert, der kleine Türke immer voraus. Er hatte kein Gepäck und so hatten wir ihm meine Geige aufgehast, die er auch bereitwilligst über die Schulter nahm.

„Wir müssen doch bald in der nächsten Station sein!“ meinte nun auch Bodo, ein Zeichen, daß sich auch bei ihm die Müdigkeit bemerkbar machte. „Frage doch mal diesen Jonas, Franz, der rennt ja wie ein Wiesel!“

Er meinte den kleinen Türken, der tatsächlich fast im Trab lief.

„Néwakit Gueive geldim?“ fragte ich ihn.

„Bir ssaht Gueive!“ (Eine Stunde bis Gueive). Das gleiche hatte er mir auf meine Frage geantwortet, die ich vor zwei Stunden an ihn gestellt hatte.



Unser Reifeweg von Konstantinopel bis Bagdad

„Nu, was sagt er?“ fragte Bodo wieder.

„In einer Stunde sind wir bereits in Gueive, sagt der Türke.“

„Geb' ihm doch eine hinter die Ohren! Der will uns nur verkohlen. Das hat er doch schon vor zwei Stunden gesagt!“

„Er weiß es nicht besser. Die Leute haben eben keinen Begriff von der Zeit. Ich glaube ihm gerne, daß er genau weiß, wo Gueive liegt, aber wenn du ihn in einer Stunde

wieder fragen willst, dann haben wir immer noch eine Stunde zu laufen!“

„Aber nun bin ich auch redlich müde!“

„Und ich halte das Weiterlaufen geradezu für einen Blödsinn!“ sagte Ernst unwillig.

„Wir können ja hier übernachten,“ sagte ich, „aber in 10 Minuten würden wir ein besseres Quartier bekommen, als wir hier haben! Und wahrscheinlich auch zu essen!“

„Wer sagt dir das?“ fragten beide zugleich.

„Seht doch geradeaus. Ihr müßt doch auch den Lichtschein sehen!“

„Wo denn?“

„Einige hundert Meter vor uns. Schaut nur den Schienen entlang!“

„Ganz recht, jetzt sehe ich ihn. Dahin laufen wir natürlich noch!“ rief Bodo aus.

„Meinst du, daß es dort besser ist“, fragte Ernst; „das ist noch sehr zweifelhaft.“

„Natürlich ist es dort besser!“ antwortete der Maler. „Wo Licht ist, sind Menschen, und wo Menschen sind, gibt es was zu kauen. Oder glaubst du, daß der Gottseibeius dort sein Wesen treibt?“

Und wir marschierten weiter. Aber schon nach wenigen Minuten hielt mich der kleine Türke am Rockärmel fest. Ich habe nicht verstanden, was er sagte, aber ich merkte, daß er mich vor irgendeiner Gefahr warnen wollte.

Nach einigen hundert Metern vernahmen wir ein gewaltiges Rauschen, das mit jedem Schritte stärker wurde und nur von einem Gebirgsfluß herrühren konnte. Das Licht war doch weiter entfernt, als es ursprünglich schien. Der Junge hingte sich jetzt direkt an meinen Arm, so daß ich ihn wegstoßen mußte. Er wollte uns unbedingt am Weitergehen hindern.

Wir waren an einer dieser Brücken, deren wir schon viele überschritten hatten, nur mit dem Unterschiede, daß dies bei Tag geschehen war. Diese Brücken, die während des Krieges von den Griechen zumeist zerstört worden waren, hatten die Türken nach Friedensschluß wieder instand gesetzt, so daß der Zugverkehr aufrechterhalten werden konnte. An beiden Seiten der Schienen mochten

n früherer Zeit für Mensch und Tier wohl Fußsteige geführt haben, da in der Türkei der Schienenstrang sehr viel als Weg benutzt wird. Diese Fußsteige waren noch nicht wieder hergestellt, so daß die Überschreitung dieser Eisenbahnbrücken immerhin eine gewisse Fertigkeit erforderte, da man doch mit dem schweren Gepäck inmitten der Schienen von Schwelle zu Schwelle zu schreiten hatte, welche mitunter weiter als gewöhnlich voneinander entfernt waren. Bei Tag ging das noch an, da man den Abstand mit den Augen genau prüfen konnte, aber in der Nacht und noch dazu in einer solch finsternen, war es immerhin ein Wagnis. Die Brücken, die wir bis jetzt passiert hatten, waren 20—25 m lang gewesen, und da ich in der Dunkelheit, die auch das fahle Mondlicht nicht durchdringen konnte, das andere Ende nicht sah, so nahm ich an, daß auch diese nicht länger sein würde. Nachdem ich mich mit den Gefährten besprochen hatte, schritt ich voraus, von Schwelle zu Schwelle steigend, die ich erst immer, da sie kaum zu sehen waren, mit dem Stocke suchen und fühlen mußte. Der kleine Türke war einige Meter mitgegangen und dann rasch umgekehrt. Die Geige hatte ihm Bodo abgenommen. Ich habe ihn später nie wieder gesehen. Der Mond schien gerade hell genug, um die etwa 10 m unter uns brausenden Wellen mit ihren schäumenden Kämme erkennen zu lassen. Ein Fehltritt konnte zum Verhängnis werden, denn ein Sturz in die Tiefe hätte den sicheren Tod bedeutet. Mir schien es, als wenn die Brücke überhaupt kein Ende nehmen wollte und ich mußte mit aller Energie gegen ein Schwindelgefühl ankämpfen, das mich befallen wollte. Todesstille umgab uns, die nur von dem Brausen unter uns durchbrochen wurde. Und trotzdem hörte ich hinter mir den keuchenden Atem eines meiner

Gefährten. Es war Ernst. Wo war denn der Maler geblieben? Ich stützte mich fest auf meinen Stock und rief, die Augen schließend, laut seinen Namen. Er antwortete. Gott sei Dank! Sollte ich wirklich dem Schwindel unterliegen? Mir wurde dunkel vor den Augen, ich glaubte zu schwanken.

„Ernst,“ rief ich, „kommst du vorwärts?“

„Ja, es geht!“ kam es zurück.

Die Worte riefen mich wieder voll in die Wirklichkeit zurück. Nur jetzt nicht nachgeben! Was sollte aus meinen Kameraden werden, wenn ich verunglückte; aus meinem Bodo, der doch nur malen konnte, sich aber sonst so schwer in dieser Umgebung zurecht fand! Der Gedanke machte mich stutzig.

„Bodo!“ rief ich in die stille Nacht hinein.

Keine Antwort.

„Bodo!“ Vergebens.

„Ernst, wo ist denn Bodo geblieben?“

„Ich weiß nicht, er war immer hinter mir!“

Ich zitterte vor Erregung. Warum hatte ich mit dem Überschreiten der Brücke nicht bis zum Morgen gewartet? Warum hatte ich nicht auf den kleinen Türken gehört?

Sollte Bodo ...! Nein, der Gedanke war zu gräßlich. Ich stolperte mehr vorwärts, als ich schritt. Der Gedanke legte sich wie eine tausend Zentner schwere Last auf mein Gewissen. War denn die Brücke noch nicht zu Ende? Der Übergang mußte ja schon Stunden dauern. So schien es mir. Da — ein Pfiff gellt durch die Stille. Gott im Himmel, der Nachtzug Konstantinopel-Angora. Jetzt ist alles aus!

„Bodo, Bodo!“ Ich brüllte es mehr, als ich rief.

„Ist die Brücke noch nicht zu Ende; der Zug kommt!“ Ernst fragte es hinter mir und ich merkte, daß seine Stimme zitterte.

Endlich festen Boden. Ein zweiter gellender Pfiff, keine zwei, nicht einen Kilometer mehr entfernt. Beinahe wäre ich noch gestürzt. Die Aufregung war daran schuld. Ich hielt mich nur mehr an den Schienen fest, die Knie hatte ich mir wund geschlagen. Ich war nun in Sicherheit. Aber nicht, daß ich darüber froh gewesen wäre. Wo war denn Bodo, wo war Ernst geblieben, sollte allen beiden etwas zugestoßen sein? Da kam endlich auch Ernst aus dem finsternen Schlund der Brücke.

„Wo ist Bodo?“ schrie ich. Er gab keine Antwort. Es war schrecklicher, als sich berichten läßt. Ein dritter gellender Pfiff der Maschine.

„Bodo!“ schrie ich noch einmal und meine Stimme über-tönte jetzt selbst das Brausen der Wellen. Endlich Antwort. Es ist auch höchste Zeit. Noch eine bange Minute, endlich ist auch er am Ufer. Ich nehme ihm schnell die Geige ab und erfasse seine Hand. Er zitterte wie Espenlaub. Einige hundert Meter hinter ihm braust auch schon der Zug über die Brücke. Hinter den erleuchteten Fenstern sehen wir für einen Augenblick lachende Menschen. Niemand im Zuge ahnt, welch schreckliches Unglück hätte passieren können, wenn wir auch nur um eine Minute später die Brücke überschritten hätten.

„Das war aber eine tolle Geschichte, Franz!“ sagte Bodo, nachdem wir einige Sekunden schweigend gestanden hatten. „Das möchte ich nicht noch einmal durchmachen!“

„Wie kam es, daß du so weit hinter uns warst, Bodo? Wir sind doch wahrhaftiger Gott auch wie die Schnecken über diese verwünschte Brücke!“

„Das bildet ihr euch ein! Ihr seid gerannt wie die Maul- esel. Ich hatte nun auch noch das Pech, meinen treuen Bergstock zu verlieren. Er ist mir aus der Hand gefallen,

als ich beinahe abgerutscht wäre. Ohne Stock ging es natürlich erst recht langsam!"

„Danken wir Gott, daß wir alles glücklich überstanden haben. Gefährlich genug war es. Nun kommt aber auch die Belohnung für unsere Ausdauer!"

Wir waren an ein Bahnwärterhäuschen gekommen, von dem das Licht, das wir gesehen hatten, herrührte. Ich hatte nicht zuviel versprochen. Wir wurden von dem Bahnmeister, einem Italiener, namens Moor, und zwei Türken prächtig aufgenommen und bewirtet und sie haben es uns gar nicht übel genommen, daß wir sie erst aus dem Schlafetrommeln mußten. Da auch die Unterbringung zufriedenstellend war, hatten wir am nächsten Tage, frisch gestärkt, die gestrige Nacht mit ihren unangenehmen Erinnerungen längst wieder vergessen.

„Franz, ich bin, offen gestanden, am Zusammenbrechen," sagte Ernst zu mir, als wir an einem der nächsten Tage gebirgiges Gelände zu überschreiten hatten, „es ist mir ganz unmöglich, auch nur noch 5 Minuten zu marschieren!"

„Dann legen wir eben eine Kiste ein, aber nicht, wie nach eurer Methode, 10 Minuten, um wieder eine Viertelstunde marschieren zu können, sondern wir bleiben hier mindestens eine Stunde liegen. Sonst kann von einer Kiste gar keine Rede sein!"

Wir hatten Gueive am frühen Morgen verlassen und waren bereits wieder 4 Stunden unterwegs. Die Sonne brannte so unbarmherzig, wie noch nie und auch die Wege waren schlechter, als sonst.

„Wenn wir das Tempo bis Angora durchhalten wollen, Franz," sagte auch der Maler, „dann ist die Reise kein Vergnügen, und wir werden nicht gerne daran denken, wenn wir wieder in der Heimat sind. Es ist zu viel!"

„Ich habe einen Vorschlag!“ sagte ich.

„Und der wäre?“

„Nachdem ich absolut dagegen bin, daß wir auch nur um einen Tag später nach Angora kommen, als wir an Hand der Karte ausgerechnet haben, so wollen wir uns in der nächsten Ortschaft einen Esel kaufen, der unser Gepäck tragen soll und dem wir eventuell auch unsere Röcke aufhängen können. Frei und ledig und nur mit Hemd und Hose bekleidet müssen wir doch bis ans Ende der Welt laufen können!“

Und so geschah es auch. Als wir am Abend Tarakli erreichten, trugen wir dem Bürgermeister unser Anliegen vor, und schon am nächsten Tage hatten wir uns für 15 türkische Pfunde einen ziemlich großen Esel eingehandelt, der deswegen etwas billiger kam, weil er am Rücken eine wundete Stelle hatte, die, wie der Türke sagte, nicht heilen wollte. Da man uns bat, einen Tag länger zu bleiben, legten wir den Rasttag, den wir für den nächsten Tag beabsichtigt hatten, schon in Tarakli ein. Die Wunde des Esels hatte ich gleich mit Wunderbalsam behandelt und einen Verband darüber geflebt, und schon am nächsten Tage konnte man einen Fortschritt in der Heilung erkennen. Der Belledier von Tarakli, ein alter, ehrwürdiger Mann mit weißem Barte, zeigte uns den riesigen Obstgarten des Ortes und beschenkte uns reichlich, wofür Bodo das Haus des Alten malte und ihm das Bild zum Andenken hinterließ.

Es war der 5. September, als wir früh morgens das gastliche Tarakli verließen. Den Esel hatten wir kunstgerecht unter Anleitung eines Eingeborenen bepackt, und wir schritten, aller Last ledig, munter vorwärts, wobei wir uns als Eseltreiber ablösten. Wir hatten das Tier „Knorke“ getauft, um das schon ganz vergessene, muntere



Wort des Malers wieder in Erinnerung zu bringen, und hatten ihm auch bald deutsches Infanterietempo beigebracht, so daß Treiber schon nach kurzer Zeit überflüssig wurden. Er hat es schön gehabt bei uns, der nette Esel, und wir haben jeden Bissen ehrlich mit ihm geteilt.

Nach weiterem zehntägigen Marsche erreichten wir dann endlich Angora, die neue Hauptstadt der Türkei. Ich war lange nicht dazu gekommen, mein Tagebuch nachzuschreiben, so daß ich das kurz vor Angora, auf einem Stein sitzend nachholte, indem meine Gefährten meinem Gedächtnis zu Hilfe kamen. Bodo erwartete in Angora Post und war deshalb schon ganz ungeduldig. Ich aber wollte erst alles in Ordnung haben.

„Also, was willst du noch alles wissen?“ fragte er in seinem komischen Zorn. „Ich komme mir schon vor, wie ein lebendiger Kalender!“

„In erster Linie alle die Ortschaften, die wir nach Tarakli passiert haben!“

„Also höre! Ich habe sie mir nämlich alle aufgeschrieben, weil ich überall gemalt habe!“

„Um so besser.“

„Die erste Station nach Tarakli war Gheumek; dann kam Kozbek . . .!“

„Sind wir dort die Nacht geblieben?“

„Nein, das war doch die Ortschaft, die die Griechen gänzlich zerstört haben!“

„Ach ja; weiter!“

„Dann kommt Nalli-San, wo wir im Café bei der Kleinen Türkin übernachtet haben.“

„Aber bei der Türkin doch nicht!“

„Aber in ihrem Café! Das ist ja gleichgültig; du schreibst doch nur für dich!“

„Aber ich will die Feste doch heimschicken, und wenn die zu Hause lesen, daß wir und so weiter, du weißt schon. Und wenn man sich dann in Deutschland erzählen würde, daß Bodo Zimmermann bei einer kleinen Türkin geschlafen hätte! Der Gedanke ist gar nicht auszudenken!“

Ernst lachte vergnügt. Das war Bodos wunde Stelle.

„Mensch, rede ‚kenen Kohl‘! ’S ist ja Unsinn!“ Wenn er sich ärgerte, sprach er immer in seinem Dialekt. „Schreib’ lieber weiter, daß ich zu meinen Briefen komme!“

„Von Nalli-San kamen wir nach?“

„Nach Tschäir-San und dann nach Ajach, wo wir die Jungtürken getroffen und unseren Esel verkauft haben. Damit du es ganz genau weißt: Wir haben für unseren ‚Knorke‘ genau so viel erhalten, als wir bezahlt haben. Der Abschied von dem Tierchen ist uns allen recht schwer gefallen und es gab in dem Stall des Türken eine rührende Szene. Bist du mit meiner Schilderung zufrieden?“

„Außerordentlich!“ lachte ich. „Ich schreibe, wie du mir diktierst.“

Ich war mit meinen Eintragungen zu Ende und klappte das Heft zu. Dabei fiel mir ein Blatt auf den Boden, das Bodo aufhob und es flüchtig durchsah. Wir hatten ja keine Geheimnisse.

„Was ist denn das?“ fragte er neugierig.

„Komm, gib her!“ sagte ich.

„Warte nur! Ah, ein Gedicht mit dem romantischen Titel ‚Am Lagerfeuer‘! Hier, guck’ mal, Ernst, davon hat uns unser Indianerhäuptling noch gar nichts erzählt!“

„Ich habe während der Wache in jener Nacht, die wir im Freien bivaktiert haben, das Gedicht geschrieben. Ich lese es euch in Angora vor, wenn wir mehr Zeit haben. Denkst du denn nicht mehr an deine Post, Bodo?“

„Ach ja, natürlich, aber die paar Zeilen kannst du uns auch jetzt schnell vorlesen, das dauert keine Ewigkeit!“

„Nun gut, wenn du es durchaus haben willst!“

„Lautlos die Nacht, nur die Schakale rufen,
Die um das Feuer weite Kreise zieh'n —
Und manchmal schlägt der Esel mit den Hufen,
Die Flammen prasseln und die Funken sprüh'n.

Sast fallen mir die müden Augenlider —
Was hab' ich einst geträumt von diesem Land!
Nun bin ich hier und seh' die Träume wieder —
Wie anders ist doch alles, was ich fand!

Wo ich als Kind nur Palmenwälder wädhnte,
Da fand ich kahle, raube Berge vor,
Wo ich nach frohem Vogelsang mich sehnte,
Schlug nur der Schrei des Geiers an mein Ohr!

Kein Wald bietet dem Wandrer kühlen Schatten,
Wenn allzu heiß die Mittagssonne glüht
Und keine Wiesen grünen, keine Matten
Und keine Herde, die zur Weide zieht!

Vor meinen Augen Bilder zieh'n vorüber,
Wie ich's in meiner Kindheit stets geträumt.
Doch ist die Wirklichkeit ja immer trüber —
Drum — auf, ihr Schläfer! Tag wird's! Nicht gesäumt!“

Mit Saß und Paß marschierten wir in Angora ein, und unser erster Weg galt dem Postgebäude. Erst sollte Bodo seine Briefe in Empfang nehmen. Wir ließen ihm zum Studium derselben gerne Zeit. Ein Brief seiner Mutter aus Schweidnitz. Er war voll Vorwürfe, die Antwort auf seinen Brief aus Konstantinopel, in dem er seinen

Lieben zu Hause seinen Entschluß, mit uns zu reisen, mitgeteilt hatte. Ich merkte es unserem Maler an, daß er mit sich selbst einen schweren Kampf kämpfte. Auf der einen Seite die Liebe zu seiner Mutter, die ihn mit Bitten bestürmte, von dem gewagten Unternehmen abzustehen und in die Heimat zurückzukehren, die ihn fragte, ob er denn vergessen hätte, daß seine Mutter um ihn bangte, die sich so sehr um ihn sorgte und die keine Ruhe mehr finden wollte, bis er wieder zu Hause sein würde. „Wer sind denn die beiden, die dich zu diesem Unternehmen verleitet haben?“ So schrieb sie wörtlich, und man merkte, daß sie um ihren Sohn fast verzweifelte. Nie ist der Gedanke an meine liebe Mutter lebendiger gewesen, als in jenem Augenblicke. Und erst, als ich wieder glücklich in der Heimat angekommen war und meine Mutter schwer krank im Hospital wieder fand, da erfuhr ich und da fühlte ich, wie sehr meine Mutter um mich gebangt, wie viele schlaflose Nächte ich ihr bereitet hatte.

Der Maler tat mir leid. Er hatte sich sehr an uns gewöhnt und wanderte so gerne mit uns, daß er sich mit dem Gedanken, uns zu verlassen, gar nicht vertraut machen konnte. Sollten wir den lieben Kameraden jetzt wirklich verlieren? Ich sah, wie er mit einem Entschluß kämpfte. Ich mußte ihm zu Hilfe kommen!

„Höre zu, Bodo, es würde sich niemand mehr freuen, wenn du bei uns bleiben würdest, als ich. Ich lege die Entscheidung deshalb vollständig in deine Hand. Willst du bei uns bleiben, freut es mich und wir werden weiterhin treue Kameradschaft halten. Willst du uns verlassen und nach der Heimat zurückkehren, halte ich dich nicht. Ich weiß, wie schwer der Abschied meiner lieben Mutter gefallen ist und kann auch deine Mutter verstehen!“

Nachdem wir uns bei der Polizei gemeldet hatten, wurden wir auf Grund unseres Empfehlungsschreibens in einer Karawanserei untergebracht, da wir der hohen Preise wegen auf das einzige Hotel, das damals von Europäern bewohnt wurde, verzichtet hatten. Angora hatte damals bestimmt noch nicht das Aussehen einer Haupt- und Residenzstadt, aber man sah, daß hier in kurzer Zeit unendlich viel geschehen war. Angora war eine Stätte rastloser Arbeit. Es wurde gebaut an allen Ecken und Kanten, es wurde gepflanzt, Flugplätze angelegt und so fort. Die wenigen Deutschen, die ich dort antraf und die die Stadt schon vor Jahren gesehen hatten, waren voll Bewunderung darüber, was die Türken in wenigen Monaten aus dem ehemaligen Dörflein gemacht hatten. Mustafa Kemal Pascha wußte sehr wohl, warum er seine Regierung nach Angora verlegte. Wer am eigenen Leibe verspürt hat, wie schwierig es ist, nach Angora zu gelangen, und wer aus eigener Erfahrung die scharfe polizeiliche Kontrolle kennt, der weiß, daß es nun vorbei ist mit den fremden Einflüssen in der Türkei, denen Konstantinopel nicht entrinnen konnte. Der gewaltige Kemal hat hier mit einem Schläge Wandel geschaffen. Und wer das kleine Gebäude gesehen hat, in dem die große Nationalversammlung bis vor kurzem noch tagte, der kann fast nicht glauben, daß in diesem Häuschen Dinge beschlossen wurden, die dem gewaltigen England und auch zuweilen dem mächtigen Frankreich Kopfzerbrechen machten. Während Ernst und ich eifrig damit beschäftigt waren, die Weiterreise vorzubereiten, trieb sich Bodo den ganzen Tag über in der Stadt herum, um noch möglichst viel zu zeichnen, da er sich doch, wie ich vermutete, für eine Rückkehr entschlossen hatte.

Am zweiten Tage unseres Aufenthaltes in Angora besuchte ich zusammen mit meinen beiden Gefährten das Verkehrsministerium. Ich wollte versuchen, Freikarten für die türkische Eisenbahn zu erlangen, um schnell nach dem Süden zu kommen. Es wurde nämlich allmählich kalt, besonders wenn man im Freien übernachten mußte. Ich stand schon nach wenigen Minuten dem Verkehrsminister gegenüber, bei dem ich um drei Freifahrtscheine nach Adana vorstellig wurde. Ein ähnlicher Fall mochte der Exzellenz wohl noch nicht vorgekommen sein, und vielleicht hatten wir gerade deshalb Erfolg.

„Glauben Sie,“ fragte der Minister in fließendem Deutsch, „daß man Türken in Deutschland Freifahrt gewähren würde?“

„Wenn es sich um einen ähnlichen Fall, wie bei uns, handeln würde, glaube ich es ganz bestimmt!“ antwortete ich. Es war mir bei dieser Antwort gar nicht wohl zumute, denn wenn der Minister die deutschen Verhältnisse kannte, was sehr wohl möglich war, so mußte er auch wissen, daß man bei uns in Deutschland mit Freifahrtscheinen nicht gerade um sich wirft. Wir hatten aber doch Erfolg, und schon nach fünf Tagen konnten wir uns drei Freifahrtscheine bis Adana im Ministerium abholen. Einen dieser Scheine habe ich mir zum Andenken behalten, und zwar den auf den Namen unseres Malers, der sich, nachdem er in Angora auch malariakrank geworden war, doch endgültig zu einer Rückkehr nach Deutschland entschlossen hatte. Aus unserer Karawanserei waren wir ausgezogen und hatten bei dem reitenden Jägerbataillon Ismail-Saki, dessen Kaserne sich in der Nähe des Bahnhofes befindet, Quartier bezogen.

Bodos Zustand verschlimmerte sich immer mehr, so daß ich zur Rückkehr drängte. Am 18. September brachten wir

ihn zum Bahnhof. Unser Geld hatten wir redlich geteilt, so daß er ohne weiteres bis nach Bukarest kommen konnte, wenn er sich nirgends länger, als notwendig war, aufhielt. Sowohl Ernst, als auch ich, gaben ihm verschiedene Utensilien mit, die wir nicht benötigten und die Bodo unseren Angehörigen in Deutschland überbringen wollte.

„Also, mein lieber, treuer Bodo,“ sagte ich, indem ich ihm zum Abschiede zum letztenmal die Hand drückte, „halte dich wacker, in spätestens 14 Tagen kannst du in der Heimat sein. Vergiß uns nicht und lasse recht bald was hören. Poststelle Bagdad, du weißt!“

Wir standen noch lange am Bahnhof und blickten dem enteilenden Zuge nach und besonders mir schien es, als ob auch ein Teil meiner Unternehmungslust mit Bodo dahingegangen wäre.

Die letzte Nacht in Angora schliefen wir in der Wohnung dreier Chauffeure, die uns liebe Freunde geworden waren und uns auch am nächsten Tage zum Bahnhof brachten. Sie winkten, bis der Zug uns aus ihrem Sehbereich entführt hatte. Angora, du wilde, aufstrebende Stadt, lebe wohl!

Europäer fahren in der Türkei im allgemeinen zweiter Klasse. Daß unsere Freifahrtscheine auf dritte Klasse lauteten, ist selbstverständlich, und wir sind dabei auch nicht umgekommen. Schon nach 11 Stunden kamen wir nach Eskischehir, das wir nach zweistündigem Aufenthalt wieder verließen. In Eskischehir ist die Meerschäumindustrie zu Hause und es war interessant, die Dinge zu betrachten, die die Händler vor dem Bahnhofe in allen Tonarten anpriesen. Die Fahrt nach Konia, die Nacht hindurch, verlief etwas langweilig, was wohl in erster Linie daran lag, daß wir die Sprache des Landes doch noch lange nicht

genügend beherrschten und daß es in dem Waggon auch keine Frauen gab, so daß eine nette Eisenbahnbekanntschaft, wie bei uns in Deutschland zuweilen, nicht möglich war. In der Türkei fuhren die Damen damals noch in Extrawagen. Am Morgen des übernächsten Tages erreichten wir endlich Adana.

„Bleibt es also bei unserem Reiseplan,“ fragte Ernst, als wir eines Morgens in unserem Zimmerchen über die Karte gebeugt unsere nächste Reiseroute studierten, „in Adana sollte es sich doch entscheiden?“

„Das wird es auch, Ernst, und zwar schon heute mittag!“ antwortete ich. „Wenn uns von französischer Seite keine Schwierigkeiten gemacht werden, dann fahren wir mit der Bahn nach Aleppo durch das Taurusgebirge und marschieren von dort aus über Agour nach Meskene am Euphrat.“

„Und dann?“

„Von Meskene aus fahren wir mit einem Floß oder einem Kahn euphratabwärts bis zu den Ruinen von Babylon, marschieren dann einen Tag westlich nach Kerbela und fahren von dort aus mit der Bahn nach Bagdad.“

„Und das Floß?“

„Bauen wir uns am besten selbst, Ernst! Für uns beide braucht es ja nicht besonders groß zu sein, und ich denke, daß wir an den Ufern schon das nötige Holz auftreiben werden!“

Ich freute mich tatsächlich schon im geheimen auf diese lange Fahrt auf einem selbstgezimmernten Floß, aber wir hatten wieder einmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Als wir nämlich gegen Mittag den französischen Konsul besuchten, verweigerte uns dieser die Einreise nach Syrien, so daß unser Plan mit einem Schlage zunichte wurde.

„Was nun?“ fragte Ernst, als wir wieder zu Hause angekommen waren.

„Unser Ziel ist Bagdad, das müssen wir auf alle Fälle erreichen. Also heißt es einen Weg ausfindig machen, der nicht durch französisches Gebiet führt.“

Und wieder begann das Studium der Karte. Nach einer halben Stunde war die neue Reiseroute festgelegt.

„Also höre, Ernst! Wir fahren nun mit der Bahn nach Bagdtsche, nahe der syrischen Grenze und marschieren von dort aus über Saktshögüs nach Aintab. Das sind 60 km und ich rechne hierzu zwei Tage. In Aintab, das der Karte nach ein größerer Ort zu sein scheint, legen wir einen Rasttag ein und marschieren dann weiter über Nisib nach Biredjik am Euphrat.“

„Das ist ungefähr noch einmal derselbe Marsch.“

„Ja, das mag stimmen!“

„Und von dort aus?“

„Von Biredjik aus fahren wir mit einem Bahn euphrat-abwärts etwa 30 km nach Djerabulus und benützen die Bahn von dort aus, soweit es möglich ist.“

„Das ginge bis Bagdad“, sagte Ernst, indem er auf den Schienenstrang wies, der auf der Karte allerdings bis Bagdad eingezeichnet war.

„Das stimmt nicht ganz, Ernst, denn der Karte nach ist die Bahnlinie nur bis Nissibin fertiggestellt, die andere Strecke über Mosul bis nach Tekrit ist projektiert. Und der türkische Eisenbahnkommissär hier hat mir gesagt, daß die Züge sogar nur bis Kas-el-Ain verkehren!“

„Müßten wir von dort aus zu Fuß bis zum Tigris marschieren?“

„Das müßten wir eben erst sehen! Auf jeden Fall ist dies der einzige Weg.“

Unvergeßlich schön war die Fahrt durch den Taurus. Die glühende Morgensonne, die eben über die Berggipfel

im Osten herüberlugte, tauchte die ganze herrliche Gebirgslandschaft in rosiges Licht, so daß man ein Kunstwerk eines Malers vor sich zu sehen glaubte, wenn man nicht durch das Stoßen und Schütteln des Zuges an die Wirklichkeit erinnert worden wäre. Die gewaltigen Berge und Felsmassen mit den vielen lieblichen Tälern, aber auch mit den vielen grausigen Schluchten, über die die Bahn hinwegführt, und die von der Ferne gesehen einen unüberwindlichen Eindruck machen, haben, wenn man sich nähert, immer wieder eine Stelle aufzuweisen, die dem flüchtigen Zuge die Möglichkeit gibt, von einem Talkessel in den anderen, von einem Höhenkamm auf den anderen zu eilen. Und wie schnell sich die schwarze Eisenschlange durch die Pässe und Schluchten bis hinauf fast auf die Höhen windet, ist mehr als erstaunlich. Wo aber die Natur zum Trotz durch gewaltige Felsen den Ausweg versperrt, da hat sich der Mensch Durchbrüche gesprengt und gebohrt und die grellen Signale der Maschine bei der Durchfahrt durch die vielen Tunnels dünken mir fast wie ein Triumphgeheul der stärkeren Technik über die Mutter Natur. Die Fahrt durch das herrliche Taurusgebirge mit den vielen Serpentinien, die sich wie Schlangen um die Berge winden und zu denen die gewaltigen Felsmassen die Bahnlinie gezwungen haben, mit den vielen Tunnels und den sonstigen Sehenswürdigkeiten wird eine der schönsten Erinnerungen der ganzen Reise bleiben.

Da es uns in Baghtsche, wo wir am Spätnachmittag ankamen, nicht gefiel, marschierten wir weiter in östlicher Richtung und hatten gleich zu Anfang einen gewaltigen Gebirgszug zu überschreiten, was uns manchen Schweißtropfen kostete. Aber trotz der Beschwerden, die dieser Marsch im Gebirge im Gefolge hatte, ist er mir in lieber

Erinnerung, denn er bot eine Unmenge landschaftlicher Schönheiten, für die wir trotz aller Müdigkeit, die sich bei Einbruch der Dunkelheit bemerkbar machte, volles Verständnis hatten. Schwierig gestaltete sich der Abstieg in der Dunkelheit, da wir den Weg verließen und erst unten im Tal, wo wir Wasser zu finden hofften, unser Nachtlager aufschlagen wollten. Und trotzdem war es vergeblich, denn als wir unten im Tal ankamen, war auch da nirgends Wasser zu finden, so daß wir uns hungrig und durstig auf dem harten Boden zur Ruhe legten. Und erst kurz vor Saktshögüs, gegen Mittag des nächsten Tages, kamen wir in ein Nomadendorf, wo wir endlich neben dem lang ersehnten Trunk auch noch frischen Honig und Brot vorfanden. Noch nie habe ich die Not der Karawanen in der wasserarmen Sahara so zu würdigen gewußt, als an diesem Tage. Nach weiterem vierstündigen Marsche tauchte endlich Saktshögüs vor unseren Blicken auf.

„Willst du morgen schon weiterreisen, Effëndim,“ fragte mich nach dem Abendessen der Kaimakam des Ortes, bei dem wir uns einquartiert hatten, „oder willst du einige Tage bei uns bleiben?“

„Wir möchten so schnell als möglich vorwärtskommen,“ antwortete ich, „also werden wir wohl morgen wieder aufbrechen!“

„Dann könnt ihr einen ‚araba‘ benutzen. Er gehört einem Kurden, der ebenfalls morgen nach Aintab fährt. Ich werde dafür sorgen, daß euch der Mann mitnimmt.“

Das war ja großartig! Wenn wir einen Wagen hatten, brauchten wir nicht zu laufen und das war schon ein Grund, lustig zu sein. Und so spielte ich den erfreuten Türken abends noch einige lustige Stücke auf meiner Geige vor. Am nächsten Morgen reisten wir dann zusammen mit

dem Kurden und einem Türken weiter. Der Mann hatte sich scheinbar anfangs weigern wollen, uns mitzunehmen, war aber vom Bürgermeister dazu gezwungen worden, denn ich bemerkte, daß auch zwei Soldaten anwesend waren, als wir uns verabschiedeten, und daß der Kurde ein bitterböses Gesicht machte. Da aber der Bürgermeister für uns Plätze gemietet, hatten wir ein Anrecht darauf, mitzufahren und kümmerten uns wenig um die beiden Insassen, die versuchten, uns das Sitzen in dem kleinen Wagen so unbequem als möglich zu machen. Der Weg führte immer noch durch das Gebirge. Ich habe es oft und oft bedauert, daß wir unseren Bodo nicht mehr bei uns hatten, denn gerade in dieser Gegend wäre er auf seine Rechnung gekommen. Die Natur hatte hier wahrhaftig mit ihren Schönheiten nicht gespart. Hier war die Welt noch so, wie Gott sie geschaffen und nur die krummen Telegraphenstangen deuteten darauf hin, daß man auch hier schon von den Errungenschaften der letzten Jahrzehnte wußte. Die Wege, wenn die benutzten Fahrstraßen diese Bezeichnung überhaupt verdienten, waren aufgerissen, holprig, teilweise mit Steinen besät und verschiedentlich so schmal und abschüssig, daß schon ein gewisser Mut dazu gehörte, von dem kleinen Wagen aus, der recht bedenklich hin- und herschwankte, in die gähnenden Abgründe hinunterzuschauen, die sich bald rechts, bald links der Straße aufthaten. Ich habe damals einsehen gelernt, daß es tatsächlich möglich ist, sich an eine Gefahr zu gewöhnen, und zwar so, daß man sie gar nicht mehr als solche empfindet.

Nach vierstündiger Fahrt machten wir Halt, da der Kurde, wie er angab, die Pferde tränken und etwas ruhen lassen wollte. Wir begaben uns deshalb zu dem Militärposten

der kleinen Ortschaft Sawasch-Ora, der auf einem Felsen aufgebaut war, von dem aus man die ganze Gegend meilenweit überblicken konnte. Wir befanden uns nun nach Überwindung eines recht abwechslungsreichen und unwirtlichen Landstriches auf einem Hochplateau. Auf Grund unserer Empfehlungen wurden wir von den Soldaten begeistert aufgenommen und mit Milch und Brot bewirtet, das Beste, was in dem kleinen Orte aufzutreiben war.

„Franz, siehst du den Wagen dort,“ rief Ernst plötzlich aus, indem er mit der Hand nach Osten wies, „ich will mich rädern lassen, wenn das nicht unser Kurde ist, der uns auswischen will!“

„Und unser Gepäck?“ Das war mein erster Gedanke.

„Stimmt schon, stimmt schon,“ rief Ernst, nachdem er die Leiter empor auf das Dach der kleinen Hütte gestiegen war, „von hier aus kann man den ganzen Ort übersehen. Dort unten am Brunnen liegen unsere beiden Rucksäcke und die Geige. Von dem Wagen fehlt jede Spur!“

„Kann ich mir denken, wenn er schon einen Kilometer weit weg ist!“

„Was machen wir nun?“ fragte Ernst ärgerlich.

„Wir lassen den Kerl zurückholen.“

„Von den Soldaten?“

„Natürlich!“

„Ob die das tun werden?“

„Das wirst du gleich sehen!“

Ich erklärte dem Ältesten der kleinen Station, einem Onbaschi (Unteroffizier), schnell den Sachverhalt und bat ihn, indem ich mich auf meine von türkischen Offizieren ausgestellten Empfehlungen berief, den Wagen sofort zur Umkehr zu veranlassen. Der Onbaschi schickte den Flüchtigen auch sofort einen Reiter nach, und wir beobachteten nun

vom Hausdache aus die Jagd. Der Türke, der ein gutes Pferd ritt, hatte den Wagen bald eingeholt. Nach einer kurzen Verhandlung — wir konnten nur beobachten, daß Wagen und Reiter anhielten — sprengte der Reiter im Galopp zurück, während der Wagen in der alten Richtung weiterfuhr.

„Die haben deinen Befehl mißachtet, Onbaschi!“ sagte ich zu dem neben mir stehenden Unteroffizier.

„Wollen wir hören, was der Soldat sagt!“ antwortete er.

„Nein, sonst wird der Vorsprung, den der Kurde schon hat, zu groß und du kannst ihn nicht mehr einholen!“

„Efféndim, wir haben gute Pferde!“

„Trotzdem holst du ihn nicht mehr ein, wenn du zu lange wartest. Wir haben aber keine Zeit zu verlieren!“

„Was soll ich tun?“ fragte er zögernd.

„Sofort nachreiten und den Wagen zur Umkehr zwingen!“

„Wenn sie aber nicht wollen, Efféndim?“ Der Unteroffizier fragte es fast schüchtern.

„Dann werde ich deinem Jusbaschi in Aintab sagen, daß du nicht imstande bist, deine Pflicht zu erfüllen!“

„Ich reite ja schon, Efféndim!“

„Dann los, aber schnell, damit wir keine Zeit verlieren!“

Ich hatte in einem strengen Tone gesprochen und das schien gewirkt zu haben. Er hing sich sein Gewehr um, nahm sich gar nicht erst die Zeit, sein Pferd zu satteln und sprengte im Galopp davon. Ernst und ich gingen mit zwei Soldaten durch den kleinen Ort zum Brunnen, wo unser Gepäck lag, das die Soldaten aufnahmen und uns folgten. Wir schritten dem Wagen entgegen, den ich unbedingt erwartete.

„Wenn du dich nur nicht täuschst, Franz!“ sagte mein Gefährte. „Wer weiß, ob der Kurde auf den Onbaschi hört?“

„Er hat sein Gewehr mitgenommen. Du wirst sehen, daß er den Wagen zurückbringt!“

Und so kam es auch. Nach einer knappen Stunde kamen sie zurück, die beiden Reiter und in ihrer Mitte das Gefährt. Ich wechselte mit dem vor Wut schnaubenden Kurden kein Wort. Daß ich ihn mir zum Todfeinde gemacht hatte, kümmerte mich wenig, da wir schon gegen 10 Uhr abends Aintab erreichten, wo wir trotz der späten Nachtstunde noch zum Belledier geführt wurden, der uns im „Fremdenhotel“, wie sich der Bau nannte, unterbrachte. Aintab ist eine Stadt mit etwa 20–25000 Einwohnern und hat während des letzten Krieges gegen die Franzosen furchtbar gelitten. Die Stadt oder wenigstens Teile derselben glichen einem Trümmerhaufen. Daß bei dieser Beschießung rund 4000 Zivilpersonen, unschuldige Frauen und Kinder, zugrunde gegangen sind, ist in Paris wahrscheinlich gar nicht bekannt und wenn schon, sicher nicht von Bedeutung. Dabei warfen aber zu meiner Zeit französische Flieger kleine rote Zettelchen mit dem Halbmonde ab, auf denen in türkischer Schrift und Sprache von einer Freundschaft Frankreichs und der Türkei gefaselt wird. Ich bin aber der Ansicht, daß sich die Franzosen auf eine türkische Freundschaft recht wenig verlassen können.

Beim Belledier fand am nächsten Tage eine kleine Gerichtsverhandlung statt, zu der man uns auch holte. Was war denn nun wieder los? Hatte uns nicht unser lieber Kurde, der schlaue Suhrmann, auf Schadenersatz geklagt! Ich wußte zwar nicht, welchen Schaden ich ihm ersetzen sollte, aber der Zigeuner brachte so viel vor und in einem Dialekt, von dem ich kein Wort verstand, so daß ich überhaupt nicht mehr zu Worte kam. Und als der Schiedsspruch verkündet wurde, wurde mir bekannt, daß ich 10 türkische Pfunde zahlen mußte. Ich gebe ja zu, daß der Galopp seinen armen Tieren nicht gerade angenehm war,

aber in diese unangenehme Lage waren sie ja durch die Falschheit ihres Besitzers gekommen. War denn niemand da, der unseren Anwalt hätte machen können! Niemand, der uns aus der Klemme half?

„Effëndim, du mußt dem Manne 10 Lire bezahlen!“ Der Diener des Bellediers, der als Gerichtschreiber fungierte, meinte 10 Pfund, also den immerhin recht stattlichen Betrag von 20 Mark.

„Fällt mir doch gar nicht ein! Sagt mir erst, warum! Ich habe übrigens gar keine 10 Lire!“

„Der Belledier glaubt es nicht, Effëndim, daß du kein Geld hast!“

„Ja, zum Teufel, ich habe schon Geld, aber nicht dazu, es hinauszwerfen! Der Lump von einem Kurden soll uns nicht mehr unter die Augen kommen! Hier sind 5 Lire, mehr bezahle ich nicht, nicht einen Pfaster mehr!“

Gegen Abend brachen wir auf, marschierten die Nacht durch und es war das erstemal, daß wir uns verirrtten, dafür aber so gründlich, daß uns der anbrechende Morgen 40 km zu weit südlich fand. Wenn wir anfangs geglaubt hatten, nach einem zweitägigen Gewaltmarsch Biredjik am Euphrat zu erreichen, so war dies jetzt natürlich nicht mehr möglich, und wir kamen beinahe zwei Tage später an den Euphrat und dies auch nur dadurch, daß uns die Kaimakams in den einzelnen Ortschaften etappenweise Kamele, Pferde, Maultiere und Esel zur Verfügung stellten, die von einem mitgegebenen Begleiter jeweils wieder zurückgebracht wurden. Auf diese Weise kamen wir, da wir stets frische Reittiere hatten, ziemlich schnell vorwärts, und wir erreichten endlich am 2. Oktober Biredjik.

Im Belledierhotel der Stadt trafen wir einen türkischen Leutnant, den wir schon auf der Fahrt nach Adana

kennengelernt hatten und der uns seinem Vorgesetzten, einem Kapitän Kemal-Bey, vorstellte, welcher Stationskommandant von Djerabulus war. Als sich Ernst, der in Biredjif schwer an Malaria erkrankt war, wieder erholt hatte, reisten wir euphratabwärts nach Djerabulus. Kapitän Kemal-Bey verstand es dort, uns mit türkischen Militärfahrkarten auszurüsten, so daß wir unbehelligt von der französischen Zugkontrolle und von dem den Zug begleitenden türkischen Schutzmann behütet, wohlbehalten die Endstation der Bahn erreichten.

„Was hattest du denn in Djerabulus mit dem Franzosen, Franz?“ fragte mich Ernst, als wir im Zuge durch die endlosen Steppen dahinfuhren, die sich im Norden der syrisch-mesopotamischen Wüste ausdehnen. „Es sah ja beinahe aus, als ob es zu Tötlichkeiten kommen würde!“

„Es hätte auch nicht mehr viel gefehlt! Während du beim Kapitän Kemal warst, habe ich doch im Bahnhof nach Reiseproviant Umschau gehalten, nicht wahr!“

„Und dabei bist du wohl mit dem Kerl in Streit gekommen?“

„Ja, das muß ich dir erzählen. Die Ursachen waren die wenigen Orangen, die wir eben gegessen haben.“

„Das verstehe ich nicht!“

„Warte nur! Der Türke, der im Bahnhofe von Djerabulus die Früchte zum Verkaufe angeboten, hatte nur mehr diese sechs Apfelsinen, die ich mitgebracht habe. Wie immer in solchen Fällen, wollte auch der französische Offizier, der aber erst nach mir zu dem Händler herantreten war, die Früchte kaufen. Da der Türke ihm aber bedeutete, daß ich sie bereits haben wollte, interessierte sich der Franzose nun auch für mich und nachdem er mich einen Augenblick verächtlich betrachtet hatte . . .!“

„Wußte er, daß du ein Deutscher bist?“

„Noch nicht, aber als er schnell nach den Früchten greifen wollte, hinderte ich ihn daran und noch ehe er sich versah, waren die Apfelsinen in meinen Taschen verschwunden. Daß ich dabei so für mich einige Worte murmelte, ließ ihn erkennen, daß ich ein Deutscher und, nachdem er mich nochmals vom Kopf bis zum Fuß betrachtet hatte, daß ich in feldgrau und ganz militärisch gekleidet war. Von dem Gesicht des Kerls möchte ich ein Bild haben! Er war, wie aus den Wolken gefallen!“

„Und dann?“

„Dann sagte er mir einige ‚Söflichkeiten‘, du weißt schon, die Franzosen wissen bei solchen Gelegenheiten unendlich viel! Dabei wurde er so laut, daß sich bald ein dichter Kreis Zuhörer und Neugieriger um uns bildete, von denen, wie ich mit nicht geringer Sorge bemerkte, der größte Teil aus Marokkanern, also aus Untergebenen des Franzosen, bestand.“

„Und was hast du . . .?“

„Laß mich nur zu Ende erzählen! Der Franzosenjüngling schimpfte in allen Tonarten auf uns Deutsche, das konnte ich aus den wenigen Worten, die ich verstand, entnehmen. Und ich schnauzte ihn auf gut deutsch an, aber nicht zu knapp und dabei war ich im Vorteil!“

„Warum?“

„Weil ich seinen Kauderwelsch nicht verstand, er aber zufällig recht gut Deutsch konnte, wie ich später erfuhr. Außerdem hatte ich die Lacher auf meiner Seite, da ich auch manchmal einige Brocken Türkisch einmengte, was mir die uns umstehenden Türken immer mit Händeklatschen dankten. Da doch alle wußten, daß der Streit zwischen einem Franzosen und einem Deutschen ausgetragen wurde, kannst du dir denken, wem die Sympathie der Leute gehört hat!“

„Und die Marokkaner?“

„Die haben sich anscheinend gefreut, daß ich mir nichts gefallen ließ, denn als der Offizier sie aufforderte, gegen mich vorzugehen, rührte sich keiner vom Platze!“

„Zuletzt wurde es aber doch brenzlich, wenigstens beeilte sich der Kapitän Kemal-Bey, dir zu Hilfe zu kommen!“

„Es kamen einige weiße französische Soldaten hinzu, die natürlich gegen mich vorgehen wollten, von den Türken aber daran gehindert wurden. Was daraus geworden wäre, weiß ich nicht; jedenfalls war ich aber heilfroh, als endlich unser lieber Kemal-Bey mit seinen vier Soldaten erschien und mich aus dem Kreise herauszog. Das andere hast du ja selbst gesehen!“

„Mich wunderte es, daß der Franzose nichts dagegen unternommen hat!“

„Das wird er sich überlegen. Wir befanden uns in der Station auf türkischem Grund und Boden und da gilt einzig und allein das Wort des Türken und kein anderes. Daß er vor Ärger blau geworden ist, hast du ja auch sehen können!“

Die Fahrt dauerte bis zum Nachmittag des nächsten Tages. Schon kurz hinter Kas-el-Ain mußten die Passagiere den Zug verlassen, die Personenwagen wurden abgehängt und nur die Maschine und einige Wagen mit Baumaterial fuhren weiter bis zur Baustelle, die noch einige Kilometer weiter östlich lag. Auf Veranlassung des türkischen Polizisten durften wir beide mitfahren und stellten uns dann in der kleinen Station Girgib dem dort stationierten türkischen Militärposten vor. Der Kommandant des Postens, ein Oberleutnant, sorgte nun dafür, daß wir in Begleitung von zwei Soldaten auf Kollwagen nach der kleinen Bergstadt Mardin befördert wurden. Welch großen Wert in jenen Tagen unser Empfehlungsschreiben eines

Obersten aus Konstantinopel hatte, haben wir nirgends mehr erfahren können, als bei dem an der mesopotamisch-syrischen Grenze stationierten türkischen Grenzbataillon. Bei Einbruch der Dunkelheit hatten wir etwa ein Drittel des Weges nach Mardin zurückgelegt. Wir übernachteten bei einem Militärposten, der in einer Sandwüste postiert war und diese Postierung eigentlich Deutschen verdankte, die seinerzeit im Kriege an der Stelle einen unendlich tiefen Brunnen gegraben haben. Wir trafen am nächsten Morgen in einer Station einen Kapitän an, der vor Jahren zusammen mit deutschen Offizieren in Sibirien geschmachtet hatte und während der Zeit seiner Gefangenschaft etwas Deutsch gelernt hatte. Was uns dieser Kapitän von den deutschen Truppen erzählte, war einfach rührend.

„Wollen Sie heute noch weiterreisen, meine Herren, oder wollen Sie bei mir bleiben?“

„Wir sind erfreut, Herr Kapitän, in Ihnen einen so großen Freund der deutschen Sache gefunden zu haben, aber trotzdem möchten wir noch heute nach Mardin gelangen, damit wir möglichst schnell nach Bagdad kommen!“

„Ich werde gleich für Ihre Weiterreise sorgen! Hier habe ich etwas mehr Leute zur Verfügung, deswegen werde ich Ihnen vier Mann mitgeben. Die Gegend hier ist nicht recht geheuer, da sie seit Jahren ununterbrochen von Beduinen belästigt wird, die in französischem Solde stehen. Sie finden deshalb auch die vielen Militärposten hier an der ganzen Grenze entlang.“

„Hat die Regierung in Angora noch keine Vorstellungen in Paris gemacht?“

„Natürlich, aber was hilft das! Man bedauert in Paris offiziell diese Vorkommnisse und leugnet jede Beziehung mit den Räubern.“

„Und was machen Sie dagegen?“

„Wir hängen die Kerle kurzerhand auf, wenn wir sie erwischen!“

Es war immer und überall dasselbe, ob man im Norden oder im Süden des türkischen Reiches weilte, überall dieselben Klagen. Man wollte das aufstrebende Land, das nichts als seine volle Selbständigkeit wollte, nicht zur Ruhe kommen lassen, und dazu war den Gegnern kein Mittel zu schlecht. Aber sie werden ihr Ziel doch nicht erreichen, denn wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg und die Türkei, die den Willen hat, eine starke, selbständige und unabhängige Nation zu werden, wird auch die Wege finden, die einzuschlagen sind, damit dieses Ziel erreicht wird. Und ich wünsche ihr von Herzen Glück.

Nach einem Aufenthalt von etwa zwei Stunden verließen wir den braven Kapitän wieder, der uns zu unserem Schutze tatsächlich vier Soldaten mitgegeben hatte, die nun, um uns herum, auf dem kleinen Kollwagen saßen, der von vier Kulis abwechselungsweise auf den Schienen dahingeschoben wurde. Die Soldaten waren mit Gewehren bewaffnet und etwas aufgereggt, da man erst vor wenigen Tagen in dieser Gegend einen Mann erschossen aufgefunden hatte. Die Beduinen waren also am Werk. Und eigentlich konnte ich es den Soldaten gar nicht übelnehmen, daß sie unruhig waren, denn als gegen Abend die Sonne am Horizont verschwand und die Dämmerung sich wie ein Schleier über die öde Landschaft senkte, da sah sie wirklich unheimlich aus. Soweit das Auge reichte, Wüste und Sand und die kleinen, welligen Sanddünen, die sich im fahlen Lichte des Mondes nun deutlich vom Horizont abhoben, erinnerten an das weite, unendliche Meer, das keine Ufer kennt, und man konnte ein Gefühl des

Verlassenseins und großer Hilflosigkeit, das sich wie eine Zentnerlast auf die Seele legte, nicht ohne weiteres bannen. Stundenlang waren wir keiner Menschenseele begegnet und nur das monotone Geräusch, das die Räder unseres Wagens auf den Schienen verursachten, durchbrach die Totenstille, die ich selbst in einem Friedhof nie drückender empfunden habe. Und nichts, als Wüste und Sand, kein Baum und kein Strauch, keine Quelle, ja, kaum ein spärlicher Grasbüschel, nichts, was auf die Nähe einer schützenden Ansiedlung hätte schließen lassen. Hinter jeder Sanddüne ließ die rege Phantasie einen lauernden Beduinen mit dem Gewehr im Anschlag vermuten und man versuchte, mit den Augen die Dunkelheit zu durchdringen, die immer mehr und mehr die Landschaft einhüllte.

Da — plötzlich ein Schuß! Wie ein Donner rollt er durch die stille Nacht. Satten wir den Teufel solange an die Wand gemalt, bis er gekommen war? Und nun noch einer, noch zwei, noch drei Schüsse! Die Kulis hatten schon nach dem ersten Schuß den Kollwagen stehenlassen und sich hinter dem Bahndamm in Sicherheit gebracht. Nur die vier Soldaten und wir beide saßen wie versteinert auf dem kleinen Wagen und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Als nun noch ein Schuß durch die Nacht hallte, nahmen auch wir blitzartig Deckung hinter dem Bahndamm, obwohl keiner zu sagen wußte, wem die Schüsse eigentlich galten, obwohl wir nichts von einem Geschosseinschlag der sonst so sicher treffenden Beduinen bemerken konnten. Minutenlang lagen wir in dieser Lauerstellung, und erst auf wiederholte Aufforderung waren die Soldaten und die Kulis zu bewegen, die Fahrt fortzusetzen. Wer weiß, wem die Schüsse gegolten haben mochten. Der Schall kam zwar von rechts, also aus französischem Gebiete, aber damit war

noch lange nicht gesagt, daß man uns zur Zielscheibe aus-
ersehen hatte. Wir mochten etwa eine Viertelstunde weiter-
gefahren sein, als wieder ein Schuß fiel, und zwar diesmal
aus nächster Nähe. Nun war es aber aus mit der Ruhe
der vier Krieger. Vom Kollwagen aus schossen sie blind-
lings in die Richtung, in der der Schuß gefallen war und
sie brachten es in ihrem Eifer und in ihrer Aufregung zu
dem reinsten Schnellfeuer, das so lange dauerte, bis die
Munition zu Ende war. Klug war das gerade nicht, denn
jetzt erst waren wir eigentlich wehrlos, und ich war des-
wegen heilfroh, als nach einer halben Stunde endlich die
Lichter des Bahnhofes von Mardin auftauchten, der aber
mehr einem zerstörten Kriegslager, als einem Bahnhofe
glich. Wir schliefen die Nacht zusammen mit den Soldaten
in einem leeren Eisenbahnwagen und träumten von dem
Überfall der Beduinen, der wahrscheinlich nur in unserer
Einbildung lebte und der uns, wenn er wirklich erfolgt
wäre, kaum so ungeschoren gelassen hätte, wie es tatsäch-
lich der Fall war.

Als Gäste beim Grenzbataillon in Mardin

„Was ich für Sie tun kann, Effëndim, soll geschehen!“
sagte der Kommandeur des Grenzbataillons in Mar-
din, als er unsere Empfehlungsschreiben aus Konstantino-
pel und Angora gelesen hatte. „Wie lange gedenken Sie
in Mardin zu bleiben?“

„Höchstens drei Tage, Effëndim,“ antwortete ich, „wir
haben Eile!“

„Wenn Sie in der Kaserne wohnen wollen, werde ich
einen Raum mit zwei Betten gerne zur Verfügung stellen!“

„Teschekür ederim, Effendim, das nehmen wir gerne an. Wir brauchen dann nicht beim Kaimakam wegen einer Unterkunft vorsprechen.“

Der Major rief seinen Adjutanten und gab ihm einige Aufträge. Wenige Minuten darauf, während wir mit dem Offizier zusammen den bei keinem Besuche fehlenden Mokka tranken, erschien ein Soldat, der in strammer Haltung vor seinem Kommandeur stehen blieb.

„Eji dir, Ali-Mohammed, du wirst bei diesen zwei deutschen Effendis bleiben, solange diese in Mardin sind!“ sagte der Kommandeur zu dem Soldaten und wandte sich dann an uns.

„Ich habe den Soldaten angewiesen, bei Ihnen zu bleiben. Er ist ein intelligenter Bursche und Sie werden mit seinen Diensten zufrieden sein!“

Das war mehr als entgegenkommend! Sogar einen Diener stellte man uns, und als uns das Zimmer angewiesen wurde, sahen wir auch hier, daß die Leute ihr Bestes getan hatten. Bei einem Spaziergang durch die interessante Bergstadt ritten an uns in scharfem Trab ein Herr und eine Dame vorbei, denen man sofort ansehen konnte, daß sie ebenfalls Fremde waren.

„Donnerwetter, Ernst, ist das eine elegante Frau! Bei der müssen wir zu Gäste sein!“

„Recht viel Europäer wird es hier nicht geben; ich kann mir gar nicht denken, was die beiden hierher führt. Kein Konsulat, keine Sommerfrische, da müssen wir gleich mal unseren Ali fragen!“

Ich wandte mich an unseren Soldaten, der uns auf Schritt und Tritt begleitete und sich wirklich schon als recht tüchtig und brauchbar erwiesen hatte.

„Ali, was sind das für Leute, die eben vorbeigeritten sind?“

„Das sind Amerikaner, Effëndim, Missionare! Wenn du willst, zeige ich dir das Haus, in dem sie wohnen! Es ist eine Schule.“

„Ja, führe uns dahin, Ali!“

Bald waren wir am Ziel. Wir befanden uns vor einem der schönsten Gebäude Mardins, das von einem Garten umgeben war, der einem Parke ähnelte.

„Das müssen reiche Leute sein, nicht wahr, Ali?“

„Es sind Amerikaner, Effëndim!“

Das bedeutete für den einfachen Türken alles und seine Auffassung glich beinahe der unseren. Wenn wir von einem Amerikaner sprechen, denken wir doch alle im ersten Moment bewußt oder unbewußt an seine Dollars. Und diese Auffassung herrscht eben in der ganzen Welt.

„Wir wollen den Leuten gleich einmal einen Besuch abstatten, Ernst!“

„Und was sollen wir ihnen sagen?“

„Das ist doch sehr einfach! Die Wahrheit. Daß wir seit langer Zeit nicht mehr die Wohnstätte eines Europäers betreten hätten und daß wir uns freuen würden, auch wieder einmal einige Minuten in anderer, als türkischer Gesellschaft verbringen zu können!“

Die Missionschule wurde von zwei Damen und einem Herrn, einem Mister Freudinger, geleitet.

Die Freude war auf beiden Seiten gleich groß. Die blonde Amerikanerin sprach sogar ein ziemlich flottes Deutsch.

„Es ist zu nett, daß Sie uns besucht haben! Wir freuen uns auch, wieder einmal andere Umgebung zu haben. Und schließlich sind wir ja Landsleute, wenn auch unsere Eltern schon in Amerika geboren sind. Unsere Ahnen waren Deutsche!“

„Der Name verrät es. Und was führt Sie in diese entlegene Gegend?“

„Wir sind Missionare und haben hier eine Schule eröffnet.“

„Ich freue mich wirklich, Sie kennengelernt zu haben und wenn Sie es gestatten, werden wir Sie, bevor wir weiterreisen, noch einmal besuchen.“

„Sie bleiben doch heute zum Abendessen? Ausgeschlossen, daß Sie uns jetzt fortkommen! Oder haben Sie dringende Geschäfte?“

„Das gerade nicht, und wir nehmen Ihre freundliche Einladung gerne an. Doch gestatten Sie, daß wir vorher noch einmal in unsere Wohnung zurückkehren.“

„Wo wohnen Sie eigentlich?“ fragte sie, als wir uns verabschiedeten.

„Der Kommandeur des hiesigen Bataillons hat uns in der Kaserne ein Zimmer angewiesen.“

„Dann gehört der Soldat, der vor der Türe steht, wohl zu Ihnen?“

„Auch eine Aufmerksamkeit des Kommandeurs. Der Mann ist während unseres Aufenthaltes in Mardin unser Diener.“

„Welche Ehre! Wissen Sie denn, daß der Major sonst den Fremden gegenüber sehr reserviert ist?“

„Nein, ich hatte nicht den Eindruck! Aber vielleicht haben wir das Entgegenkommen einem Empfehlungsschreiben von höherer Stelle zu verdanken, das uns auch anderorts schon recht wertvolle Dienste geleistet hat. Nun, wir werden ja heute abend erzählen!“

„Laden Sie doch bitte den Kommandeur heute abend zu uns mit ein!“

„Gerne, nur weiß ich nicht, ob er die Einladung annehmen wird!“

„Versuchen Sie es wenigstens!“

Aber die Dame hatte recht. Der Major ließ für die Einladung verbindlichst danken, lehnte aber ab. Grund —

Arbeitsüberhäufung. Der Abend in der amerikanischen Mission war für uns beide, die wir schon seit Wochen nicht mehr einen vergnügten Abend in Damengesellschaft zugebracht, ein Ereignis. Wir hatten auch unseren Ali mitgebracht, der in einer Nische sitzend von einem türkischen Zimmermädchen bedient wurde und der, wie er uns am nächsten Tage erzählte, noch nie im Leben so gut gegessen hatte, wie damals. Nach dem Essen führten uns die Amerikaner in einen großen Saal, in dem sich alle Schüler der Anstalt versammelt hatten, die sich, als wir eintraten, von den Sitzen erhoben. Man hatte sie natürlich schon auf unser Kommen vorbereitet, und es schallte uns ein vielstimmiges „Akschamlarynys hair olssun, Efféndim“ entgegen. Als ich diesen Gruß laut und ebenfalls in türkischer Sprache erwiderte, war die Freude unter den Schülern und Schülerinnen groß, und als sie aufgefordert wurden, uns das damals neue Mustafa-Kemal-Pascha-Lied zu singen, taten sie das gerne und ohne langes Zögern, was bei türkischen Mädchen immerhin etwas bedeutet. Nun sollte ich auf meiner Geige etwas vorspielen! Ich tat das deswegen schon ganz gerne, weil unter den Schülerinnen junge, unverschleierte Türkinnen waren, die mich mit ihren schönen, schwarzen Augen recht verwundert anblickten. Ich habe außer den Türkinnen in Mardin recht wenige unverschleiert gesehen und wenn man schon damals bei uns der Ansicht war, daß nun auch in der Türkei die Frauen die gleichen Rechte hätten, deren sie sich bei uns erfreuen, so stimmte das nicht. Es gibt eben auch ungeschriebene Gesetze und diese ließen es den Frauen damals noch geraten erscheinen, verschleiert zu gehen. Unvergesslich bleibt mir das deutsche Weihnachtslied, „Stille Nacht“, das wir durch das Grammophon zu hören bekamen. Es war

so recht ein Gruss aus der Heimat, und noch viele Wochen nachher sprachen wir davon.

Schon am Tage nach der Einladung in der amerikanischen Mission erkrankte ich dermassen, dass ich nicht mehr fähig war, mich auf den Beinen zu halten.

„Efféndim, morgen geht eine Karawane nach Nissibin und Djeziret,“ sagte der Adjutant des Bataillons, der mich auf meinem Krankenlager aufsuchte, „der Kommandeur lässt fragen, ob du mitreiten kannst. Er will für dich und deinen Gefährten je ein Pferd zur Verfügung stellen!“

„Wann geht die nächste Karawane, Efféndim?“ fragte ich.

„Das ist unbestimmt. Es kann Wochen dauern!“

„Sage dem Kommandeur, dass ich ihm für sein Entgegenkommen danke. Wir werden morgen mitreiten!“

Als wir am nächsten Abend aufbrachen, hatte sich noch nicht die geringste Besserung eingestellt, und ich war so matt, dass man mich auf das Pferd heben musste. Der Führer der Karawane, ein Oberleutnant, trabte mit uns beiden an der Spitze. Als sich die Schatten der Nacht über die weite Steppe herniedersenkten, schlug der Offizier ein schärferes Tempo an, so dass ich in meinem Zustande nicht mehr folgen konnte und mit einigen Soldaten zurückblieb. Meinem Gefährten hatte ich vorgeschlagen, bei dem Vortrupp zu bleiben, da ich nicht sprechen wollte und deshalb nicht zugab, dass Ernst langweilig neben mir hertrotten sollte. Ihm, der doch gesund war, konnte ein flotter Ritt in der stillen Nacht nicht schaden. Bei einem in der Steppe ausgesetzten „Karakol“, einem Militärposten, blieben wir einige Stunden und erreichten am nächsten Morgen unsere Gefährten wieder, die sich, da sie scharf geritten waren, eine Nachtruhe hatten gönnen können. Am Nachmittag kamen wir nach Nissibin. Wir nahmen wieder bei

den Soldaten Quartier, hatten aber diesmal kein Glück, da der Ort einem Heerlager glich und alles überfüllt war. Einen Schuppen, der früher wohl als Pferdestall gedient haben mag, teilten wir mit drei türkischen Offizieren, die auf dem Wege nach Djeziret waren und denen wir uns anschließen wollten. Mein Zustand verschlimmerte sich eher, als daß eine Besserung eintrat und es war nun bald eine Woche, daß ich das letztemal gegessen hatte. Ich konnte zu mir nehmen, was ich wollte, es half nichts; schon nach jedem ersten Bissen mußte ich mich in einer Weise erbrechen, daß ich fürchtete, mir innerlich etwas zu zersprengen. So lag ich drei volle Tage im Stroh und sah den Mäusen zu, die sich auch tagsüber in dem Stall recht ungeniert amüßten. Ernst versuchte unterdessen, Reittiere aufzutreiben, was ihm aber nicht gelang. Ich glaubte es ihm gerne, denn Nissibin war überhaupt ein Ort, in dem so gut wie nichts zu haben war. Da ich einem der drei Offiziere, die mit uns zusammen wohnten, einem Oberleutnant Iki, meinen Dolch geschenkt hatte, versprach er, dafür zu sorgen, daß wir mitkommen und womöglich auch reiten würden. So war der 15. Oktober herangekommen, der Namenstag meiner Mutter, der für unsere Familie immer ein großer Tag war. Und ich lag auf einem halbfaulen Strohhaufen in der fernen Türkei und konnte nicht leben und sterben. Und gerade der 15. Oktober war der schlimmste Tag meiner Krankheit. Ich war aus dem Stall herausgekrochen, in dessen Luft ich nicht mehr atmen mochte und hatte mich im Hofe der Karawanserei auf ein Bündel Stroh gelegt, das eine Kamelkarawane zurückgelassen hatte. Ernst hatte ich gebeten, mich allein zu lassen. Ich haderte mit Gott und der Welt, ich haderte mit mir selbst und wollte keinen Menschen um mich dulden.

Als es dunkel zu werden begann, ritten die malariafranken Soldaten der Station auf Eseln an dem Tore der Karawanserei vorüber und ich glaubte, nie ein häßlicheres Bild gesehen zu haben. Die armen Menschen, denen die siedende Krankheit nur Haut und Knochen gelassen, konnten sich kaum auf den kleinen Eselchen halten und jedem stand die Verzweiflung oder stumpfe Gleichgültigkeit in den Augen geschrieben. Mir lief es kalt über den Rücken.

„Ernst!“ rief ich, so laut ich konnte. „Ernst!“ Keine Antwort. Der arme Gefährte hatte viel zu laufen gehabt. Er war todmüde und schlief einen todesähnlichen Schlaf.

„Was willst du, Effëdim?“ fragte ein türkischer Leutnant, der zufällig in der Nähe war. Er hatte uns schon am Tage unserer Ankunft kennengelernt.

„Gib mir deinen Spiegel für einen Augenblick und zünde ein Kibrit an, bitte!“

Er erfüllte meinen Wunsch und als das Streichhölzchen aufflammte, blickte mir aus dem Spiegel ein Gesicht entgegen, in dem ich mich selbst kaum mehr erkannte. Wodurch unterschied ich mich denn noch von den Soldaten, die mir ein Grauen eingeflößt hatten und die ich im Geiste die Todeskarawane nannte? Der Leutnant hatte mich wieder allein gelassen. Sollte ich wirklich hier schon die Reise beenden, sollte ich wirklich in diesem entsetzlichen Orte meinen Gefährten allein lassen müssen, sollte ich wirklich am Namenstage meiner Mutter in einem Stall im wilden Kurdistan zugrunde gehen und meine Lieben zu Hause freuten sich vielleicht gerade jetzt auf meine Heimkehr und gedachten meiner! Und ich sah im Geiste meine Mutter, wie sie bei der Abreise von Passau ihre lieben Hände durch das Gitter streckte, nach mir ausstreckte, als ob sie mich halten, als ob sie mich bewahren wollte vor dem entsetzlichen

Elend, das mich hier umfassen hielt. Mit einem verzweifelten Fluch auf den Lippen versuchte ich, mich aufzurichten. War ich denn wirklich so krank, daß ich nicht mehr das ausführen konnte, was ich wollte! Kraftlos sank ich wieder auf das Stroh zurück. Und ich habe gebetet, innig und flehentlich, wie noch nie in meinen Jugendjahren und — als der Morgen graute, erwachte ich. Die erste Nacht, in der ich einige Stunden geschlafen hatte.

„Nun, Franz, wie geht es?“ begrüßte mich Ernst, indem er mich prüfend anschaute.

„Schau mich nur an, Ernst, ich weiß schon, daß du um mich gebangt hast. Aber jetzt ist es vorbei mit der Krankheit, ich bin wieder gesund!“

Und ich versuchte, mich aufzurichten. Aber noch war ich dazu nicht imstande.

„Es wird schon, Ernst, morgen marschieren wir weiter!“

„Meinst du, daß es gehen wird?“

„Gewiß, ich kann heute wieder essen, ich fühle es. Einen Hunger habe ich, wie ein Bär!“

„Weißt du, der türkische Arzt, der gestern bei dir war, hat mir Angst gemacht. Er zweifelte, daß du aufkommen würdest!“

„Ach Unsinn! Unkraut verdirbt nicht!“

Ich fühlte mich tatsächlich etwas wohler und als uns gegen Mittag ein Türke eine Schüssel mit Reis und Sammelfleisch brachte, habe ich so wacker zugegriffen, daß für Ernst beinahe nichts übriggeblieben wäre. Als es Abend wurde, fühlte ich mich zwar entsetzlich müde, aber der ganze frische Lebensmut, der bei unserem Unternehmen so notwendig war, war wieder zurückgekehrt. Am nächsten Tage traten wir zusammen mit den drei Offizieren den Weitermarsch an.

In einer kleinen Kurdenansiedlung hielten wir Rast. Der frohe Ton, der sonst in der Gesellschaft der Türken

herrschte, war in jener Gegend einem eisigen Schweigen gewichen, und diese Stimmung bemächtigte sich allmählich auch unser. Öfters als notwendig, sahen die Türken nach ihren Pferden, genauer als üblich betrachteten sie sich ihre Gastgeber und als sie sich zur Ruhe legten, hatten sie ihre Waffen griffbereit. Dieses gegenseitige Mißtrauen ließ in uns beiden den Wunsch rege werden, recht bald ans Ziel zu kommen. Landschaftlich hatte die Gegend schon ihre Reize und die Wege, die sich durch Felsenmeere und romantische Täler hindurchschlängelten, hätten unseren Bodo bestimmt in helle Begeisterung versetzt.

Gegen Mittag des zweiten Marschtages erreichten wir eine größere Ansiedlung. Wir legten dort eine zweistündige Kafi ein. Ich wäre gerne noch länger geblieben, denn es gab zuviel Interessantes zu sehen. Das halbe Dorf und besonders die holde Weiblichkeit, die im Gegensatz zu den Türkinnen nicht verschleiert war, hatte sich um einen großen, schmutzigen Teich gelagert und war damit beschäftigt, vermittels des Wassers das Getreide von den Säulsen zu reinigen. Ich bedauerte lebhaft, daß wir uns nicht verständigen konnten, denn von der kurdischen Sprache hatten wir keine Ahnung. Der einzige Schmuck dieser Kurdenmädchen bestand aus Silbermünzen, die sie in Ketten aneinandergereiht um den meist vor Schmutz starrenden Hals trugen oder ihre phantastischen Kopfbedeckungen damit zierten. Diese Mädchen waren alle guter Dinge und manches unter ihnen war sogar schön, wenn es sich auch nur hätte waschen wollen. Das schien man aber für einen Luxus zu halten, für den diese Salbnomaden kein Verständnis hatten. Zu essen gab es immer dasselbe. Milch, Saferbrot und Truthühner, die die Frauen der Kurden recht schmackhaft zuzubereiten verstehen. Aber trotz dieser

Kurdenmädchen und der Truthühner waren wir froh, als wir am Abend des dritten Marschtages endlich unser Ziel, die kleine Stadt Djeziret am Tigris, erreichten. Die drei Offiziere waren nach einem kurzen Abschied in einer Karawanserei verschwunden, wir beide aber ließen uns trotz der späten Abendstunden zum Kaimakam des Ortes führen, um ein letztes Mal die Wirkung unseres Zauberschreibens aus Angora auszuprobieren. Das Haus des Kaimakams, in dem seinerzeit auch der Chef der um Djeziret zusammengezogenen Truppenmacht, General Mürssel, residierte, befand sich am anderen Ende der Stadt. Nachdem wir einige Posten passiert hatten, gelangten wir in das Innere des Gebäudes, wo wir in einem großen Vorraum an einer langen Tafel den Pascha mit einem Duzend hoher Offiziere sitzen sahen. Die Überraschung war auf beiden Seiten gleich groß. Wenn es mir im ersten Moment nicht angenehm war, diesem hohen Rat in die Arme zu laufen, so kam den Offizieren bestimmt auch die späte Störung nicht gelegen. Nachdem der Gendarm, der uns hierher geführt hatte, in dienstlicher Form Meldung erstattet und von uns erzählt hatte, was er wußte, wandte sich der General an uns.

„Turksche bilirmissinis?“

„Ewwet, Efféndim, bir as!“

Wir hatten auf seine Frage, ob wir türkisch sprächen, bejahend geantwortet, aber hinzugefügt, daß wir die Sprache nicht fließend beherrschten.

„You are Germans?“ fragte er nun auf englisch.

„Yes, Sir.“

„Where do you want to go?“

„To Bagdad!“

„And where you come from?“

„From Germany!“

„Dann müssen Sie es ja direkt lästig empfinden, daß wir englisch sprechen!“ sagte er plötzlich in fließendem Deutsch.

„Wir können nicht verlangen, daß man überall unsere Muttersprache spricht!“

„Aus welcher Gegend sind Sie?“ fragte er mich.

„Aus Bayern!“

„Und Sie?“

„Aus Berlin!“

„Das ist ja großartig! Wo wohnen Sie denn da?“

„In Charlottenburg.“

Das glich alles einem Verhör. Der General hatte von seinem Standpunkt aus recht. Er befand sich hier auf einem ausgesetzten Posten und machte später uns gegenüber gar keinen Hehl daraus, daß sich dieser ganze Aufmarsch um Djeziret gegen die Engländer richtete. Der ewige Streit um Mosul war noch nicht ausgetragen, und ist es heute noch nicht. Wir konnten natürlich ebensogut englische Spione sein, die hier, im türkischen Hauptquartier, Umschau zu halten gekommen waren. Der Umstand, daß wir deutsch sprachen, mußte noch lange kein Beweis dafür sein, daß wir auch wirklich Deutsche waren. Aus diesem Grunde fragte General Mürffel, der schon lange vor dem Kriege bei einem Kavallerieregiment in Deutschland gedient hatte und der Berlin ebenfalls sehr gut kannte, meinen Freund so genau nach seiner Adresse. Hier konnte ein englischer Spion am frühesten zu Fall kommen.

„Wir finden es ja sehr verständlich, daß uns ein gewisses Mißtrauen entgegengebracht wird, Herr General, aber wir sind wirklich und wahrhaftig Deutsche. Dieses Schreiben dürfte uns als Ausweis dienen!“

Ich überreichte dem Pascha mit meinem Passe auch das Empfehlungsschreiben des türkischen Obersten, das wir in Konstantinopel bekommen hatten.

„Also, meine Herren, entschuldigen Sie,“ sagte General Mürffel, indem er mir die Papiere wieder zurückgab, „Sie selbst finden ja meine Vorsicht, die ich meiner Stellung und meinem Posten hier schuldig bin, verständlich. Ich habe nun keinen Zweifel mehr und heiße Sie in Djeziret herzlich willkommen!“

Er reichte jedem die Hand. Wie wohl das tat! Nach langer Zeit endlich wieder ein kräftiger, „deutscher“ Händedruck! Und wir hatten in dieser letzten türkischen Station wirklich noch alles, was unser Herz beehrte. Jeden Nachmittag waren wir bei General Mürffel zum Kaffee eingeladen, und eines Tages hatten wir sogar die Ehre, ihn bei einem Spaziergang durch die Straßen der Stadt begleiten zu dürfen. Als wir dann im Hause des Bellediers, wo wir wohnten, zu einer Tasse Tee einkehrten, mußte ich dem Pascha auf meiner Geige alte deutsche Soldatenlieder vorspielen, die ihn an seine Dienstzeit in Deutschland erinnerten. Ein Vater hätte nicht besser für uns sorgen können, wie General Mürffel es tat.

Der Abschied von ihm fiel uns sehr schwer und an dieser Stelle soll dem edlen Manne ein ehrendes Denkmal gesetzt sein.

In Mosul bei Abdullah-Bey

Am 24. Oktober 1924 verließen wir auf einem Kellek das gastliche Djeziret. Wir waren nicht allein, denn sechs Türken, von denen einer Frau und Kind mitführte, reisten mit uns und hatten ihre Sabseligkeiten und sich selbst auf zwei weitere Kelleks verstaут. Der Bürgermeister hatte uns genügend Reiseproviant mitgegeben, so daß die Reise nach Mosul schon drei bis vier Tage dauern durfte. Freilich

hätten wir uns nicht träumen lassen, daß wir volle acht Tage auf dem Flosse verbringen sollten. Diese Kelleks sind aus zusammengenähten, aufgeblasenen Ziegenfellen hergestellt und mit Weidenruten und Stricken aus Weiden geflecht miteinander verbunden. Über diese im Viereck zusammengebundenen Ziegenfelle liegt eine Schicht schwacher Balken, auf die nun die zu befördernde Last aufgestapelt wird. Da diese Ziegenfelle eine erstaunliche Tragfähigkeit besitzen, außerdem sehr wenig Tiefgang haben, selbst bei schweren Lasten, so sind sie für den Tigris das geeignete und schon seit Jahrtausenden verwendete Fahrzeug. Daß bei der Herstellung dieser Kelleks nicht ein einziger Nagel verwendet wird, setzt besonders denjenigen Fremden in Erstaunen, der, so wie wir, Gelegenheit hatte, die Widerstandsfähigkeit und Haltbarkeit dieser, ich möchte fast sagen, vorsintflutlichen Fahrzeuge kennenzulernen. Trotzdem wir ziemlich oft, da der Tigris kleinen Wasserstand hatte, auf Grund stießen und nur mit vieler Mühe wieder loskamen, und trotzdem reißende Stromschnellen zuweilen die ganze Aufmerksamkeit und Kraft des Kellekschis, des Flößers, erforderten und auch nicht immer ungefährlich waren, verlief die Reise auf diesen Ziegenfellen äußerst langweilig. Am Nachmittag des zweiten Tages kam Sechabur in Sicht, eine ganz kleine arabische Ansiedlung und — das war von großer Wichtigkeit für uns — die erste mesopotamische Station. Ob man uns hier wohl passieren ließ? Dadurch, daß uns der französische Konsul in Adana seinerzeit die Einreise nach Aleppo verweigert hatte, war uns die Möglichkeit genommen worden, beim dortigen englischen Generalkonsulat um ein Visum für Mesopotamien vorstellig zu werden. Auf der weiteren Reise hatte sich keine Gelegenheit mehr geboten, das Visum zu beschaffen und so

hatten wir uns entschlossen, uns einfach ohne Einreiseerlaubnis nach Mosul durchzuschlagen und dort zu versuchen, nachträglich das Visum zu erlangen.

„Ob sich die Araber täuschen lassen, Ernst?“ fragte ich meinen Gefährten, als wir schon beinahe am Ufer waren, wo die arabische Polizei uns erwartete.

„Soffentlich! Wenigstens hat mir General Mürffel gesagt, daß wir bis Mosul keinen Engländer sehen werden. Die Kontrolle wird nur von Arabern ausgeführt, die aber in englischen Diensten stehen.“

„Die werden aber auch die Pässe verlangen!“

„Der General meinte, daß wir ihnen unsere Reisebücher zeigen sollen. Diese sind so voll Stempel und Inschriften in allen möglichen Sprachen, daß sie aussehen, wie ein internationaler Reisepaß!“

Für einen Uneingeweihten waren unsere Reisebücher tatsächlich das reinste Bilderbuch und die vielen Stempel der verschiedensten Behörden haben später sogar den persischen Generalkonsul in Bagdad veranlaßt, uns das persische Visum in unser Reisebuch einzutragen. Zu weiteren Besprechungen war keine Zeit, denn wir hatten am Ufer angelegt und ein arabischer Beamter war schon auf das SLoß übergestiegen. Er sprach arabisch und bedeutete uns, als ich türkisch antworten wollte, daß er kein Türkisch verstünde. Das war ja großartig! Unser Reisebuch hatte meist türkische Inschriften und Stempel.

Wir hatten, nachdem die Kontrolle beendet war, den Vorschlag der Araber, in Sehabur die Nacht über zu bleiben, deswegen angenommen, weil es schon zu dämmern begann und ein Übernachten im Freien der kühlen Nächte wegen nicht ratsam und angenehm war. Mit der Unterbringung und auch mit der Verpflegung konnten wir

zufrieden sein. Es gab gute Betten, allerdings nach arabischem Muster auf dem Boden, und das Essen hatte ich selbst zubereitet, guten deutschen Schmarrn mit frischer Milch, eine Mahlzeit, an die ich heute noch gerne zurückdenke. Noch bevor der Morgen graute, setzten wir die Reise fort.

„Franz,“ sagte Ernst im Verlaufe der Fahrt plötzlich erschrocken, „ich habe meine Briefftasche in Sehabur liegen gelassen!“

„Mit unserem gesamten Vermögen!“

„Ja.“

Ich sagte kein Wort. Einen Augenblick war ich sprachlos. Es war nun das zweitemal, daß Ernst die Briefftasche irgendwo vergaß. Einmal in Wien, wo wir sie sofort wieder bekommen hatten und nun hier. Wir hatten Sehabur seit einer Stunde verlassen. Das Geld war verloren. So dachte ich im ersten Moment und auch Ernst glaubte nicht, daß wir es jemals wieder sehen würden. Trotzdem drängte ich den Flößer, anzulegen, damit wir zurücklaufen und wenigstens den Versuch machen konnten, das Geld wiederzuerlangen.

„Es geht nicht, Effëndim, ich kann nicht anlegen; die Strömung ist hier zu stark!“

„Wann werden wir anlegen können, Kellekschi?“

„Vielleicht in einer halben Stunde, Herr!“

Gott im Himmel! Bis dahin hatten wir bei unserer momentanen Fahrtgeschwindigkeit weitere 7–8 km zurückgelegt. An eine Rückkehr war nicht mehr zu denken, und so gab ich die Hoffnung, das Geld wiederzuerlangen, auf. Da tauchte hinter uns in der Ferne ein weißer Punkt auf, der zusehends größer wurde. Ich zitterte vor freudiger Erwartung! Sollte . . . ! Nein das war unmöglich, wenigstens unter diesen Umständen! Der Punkt wuchs und wuchs

und bald konnte man einen Reiter erkennen, der in einen weißen Burnus gekleidet war und auf einem schwarzen Pferde in rasendem Galopp einherjagte. Ein wunderbares Bild, in dessen Betrachtung versunken ich die zu Verlust gegangene Briefftasche vergaß. Endlich war der Reiter bis auf einige hundert Meter herangekommen und wir erkannten in ihm Sally Tschauß, unseren Gastgeber in Sechabur. Er sprengte uns begleitend dem Ufer entlang, bis eine seichte Stelle ihm erlaubte, an das Floß heranzureiten. In der hoch erhobenen Rechten, um sie vor dem aufspritzenden Wasser zu schützen, hielt er Ernsts Briefftasche.

„Ihr habt etwas vergessen,“ rief er uns zu, indem er heimlich schmunzelte — wir hatten in Sechabur unser bescheidenes Vermögen geheimgehalten — „hier bringe ich es zurück! Es ist alles unversehrt!“

Ich fand für den Augenblick kein Wort des Dankes. Diese Ehrlichkeit in der Wüste uns Fremden gegenüber hätte ich dem Araber nicht zugetraut. Ich hätte es auch niemals gewagt, eine derartige Ehrlichkeit in einem europäischen Kulturstaat zu suchen.

„Sally, vielen, vielen Dank!“

„It is allright!“ Und fort war er. Ich blickte ihm lange nach, bis er meinen Blicken entschwunden war.

Die nächsten fünf Reisetage verliefen recht langweilig und reich an Entbehrungen und Strapazen. Der Reiseproviant aus der Türkei war längst zu Ende, und schon seit zwei Tagen besorgten wir uns aus den schmutzigen arabischen Dörfern für teures Geld Eier und schlechtes Saferbrot und verbrachten die meisten Nächte im Freien. Die dünnen Decken boten nicht genügenden Schutz gegen die eisige Kälte, die die Nacht über herrschte, und so liefen wir manchmal am Ufer auf und ab, wenn die Türken sich

in ihren mitgeführten Betten recht wohlig hin- und herwälzten. Der Türke, der seine Frau bei sich hatte, mißhandelte diese seit drei Tagen bereits in einer Weise, daß ich glaubte, es nicht mehr mit ansehen zu können. Aber gerade in der Türkei ist es sehr gefährlich, sich in eheliche Zwiste zu mengen, und so ließen wir es geschehen, daß er seine holde Ehehälfte verprügelte. Mit oder ohne Grund, weiß ich nicht. Jedenfalls schien es mir, als ob es ihm eine Gewohnheit geworden sei und zu seinen täglichen Verrichtungen gehörte. Als am Vormittag des nächsten Tages sich der Auftritt wiederholte und die gequälte Frau laut um Hilfe schrie, hielt es Ernst nicht mehr auf unserem Kellek und mit wenigen Sägen durch das seichte Wasser war er auf dem anderen Floß und wand dem Türken den dicken Prügel aus der Hand, mit dem er auf die zu seinen Füßen liegende Frau eingeschlagen hatte. Es war Zeit, daß ich dazwischen trat, denn die Begleiter des Kohlings schienen sich gegen Ernst wenden zu wollen. Man duldet eben im Orient keine Einmischung in ehelichen Streit, besonders nicht von seiten eines Fremden. Mein Kellekschi hatte auf mein Verlangen unser Floß an das der Türken herangesteuert, so daß ich mich mit einem Sprung bei meinem Freunde befand. Der Türke wollte eben mit einem zweiten Prügel auf Ernst eindringen.

„Salt, keinen Schritt weiter!“ rief ich so laut, daß der Mann erschreckt stehen blieb. „Lege sofort den Prügel aus der Hand!“

„Bleibt auf eurem Kellek, ihr habt hier nichts zu suchen!“ war die trotzige Antwort.

„Sort mit dem Prügel, sage ich!“

Ich zog langsam meine Pistole aus der Tasche. Der Türke verfolgte meine Bewegung. Zögernd ließ er den Stoß zu Boden gleiten.

„Was habt ihr euch einzumischen, wenn der Mann seine Frau schlägt?“ fragte nun einer der Türken, die uns umstanden, unwillig. Sie machten Miene, für ihren Landsmann Partei zu ergreifen.

„Was geht das dich an! Kümmere dich um deine Angelegenheiten, wenn du nicht willst, daß du mit uns schlimme Erfahrungen machst!“

Unwillkürlich trat der Mann einige Schritte zurück. Seine unsichere, schwankende Haltung machte ich mir sofort zunutze.

„Begebt euch auf eure Plätze! Was wir mit dem Mann zu besprechen haben, geht euch nichts an!“

Da die Mosulgrenze niemand mit der Waffe passieren konnte, ich aber trotzdem meine Pistole durchgebracht hatte, war ich den Leuten überlegen. Sie folgten, wenn auch langsam, meiner Aufforderung.

„Wenn es dir noch ein einziges Mal einfallen wird, deine Frau zu schlagen, solange wir in deiner Gesellschaft sind, sollst du sehen . . .!“

„Ich verlache euch! Einzureden hat mir . . .!“

„Du wirst ja sehen, wie lange du lachst!“

Ich warf einen Blick auf die Frau, die in ihrer Verwirrung vergebens versuchte, sich den Schleier über das Gesicht zu ziehen. Sie sah bemitleidenswert aus. Ihr Gesicht und die Hände waren zerschunden und zerschlagen, und mich erfasste ein Grimm, der mich zu einem Morde fähig gemacht hätte. Ernst ging es ähnlich. Er brachte in seinem Zorn überhaupt kein Wort mehr hervor.

„Willst du dein Gesicht verhüllen, Tylan!“ brüllte der Türke nun das arme Weib an, das mich mit flehendem Auge anblickte, als er sah, daß ich sie genau betrachtete. Und roh stieß er sie mit dem Fuße ins Gesicht, daß sie rückwärts taumelte. Nun war es aber zu Ende mit Ernsts

Beherrschung. Mit einem Sprunge war er bei dem Türken und verabreichte diesem eine Ohrfeige, um die ich den Empfänger nicht beneidete und die mein Eingreifen vollkommen überflüssig machte. Der Kohling taumelte bis an den Rand des Floßes und stürzte, als Ernst weiter auf ihn eindringen wollte, rücklings in das Wasser, das an dieser Stelle bedauerlicherweise nur einige Zoll über Kniehöhe reichte.

Ich freute mich, Ernst auch von dieser Seite kennen-gelernt zu haben; wenn er nur immer so blieb! Aber in allen Fällen wird man natürlich keine Frau zur Verfügung haben, die einen Ritter benötigt.

Die gewonnenen Eindrücke während dieser Fahrt auf den Kellek tigrisabwärts habe ich kurz vor Mosul in meinem Tagebuche folgendermaßen wiedergegeben:

Tigrisabwärts

Neun Tage fast trug mich des Tigris Rücken
Aus der Türkei zum alten Niniveh.

Sein Rauschen galt den einst'gen großen Zeiten,
Denn seine Wellen schäumten stolz und wild,
Gleich einem Ross, das keinen Reiter duldet.

Das ganze Land hat Gottes Fluch getroffen,
Kein Leben, kein Gedeih'n seit grauer Zeit —
Nur Weiden fristen kümmerlich ihr Leben
Und Disteln wachsen noch im Wüstensand,
Durch den die Fluten ihre Bahn sich brechen.

Bald braust er tief in steilen Felsenwänden,
Wo hoch der Adler seine Wohnung baut;
Bald windet er sich durch die großen Flächen,
Wo unbarmherzig heiß die Sonne brennt,
Die jedes Leben schon im Keim vernichtet.

Schlaf' nicht, Kellekschi, nimm die Ruder fester!
Schon sieht man Mosuls Mauern, unser Ziel —
Ich will noch heut aus dieser Grabesstille,
Wie deine Arbeit wird dein Bakschisch sein!
Ich höre noch, wie er „inschallah“ murmelt!

Am 31. Oktober erreichten wir endlich Mosul. Was hatte ich schon alles von dieser Stadt gehört, gerade in letzter Zeit! In ganz Europa sprach man von ihr. Seit Wochen hatten wir keine größere Stadt mehr gesehen. Es mutete uns deshalb alles so fremdartig an. Die vielen Lichter, die vielen Menschen, die vielen Speisehallen! Beim Anblick derselben merkten wir, daß wir vollkommen ausgehungert waren. Im Polizeigebäude fanden wir der späten Abendstunde wegen keinen englischen Beamten mehr vor und so bereiteten uns arabische Polizeioffiziere, denen wir erklärt, daß wir Deutsche waren, in einem Zimmer ein Lager, auf dem wir die Nacht ruhig schliefen und uns von den Strapazen der langen Fahrt auf den primitiven Kelleks erholen konnten. Nur nicht denken, was morgen sein wird! Sonst hätte ich kein Auge schließen können. Ich hätte lieber mit Sottentotten verhandeln mögen, als mit diesen Engländern, von denen ich alles andere, als ein Entgegenkommen, erwartete.

„Your pass is not allright!“ sagte am nächsten Morgen der Chef der Polizei, ein Mister Smitt, dem wir vorgeführt worden waren, als er unseren Paß gesehen hatte. „Sie haben ja keine Einreiseerlaubnis für Mesopotamien!“

„Das wissen wir und bitten deshalb, daß uns diese Erlaubnis nachträglich erteilt wird!“

„Aber Sie wissen doch, daß man sich die Visa vorher zu besorgen hat!“

„Sehr wohl, aber das war uns in diesem Falle eben nicht möglich!“ Und wir erzählten die Geschichte mit dem französischen Konsul in Adana und wenn sich der Beamte auch damit nicht zufrieden gab, so leuchtete es ihm wenigstens ein, daß wir schuldlos waren. Er behielt unsere Pässe zurück und gab uns den lakonischen Bescheid, daß wir solange in Mosul zu bleiben und im Polizeigebäude zu wohnen hätten, bis sich die Angelegenheit mit unseren Pässen geklärt habe. Da die Unterbringung im Polizeigebäude sehr gut war — wir schliefen zusammen mit dem arabischen Offizier, der jeweils die Wache hatte — so war ich mit dieser Lösung einstweilen zufrieden. Außerdem konnten wir tagsüber hingehen, wohin es uns beliebte, so daß uns gar nicht zum Bewußtsein kam, daß wir eigentlich vorläufig in Polizeigewahrsam waren.

Mosul glich allem anderen, nur keiner Stadt mit 60 000 Einwohnern. Obwohl die Engländer die Stadt schon ziemlich lange in Händen hatten, war doch noch nichts zu ihrem Besten geschehen. Elektrisches Licht gab es nur in wenigen Häusern und Telephon war so etwas Seltenes, daß nicht einmal das einzige Konsulat in Mosul, das persische, einen Apparat aufzuweisen hatte. Wir haben die zehn Tage in Mosul eine Unzahl vornehmer Familien kennengelernt, doch habe ich nirgends Telephon, in den wenigsten Häusern elektrisches Licht vorgefunden. Die arabische Zeitung „Al-Mosul“, der wir einen Besuch abgestattet hatten, brachte in ihrer nächsten Ausgabe einen großen Artikel, wobei sie nicht versäumte, unser Unternehmen in echt orientalischer Weise zu einer Heldentat aufzubauen. Daß sich aber groß und klein für uns interessierte, verdankten wir dem Umstande, daß wir Deutsche waren. Die Deutschen, die nach dem Kriege nach Mesopotamien gekommen waren,

Konnte man wirklich an den Fingern einer Hand aufzählen da die Engländer gerade Deutschen gegenüber ziemlich streng waren. Wenn wir auch nach Aleppo gekommen wären, ich glaube bestimmt, daß uns der englische Konsul die Einreiseerlaubnis für Mesopotamien verweigert hätte. Warum die Engländer so handelten, war nur zu verständlich. Es sollte niemand erfahren, daß sie das Selbstbestimmungsrecht der Völker auf ihre Weise auslegten, daß die Araber dabei gar nichts mitzureden hatten. Da die Zeitung geschrieben hatte, daß wir aus der Türkei gekommen seien, so nahmen die Fragen, wann endlich die Türken einmarschieren würden, kein Ende. Niemand erwartete den Augenblick sehnlischer, als die Bewohner der Stadt selbst. Und dieselbe Einstellung traf ich überall in Mesopotamien an. Diesem Zeitungsartikel hatten wir es auch zu verdanken, daß wir die Bekanntschaft Abdullah-Beys machten, die uns so wertvoll werden sollte. Abdullah-Bey war von Geburt ein Georgier, der im Kriege als Offizier auf deutscher Seite für die Befreiung seines Vaterlandes gegen die Russen gekämpft hatte. Der Vater Abdullah-Beys hatte in Georgien große Besitzungen, er selbst hatte aber nach dem Kriege flüchten müssen, da die Bolschewiken nach ihm fahndeten. Nach langem Herumirren in der Türkei hatte er sich dann endlich in Mosul niedergelassen und eine photographische Anstalt aufgemacht, die nun dort das erste Unternehmen dieser Branche war und ihn und seine kleine Familie recht wohl ernährte. Seine Begeisterung für alles Deutsche ging so weit, daß er trotz der Gefahr, in die er sich dadurch begab, bei allen seinen Bekannten — und dazu zählen fast alle Geschäftsleute in Mosul — Propaganda für deutsche Waren machte und auch schon recht erfreuliche Erfolge zu verzeichnen hatte.

Abdullah-Bey war auch ein Sprachkünstler. Neben Russisch, Türkisch, Arabisch und Armenisch sprach er noch Englisch, Französisch und Deutsch, wenn er auch in letzterer Sprache ab und zu recht komische Satzgebilde zustande brachte. Dieser Abdullah nahm sich unser an, als wenn wir seine Brüder wären. Nicht genug, daß er gleich am zweiten Tage unserer Bekanntschaft mit uns zum englischen Polizeichef ging, um sich für unser Einreisevisum zu verwenden, besuchte er mit uns alle seine einflussreichen Freunde und machte für uns dermaßen Propaganda, daß wir in wenigen Tagen in ganz Mosul bekannt waren. Und trotzdem wären wir vielleicht niemals nach Bagdad gekommen, wenn wir nicht in dem persischen Konsul einen so treuen Helfer gefunden hätten. Die Frau des Konsuls war eine Russin und deswegen als Landsmännin die Freundin unseres Abdullah-Bey. Bei Mister Loyd, dem englischen Polizeigewaltigen in Mosul, wog aber meiner Ansicht der Umstand schwerer, daß die Frau des Konsuls eine Schönheit war, wie man sie nicht alle Tage zu sehen bekam. Und daß sich diese Leute nun für uns verwendeten, was aus einem Schreiben des persischen Konsuls hervorging, brachte eine Wendung in unsere Passangelegenheit. Wenn ich heimlich schon befürchtet hatte, nach einigen Tagen wieder ausgewiesen zu werden, so erteilte man uns nach achttägigem Aufenthalt doch endlich die Erlaubnis zur Weiterreise nach Bagdad und war so freundlich und entgegenkommend, daß ich mir das alles nicht erklären konnte und beinahe wieder mißtrauisch geworden wäre. Wir verkehrten nun tagtäglich im Hause des Konsuls und besonders die Frau, die als Russin natürlich ein anderes Leben, als dieses langweilige in Mosul, gewohnt war, freute sich riesig darüber, daß ich stets meine Geige mitbrachte und

spielte. Und ich selbst konnte mir nichts Schöneres denken, als bei dem wunderbar und geheimnisvoll und in vielen Farben leuchtenden Lichte des Kronleuchters in dem mit großartigen Persern belegten, kleinen Empfangszimmer dieser blonden, vornehmen Frau auf meiner Geige vorzuspielen. Es war die bekannte Serenade von Toselli, die sie täglich hören wollte, und die mich selbst im Anblick der eleganten Räume und der schönen Frau, die gerade mir gegenüber besonders aufmerksam war, vergessen ließ, wenigstens für Minuten vergessen ließ, daß wir schon in wenigen Tagen wieder allein durch die endlosen Steppen ziehen würden. Und unwillkürlich spielte ich ein russisches Lied, das ich als Kind von einem russischen Kriegsgefangenen gelernt hatte. Der Frau standen Tränen in den Augen. Es waren Heimatklänge. Ich setzte die Geige ab und blickte sinnend vor mich hin. Nein, wehe tun wollte ich unserer Wohltäterin nicht! Es war mir während des Spieles ganz entgangen, daß die drei Herren das Zimmer verlassen hatten und ich mit der Russin allein saß. Sie schritt auf mich zu und reichte mir ihre weiße, gepflegte Hand, die ich ehrfürchtig an die Lippen führte. Wir hatten dieser Frau so unendlich viel zu verdanken.

Mosul war für uns das reinste Dorado. Unser Freund Abdullah hatte uns einem Herrn Sapuntschi vorgestellt, der wohl der reichste Mann in Mosul war. Diese Leute hatten für unser Unternehmen alle großes Interesse, und die zuweilen geradezu rührenden Inschriften, mit denen sie sich in unseren Reisebüchern verewigt haben, beweisen, daß der deutsche Name an den Ufern des Tigris einen gar guten Klang hat. Achmed Dschelili, ein bekannter arabischer Schriftsteller und noch viele andere Namen von Bedeutung würden diese Seite füllen, wenn ich Raum hätte,

sie alle anzuführen. Die durchwegs deutschfreundliche Bevölkerung im fernen Zweiströmeland freute sich über unseren Besuch, war er für sie doch ein Beweis, daß wir uns trotz allem, was die Heimat nach dem Kriege erduldet, noch in die Welt wagten, auch in diejenigen Länder, die der ehemalige Feind besetzt hielt.

Abdullah hatte es fertig gebracht, ein Automobil ausfindig zu machen, das uns am nächsten Tage kostenlos nach Kala'at Chergat bringen wollte. Dort war die Ausgangsstation für die Bahn nach Bagdad. Pünktlich zur Mittagsstunde des nächsten Tages fuhr der Wagen am Hause unseres Freundes vor, wo wir ihn erwartet hatten. Etwa hundert Meter gegenüber befand sich das persische Konsulat. Als wir den Wagen bestiegen hatten, blickte ich noch einmal zurück nach dem gastlichen Hause, wo wir so schöne Stunden verlebt hatten und — am Balkon stand die Russin in ihren weißen Mantel gehüllt und winkte zu uns herüber. Auf Wiedersehen! Dieser Gruß ist uns etwas Alltägliches geworden, man gebraucht ihn bei jeder Gelegenheit. Nie aber habe ich so sehnsüchtig gewünscht, daß sich das Wort erfüllen möge, als damals in Mosul. Abdullah stand mit seiner Familie, der Frau und den zwei Kinderchen, bei uns. Noch ein Händedruck. Du lieber, treuer Abdullah, du hast an uns wie ein Bruder gehandelt. Nie werde ich dich vergessen!

Nach Bagdad

Schon nach wenigen Minuten war das gastliche Mosul unseren Blicken entschwunden und im Schnellzugtempo ging es der Station Kala'at Chergat zu. Da die Fahrt durch die weite, ebene Steppe ging und die Autos

nicht an eine bestimmte StraÙe gebunden waren, so konnte sich unser Chauffeur, ein äußerst sympathischer Araber, ein Tempo erlauben, daÙ uns beinahe schwindelte. Wir waren stets in eine dichte Staubwolke gehüllt, ein Umstand, der die Fahrt nicht zur bequemen Spazierfahrt werden ließ.

Chergat glich, als wir ankamen, eher einem Flüchtlingslager, als einem Bahnhofe. Sämtliche Reisenden, die den Zug nach Bagdad benutzen wollten, hatten unter einem riesigen Zelt ihr Lager aufgeschlagen oder hatten sich irgendwo in der Umgebung häuslich eingerichtet. Da wurde geschmort und gebraten, gewaschen, gespielt, gesungen, geraucht, gestritten und es herrschte ein Lärm, der an einen Jahrmarkt erinnerte. Durch einen hohen Stacheldrahtzaun von diesem Getriebe getrennt, befand sich nun die eigentliche Station, das Gebäude der Beamten, die arabische Gendarmeriestation, die in einer Hütte untergebracht war und eine Unmenge von Eisenbahnmaterial. In erster Linie waren wir nun bemüht, uns vom Reise-
staub zu befreien, der uns über und über bedeckte und der unserer schon feldgrauen Kleidung erst die richtige Feldtarnung verlieh. Da in dem großen Zelt kein Waschwasser aufzutreiben war, schlüpfen wir durch eine kleine Pforte durch den Stacheldrahtzaun und begaben uns zur Hütte der arabischen Polizei, wo wir ungeniert Wasser verlangten. Unser sicheres Auftreten mochte die Leuten wohl glauben lassen, daÙ wir dazu auch berechtigt seien, denn wir wurden sofort mit dem Gewünschten versorgt, und man war uns sogar beim Reinigen unserer Kleidung behilflich.

Nun gleich zum Stationsgebäude! Wir wollten uns sofort vergewissern, wie es am nächsten Tage mit der Abfahrt, mit dem Fahrpreis und mit der Unterkunft für die

Nacht stehen würde. Auf unser Klopfen antwortete eine Stimme auf englisch.

„Come in!“

„O weh, Franz, da sitzt ein Engländer drin!“

„Das macht nichts. Immer rin in die gute Stube!“

Wir öffneten die Türe und traten ohne langes Zögern in das behaglich eingerichtete Zimmer, in dem an einem weißgedeckten Tische, der mit den feinsten Gerichten bedeckt war, drei Inder saßen, die mit ihren malerischen, weißen Turbans auf mich einen recht fremdartigen Eindruck machten. Es war das erstemal, daß wir mit Indern zu tun bekamen. Die Unterhaltung wurde natürlich in englischer Sprache geführt.

„Was wünschen Sie, meine Herren?“ fragte der älteste der drei Beamten, indem er uns zum Sitzen einlud.

„Wir wollten nur um Auskunft bitten wegen der . . .“

„Entschuldigen Sie, wenn ich unterbreche! Kommen Sie von Mosul?“

„Ja, wir sind eben hier angekommen.“

„Aber Sie sind doch keine Engländer!“

„Nein, und wir bedauern das auch gar nicht!“

Das war gewagt. Ich wollte nur auf den Busch klopfen. War dieser Inder einer der Nationalisten, die den Engländern nur aus ganz bestimmten Gründen Dienste leisten, so hatten wir gewonnenes Spiel. War er ein den Engländern ergebener Beamter, so taten wir am besten, wenn wir uns gleich wieder verabschiedeten und uns am nächsten Tage eine Fahrkarte nach Bagdad lösten. Ich hatte so gesprochen, weil mir unser Freund Abdullah in Mosul erzählt hatte, daß mit der Okkupation Mesopotamiens durch die Engländer sehr viele Inder ins Land gekommen seien, die als Hindus natürlich keine besonderen Freunde

der mohammedanischen Araber waren, die aber auch etwas Besseres wußten, als treuergebene Diener Englands zu sein. Nach meinen Worten beobachtete ich den Inder ganz genau. Der tat aber, als wenn er nichts gehört hätte, wenn ich auch glaubte, ein kurzes Aufleuchten in seinem Auge bemerkt zu haben.

„Sind Sie Türken?“

„Nein, aber Freunde derselben, wir sind Deutsche!“

„You are Germans?“ Er rief es beinahe freudig aus.

„Ja, also haben wir mit den Engländern recht wenig zu tun, nicht wahr!“

„Darf ich Ihre Pässe sehen?“

„Bitte sehr!“

„Yes, sie sind wirklich Deutsche,“ rief er seinen beiden Gefährten zu, nachdem er unsere Pässe genau betrachtet hatte, „seit Jahren haben wir keine Deutschen mehr gesehen!“

Er gab uns die Pässe zurück und sagte froh, indem er jedem die Hand drückte: „Ich bitte Sie herzlich, meine Gäste zu sein. Es soll Ihnen an nichts fehlen. Bitte, bedienen Sie sich!“

Die Fahrt hatte uns hungrig gemacht und wir griffen zur großen Freude der drei Inder recht wacker zu. Als wir das uns servierte Besteck zurückwiesen und uns nach indischer Landessitte der Hände bedienten, was einem Engländer niemals eingefallen wäre, war ihre Freude erst recht groß.

„Sie sind wirklich Deutsche und Freunde unseres Volkes. Man sieht es Ihnen an!“

„Jede Ziererei ist uns fremd, Sir und wir passen uns überall gerne den landesüblichen Sitten und Gebräuchen an!“

„Gestatten Sie eine Frage! Wie kommen Sie eigentlich nach Mesopotamien? Ich sitze hier schon seit einigen Jahren als Bahnmeister, aber ein deutscher Reisender ist

mir noch nicht begegnet. Soviel ich weiß, geben die Engländer Deutschen gar keine Einreiseerlaubnis nach Mesopotamien!"

„Das mag schon sein, denn wir sind ohne diese Erlaubnis eingereist!“ Ich erzählte dem Beamten unsere Geschichte, und alles hörte mit größter Spannung zu.

Die Nacht schliefen wir prächtig in guten Betten, und auch für Reiseproviand hatte der gute Bahnmeister gesorgt. In einem Krankenwagen für englische Offiziere fuhren wir in Begleitung zweier indischer Ärzte nach Bagdad.

„Sorgen Sie sich nicht um die Fahrkarten,“ hatte der Bahnmeister beim Abschied gesagt, „das erledigt sich alles glatt!“

Die Fahrt durch die Wüste verlief im allgemeinen langweilig. Ab und zu sah man kleine Befestigungen und Drahtverhauanlagen, die zum Schutze der Bahnlinie gegen Überfälle der Beduinen errichtet waren. Wohin man blickte, sah man die Unzufriedenheit der Eingeborenen mit den Engländern. Ein unvergeßlich schönes Bild war ein Trupp in weißen Burnus gekleideter Beduinen, die auf schwarzen, vollblütigen Pferden einige hundert Meter mit dem Zug und dem Wind um die Wette neben der Bahnlinie dahinjagten. Kurz vor Bagdad schlich sich in unser Abteil ein junger Inder, der jedem eine Karte in die Hand drückte und ebenso leise, wie er gekommen war, wieder verschwand.

Bagdad, mit seinen 150 000 Einwohnern, konnte man im Vergleich mit Mosul schon eher als Stadt gelten lassen. Es herrschte in der New-Street, einer der Hauptstraßen, ein Verkehr, mit dem sich eine große deutsche Stadt nicht zu schämen brauchte. Man war allen Ernstes bemüht, aus Bagdad eine Großstadt nach europäischem Muster zu machen, wobei selbstverständlich die Bauart der Häuser immer den klimatischen Verhältnissen angepaßt bleiben

wird. Doch ich hatte in Bagdad etwas anderes gesucht. Die Märchen aus „Tausendundeine Nacht“ waren aus der Zeit meiner Kindheit noch zu gut in Erinnerung. Wo waren die geheimnisvollen Paläste, wo waren die Märchenerzähler auf den Straßen? Nur ab und zu saß da und dort einer still in einer Ecke und der Kreis der Zuhörer, die um ihn herumsaßen, war klein. Und ich wollte doch gerade dieses echt orientalische Leben und Treiben kennenlernen!

Ich hab' von dir, du Märchenstadt gelesen —
„Tausendundeine Nacht“, vor langer Zeit,
Auf deinen Anblick hab' ich mich gefreut,
Da bin ich noch in Kinderschuh'n gewesen.
Wie schmerzlich bitter hast du mich enttäuscht!

Was kümmern mich wohl deine breiten Straßen,
Was die Hotels, die du modern erbaut!
Was kümmert's mich, wie deine Autos rasen,
Ich habe nach was anderem ausgeschaut!
Was du mir zeigst, habe ich längst geseh'n.

Was ist dir noch, du Märchenstadt, geblieben,
Da auf Europas Locken du gehört?
Nichts, nichts, dein Nimbus ist zerstört,
Um dessentwillen sie dich alle lieben,
Die noch nicht wissen, daß du ihn verscherzt!

Was du noch hast, das soll dir niemand rauben,
Den blauen Himmel und den Palmenhain —
Mag auch dein Märchenglanz zu Ende sein,
So will ich doch der Palmen Flüstern glauben,
Das mir von „Tausend eine Nacht“ erzählt!

Wir wohnten während unseres fünftägigen Aufenthaltes in Bagdad im Hotel „Majestik“, einem der ersten

Häuser der Stadt. Da wir glänzende Empfehlungen für Bagdad hatten, so konnten wir diese Ausgaben ruhig auf unser Konto nehmen und außerdem gönnten wir uns nach viermonatlicher Reise endlich zum ersten Male für einige Tage eine wohlverdiente Rast in einer netten Wohnung. In Bagdad schafften wir uns bei einem Fahrradhändler zwei gebrauchte Räder an, auf denen wir die Reise nach Teheran fortsetzen wollten. Tatsächlich war es nämlich so gekommen, wie der Inder in Chergat es vorhergesagt hatte. Die Polizei in Bagdad erklärte, daß sie nicht berechtigt sei, uns ein Visum für Indien zu erteilen und verwies uns an das englische Generalkonsulat in Teheran. Bis dahin ist nun zwar ein endlos weiter Weg und da auch keine Bahn bis Teheran existiert, so hatten wir beschlossen, den etwa 1000 km weiten Weg nach der Hauptstadt Persiens auf Rädern zurückzulegen. Der persische Millionär Maskeroff, an den wir ein Empfehlungsschreiben des Konsuls in Mosul hatten, finanzierte diese „Radpartie“.

Auf Fahrrädern nach der persischen Grenze

Am 18. November traten wir mit unseren Rädern die Weiterreise an. Daß ich schon kurz hinter Bagdad einen kleinen Probesturz machte, tat meiner guten Laune keine Einbuße. Nach einer halbstündigen Fahrt war die Stadt unseren Blicken entschwunden und die unendliche Wüste hatte uns aufgenommen. Meilenweit kein Baum und kein Strauch. Wüste und Sand, wohin das Auge blickte. So trostlos diese Gegend an sich auch sein mag, für mich war der Anblick überwältigend. Es war eigentlich keine Straße, die wir fuhren. Eine Fahrt, die durch den Sand

führte und der anzusehen war, daß sie seit Jahrzehnten vielleicht schon als Straße diene. Für Unkundige mag eine Fahrt durch dieses wüstenähnliche Gebiet als vollkommen unmöglich erscheinen, und ich gebe ganz gerne zu, daß ich mir früher auch ein anderes Bild von diesen Gegenden gemacht habe. Wenn ich früher der Ansicht war, daß man in diesen von Gott verlassenen Gegenden stets bis über die Knöchel im Sand herumzustolpern hätte, so war ich jetzt angenehm davon berührt, daß man zuweilen Stellen antraf, die glatt wie Asphalt waren und auf denen man viele Kilometer weit im schnellsten Tempo dahinfahren konnte. Freilich gab es auch andererseits wieder Stellen, die schon für den Fußgänger ein unangenehmes Hindernis bedeuteten und die mit dem Rade natürlich nicht zu überwinden waren. Heute muß ich noch lächeln bei dem Gedanken, daß diese vom Flugsand bedeckten Stellen Ernst immer in Harnisch brachten und daß er einmal sein Rad mit allem Gepäck einfach auf die Schulter nahm und es einige hundert Meter weit schleppte, da es ihm zu langweilig und beschwerlich wurde, es durch den tiefen Sand zu schieben. Diese vom Flugsand bedeckten Stellen kommen in der Steppe, die sich zwischen dem Tigris und der persischen Grenze hinzieht, nicht allzu häufig vor, da die Gegend doch eher eine Sandsteppe, als eine Wüste ist. Wenn sie uns auch aufhalten konnten, so bedeuteten sie doch keineswegs ein Hindernis, das uns Kopfzerbrechen bereitete. Freilich war die Fahrt durch dieses Gebiet bei der gräßlichen Hitze, die tagsüber herrschte, kein Vergnügen, da man ständig in eine Staubwolke gehüllt war, was eine recht unliebsame Begleiterscheinung der Radtour bedeutete. Schon eine Stunde hinter Bagdad hatte Ernst eine Panne.

„Immer das alte Lied, Franz!“ schimpfte er. „Man sollte sich nie irgendeine gebrauchte Maschine kaufen!“

„Mir waren diese Räder überhaupt nicht sympathisch, Ernst! Ein Rad ohne Rücktrittbremse kommt mir vor, wie eine Dampfmaschine ohne Sicherheitsventil. Aber du hast ja selbst gesehen, daß in ganz Bagdad kein deutsches Rad aufzutreiben war. Ich hätte eine Mehrausgabe nicht gescheut, wenn man dafür etwas Vernünftiges hätte kaufen können!“

Es war schon Nacht geworden, als wir endlich Bakuba erreichten, welchen Ort wir uns für den ersten Reisetag als Ziel gesteckt hatten. Da von Bagdad bis Khanikin, also fast bis an die persische Grenze, eine Bahnlinie führt, so waren in allen Orten, die von der Bahn berührt wurden, kleine Militärabteilungen stationiert, die die Bahn gegen die häufigen Anschläge der Beduinen zu sichern hatten. Diese Soldaten waren stets in der Nähe des Bahnhofes untergebracht, welcher in weitem Umkreise von einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben war. Wir hatten in der Dunkelheit die Fahrte verloren und stolperten schon seit einer halben Stunde einem Lichte entgegen, das in der Ferne zuweilen für einen kurzen Moment aufflackerte. Plötzlich stießen wir an den Drahtzaun. Lange versuchten wir, durch den Zaun zu schlüpfen, was sich aber, besonders bei der herrschenden Dunkelheit, als unmöglich herausstellte.

„Da schlag' doch Gott den Teufel tot,“ wetterte Ernst, „es sieht fast so aus, als ob wir hier im Freien die Nacht verbringen müßten. Ich danke für dieses Vergnügen!“

„Das wird nicht notwendig werden. Ich werde durch einen Schuß die Leute alarmieren, die doch sicher hinter diesem Zaun wohnen!“

„Und wir lassen uns dann dafür von den Kerlen totschießen! Du weißt doch, daß es hier äußerst gefährlich ist, in der Nacht zu schießen!“

„Nachdem wir vorhin die Bahnlinie überquert haben, nehme ich an, daß hier der Bahnhof von Bakuba ist. Also sind auch Soldaten hinter diesem Zaun stationiert!“

„Um so gefährlicher, Franz! Die schießen doch erst recht, dazu sind sie doch da!“

„Und ich glaube, daß gerade die Soldaten nicht so sinnlos in der Gegend herumschießen, wie es die Araber im allgemeinen tun! Du wirst sehen, daß ich recht habe.“

„Nun gut, schieße meinetwegen, aber ich rate dir, nachher sofort Deckung zu nehmen.“

„Das ist selbstverständlich!“ sagte ich zu meinem Gefährten, der sich bereits hingelegt hatte. „Ernst, gib mir einmal schnell deine Taschenlampe!“

„Was willst du damit?“

„Ich muß doch den Leuten ein Zeichen geben, wenn ich geschossen habe, damit sie wissen, wo sie uns zu suchen haben. Wenn wir das nicht tun, veranstalten die Soldaten das reinste Hasentreiben.“

„Und wir sind die Hasen.“

„Ja. Das will ich verhindern.“

Ich befestigte Ernsts Taschenlampe in Manneshöhe am Stacheldraht so, daß der Lichtkegel in die Richtung fiel, in der wir die Soldaten vermuteten, legte mich dann neben Ernst auf den Boden und gab einen Schuß aus meiner Pistole ab, der in dieser lautlosen Nacht sicher meilenweit zu hören war.

„Jetzt den Kopf in den Boden, Ernst!“

„Nun wird die Schießerei gleich losgehen, warte nur!“

„Hier trifft uns keine Kugel, wenn wir liegenbleiben.“

Ich hatte kaum ausgesprochen, als ein Schuß krachte.

„Habe ich es nicht gesagt!“ meinte Ernst.

„Das macht nichts. Jetzt werden sie auf die Suche gehen!“

Und ich hatte recht. Schon nach wenigen Minuten vernahmen wir hinter dem Zaune Schritte und eine Stimme fragte auf arabisch:

„Wer ist da?“

„Freunde!“ antwortete ich auf englisch, da ich der arabischen Sprache nicht mächtig war. Wir beide erhoben uns und sahen uns vier Soldaten gegenüber, die das Gewehr im Anschlag uns mit mißtrauischen Blicken musterten.

„Wer seid ihr?“ fragte der Führer der Patrouille ebenfalls in englischer Sprache.

„Wir sind Deutsche!“

„Sabt ihr geschossen?“

„Ja!“

„Warum?“

„Weil wir uns verirrt haben und keinen Ausweg mehr fanden.“

„Wißt ihr auch, daß das Schießen hier sehr gefährlich ist?“

„Man hat es uns gesagt!“

„Und trotzdem habt ihr geschossen?“

„Wir wollen doch die Nacht nicht im Freien verbringen.“

„Der Posten hat eueren Schuß gleich erwidert.“

„Wir haben es gehört.“

„Wie leicht hättet ihr getroffen werden können!“

„Wir lagen in Deckung. Aber warum wollen wir das alles hier ausmachen? Wir suchen ein Nachtquartier.“

„Wir kennen euch nicht!“

„Das glaube ich gerne. Ihr sollt uns erst kennenlernen. Wir haben genug Ausweispapiere.“

Der Mann schien doch endlich einzusehen, daß der Ort, an dem wir uns befanden, zu langen Verhandlungen nicht besonders geeignet war, und er führte uns an eine Pforte, durch die wir in das Innere der durch den Drahtzaun

abgegrenzten Bahnanlage gelangten. Nachdem der arabische Unteroffizier unsere Papiere geprüft hatte, führte uns einer der Soldaten trotz der späten Nachtstunde noch nach Bakuba, wo wir in der Kaserne der dortigen Gendarmerieabteilung Unterkunft fanden. Bei dem flackernden Scheine eines Petroleumlämpchens arbeiteten wir bis Mitternacht an Ernsts Rad und stellten es so weit wieder her, daß es am nächsten Morgen wieder gebrauchsfähig war und den ganzen Tag über zu einer Klage keinen Anlaß gab. Am dritten Tage machte nach zweistündiger Fahrt die Steppe einem wilden, zerklüfteten Bergland Platz, und wir schoben schon über eine halbe Stunde unsere Räder einen steilen Berg hinauf. Als wir schweißtriefend oben angelangt waren, setzten wir uns, um auszuschnaufen, an den Wegrand.

„Wollen wir weiterfahren, Ernst, damit wir nicht so spät ankommen!“

„Aber diesen Berg hinunter schieben wir doch das Rad. Die Straße sieht nicht einladend aus.“

„Fällt mir gar nicht ein, Ernst! Wenn ich mich bergauf geplagt habe, möchte ich bergab ausruhen. Wenn wir auf ebene Stellen warten wollen, können wir die Räder gleich hier lassen. Die gibt es im Gebirge selten!“

„Meinst du, daß wir uns auf die Bremsen verlassen können?“

„Natürlich! Du mußt eben verhindern, daß das Rad zu sehr in Schwung kommt. Das ist bei diesen Straßenverhältnissen sowieso nicht möglich, weil doch alles voll Steine liegt. Außerdem glaube ich, daß dort unten der Berg schon zu Ende ist.“

Wir waren in einem Pässe, der an beiden Seiten von hohen Felsen eingesäumt war, so daß wir keinen Überblick

über die Gegend hatten, was mich zu meiner irrigen Anschauung verleitete, daß an der Stelle, die ich Ernst bezeichnet hatte, der Berg zu Ende sein würde. Statt dessen handelte es sich um eine Kurve, die nur einige Meter eben verlief und dann wieder steil abfiel. Ich war als erster aufgestiegen und hatte eben noch gesehen, daß Ernst meinem Beispiele gefolgt war. Zu weiteren Betrachtungen ließ mir der Weg keine Zeit. Er war dermaßen mit kleinen und großen Steinen besät, daß man selbst bei langsamer Fahrt zu tun hatte, diesem Hindernis auszuweichen. Der Gang war doch steiler, als man ihm von oben ansehen konnte, und so mußte ich meine Bremse mit aller Gewalt anziehen, um der Schnelligkeit, welche das Rad schon entwickelt hatte, Abbruch zu tun. Ich war an der schon bezeichneten Kurve angekommen und sah nun zu meinem großen Schrecken in ein tiefes Tal, das sich vor meinen Blicken aufthut. Mein erster Gedanke war: Die Bremse anziehen und so schnell wie möglich vom Rade herunter. Leider befand ich mich bereits in voller Fahrt, so daß ein Abspringen, ohne die Geschwindigkeit zu vermindern, unmöglich war, da ich auf dem Rade auch mein ganzes Gepäck verstaut hatte, was an und für sich das Auf- und Absteigen erschwerte. Ich riß deshalb mit aller Gewalt an der Bremse und — diese flog mit einem leisen Knack davon.

Die Maschine, die nun keine Hemmung mehr verspürte, schoß nach vorwärts, wie ein Pferd, dessen Lenker die Zügel verloren hat. Wie mochte es Ernst gehen? Einen Moment nur dachte ich an meinen Gefährten, dann nahm die rasende Fahrt auf der schlechten, steil abfallenden Straße meine ganze Aufmerksamkeit wieder in Anspruch. Zum Umblicken hatte ich keine Zeit. Ich kam mir vor, wie ein Reiter, der auf einem durchgehenden Pferde sitzt. Daß

ein Rad eine derartige Geschwindigkeit entwickeln konnte, hätte ich früher nie geglaubt. Wie der Wind brauste ich den steilen Berg hinab, verzweifelt nach Rettung ausspähend und den englischen Fabrikanten und das ganze Inselreich in die tiefste Hölle verdammend. Wie ich immer noch glücklich die Kurven nahm und die ab und zu mit groben Steinen beschotterten Stellen mit Blitzesschnelle durchraste, ohne zu stürzen, war geradezu ein Wunder. Aber das dicke Ende blieb nicht aus. An einer Stelle, wo tiefer Flugsand die Straße bedeckte, flog ich in hohem Bogen aus dem Sattel, und als ich nach wenigen Minuten aus meiner momentanen Betäubung erwachte, saß neben mir mein Begleiter, der aber nicht zu meiner Unterstützung herbeigeeilt war, sondern der auf die gleiche Weise, wie ich, den Sand geküßt hatte.

„Weißt du, Ernst, wir sind wirklich die reinsten Sonntagskinder!“

„Wie meinst du das?“ fragte mein Freund mit traurigem Gesicht.

„Ist es nicht wunderbar, daß uns so gar nichts passiert ist bei dieser Höllenfahrt?“

„Wer sagt dir denn, daß nichts passiert ist! Ich habe keine ganze Rippe mehr im Leibe!“

„Das wäre allerdings höchst fatal und trotzdem kein Wunder. Stehe doch einmal auf!“

Mit meiner Hilfe erhob er sich mühsam und tastete seinen ganzen Körper ab.

„Weiß Gott, es ist alles ganz heil geblieben. Aber Beulen wird es geben, Beulen, daß wir in Deutschland damit ins Panoptikum kämen!“

Ernst war wieder guter Dinge, und auch ich vergaß, daß ich vor Schmerzen kaum stehen konnte. Ich hatte mir außerdem noch die Zunge blutiggebissen und den rechten

Ellenbogen wundgeschlagen. Aber trotz alledem konnten wir von einem ganz erstaunlichen Glück sprechen. Der Sand hatte den Fall bedeutend gemildert und uns mit einigen Prellungen, Beulen und wundgeschauerten Stellen davonkommen lassen. Unseren Rädern war es ähnlich ergangen und nachdem wir uns wieder einigermaßen erholt hatten, setzten wir zu Fuß, indem wir die Räder neben uns herschoben, den Weitermarsch nach Khanikin fort, welchen Ort wir am Spätnachmittag erreichten.

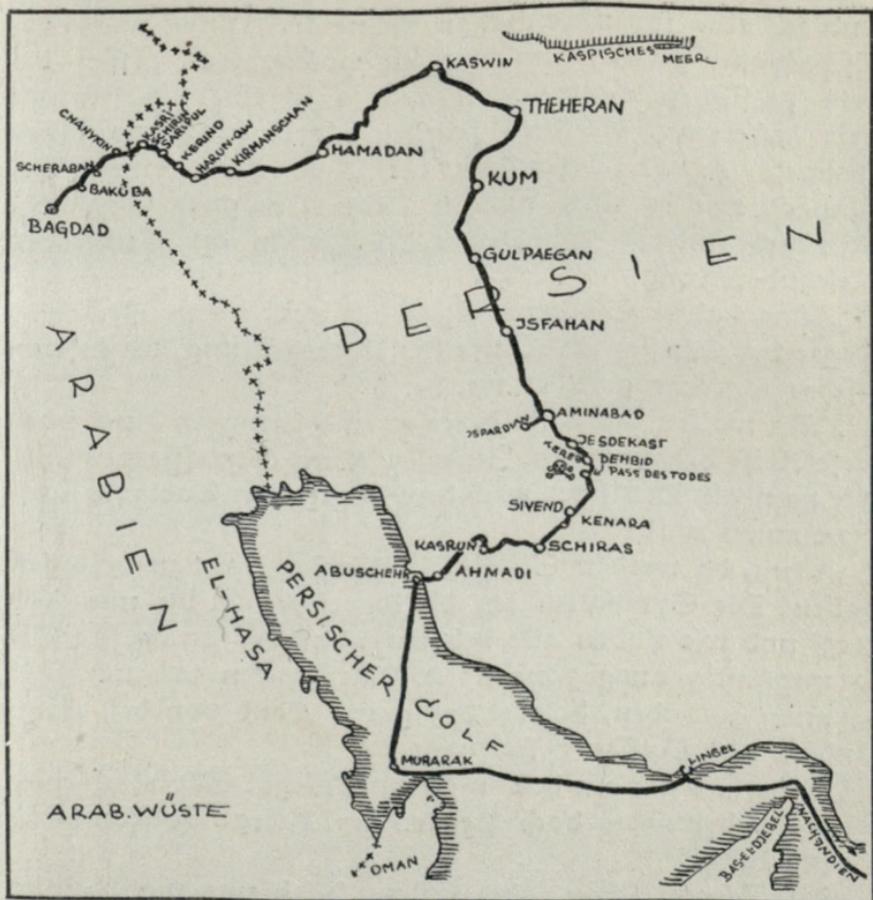
Vergeblich versuchten wir, dort einen Mechaniker ausfindig zu machen, der unsere Räder wieder hätte instand setzen können, und so verkauften wir sie für 72 Rupees und verloren bei diesem Handel ein schönes Stückchen. In der Familie des Bellediers von Khanikin, in der wir abends eingeladen waren, verbrachten wir schöne Stunden.

Er ermöglichte uns auch am nächsten Tage die Weiterreise nach Kermanschah mit einer Kolonne von drei Lastwagen. Noch am selben Tage überschritten wir hinter Khanikin die mesopotamische Grenze und übernachteten im Freien im Angesicht der persischen Grenzposten. Bei Morgengrauen schon sollten wir in das Land der aufgehenden Sonne kommen! Was es uns wohl bringen mochte?

Im Auto nach Teheran

Der Besitzer der drei Lastwagen, ein hinkender Araber, war ein mürrischer Kauz, und erst die 25 Rupees, die wir für die Fahrt nach Kermanschah, der ersten persischen Stadt, bezahlten, stimmten ihn etwas freundlicher. Ich hatte neben dem Chauffeur des ersten Wagens, einem Inder, noch einen Platz bekommen, während sich Ernst

in das Innere des Wagens verkroch, um die mehrtägige Fahrt zu einem ausgiebigen Schlafe auszunutzen. Er war nicht mehr ganz gesund und immer müde. Der indische Chauffeur erklärte mir in gebrochenem Englisch alles, was mich interessierte, und wir beide sind während der viertägigen Reise die besten Freunde geworden. Da wir die erste Nacht kurz hinter der mesopotamischen Grenze zugebracht hatten, so überschritten wir gleich am Morgen des nächsten Tages die persische. Es fand dort eine ziemlich genaue Passkontrolle statt, während das geladene Gut erst in der nächsten Ortschaft, Kasr-i-Schirin, einer Revision unterzogen werden sollte. Hier hatten wir das erstemal Gelegenheit, die Wirkung des Empfehlungsbriefes auszuprobieren, den uns der persische Konsul in Mosul ausgestellt hatte. Er leistete uns glänzende Dienste, und der persische Grenzkommissar war, nachdem er das Schreiben gelesen hatte, von ausgesuchtester Höflichkeit und hielt eine Untersuchung unseres Gepäcks auf einmal nicht mehr für nötig, obwohl er zuvor so fest darauf bestanden hatte. Am Abend desselben Tages lagerten wir in einem großen „Tschahane“, einer Teestube, am Ausgang von Kasr-i-Schirin. Wenn wir ursprünglich geglaubt hatten, am gleichen Tage noch weiter zu kommen, so täuschten wir uns gewaltig, denn in Persien hatten es die Behörden noch weniger eilig, als in der Türkei und Mesopotamien. So kam es, daß wir erst am dritten Tag unseres Aufenthaltes in Kasr-i-Schirin abfahrtbereit waren. Während Ernst in der Teestube zurückblieb, ging ich in den Ort, um etwas ausfindig zu machen, was uns eventuell zu unserem Fortkommen nutzbar sein konnte. In erster Linie besuchte ich alle Behörden. Beim Bürgermeister hatte ich einen Stempel besorgt, beim Belledier war niemand anzutreffen, beim Zoll hatte ich gegen die



Unser Reifeweg von Bagdad bis nach Indien

Saumseligkeit der Kontrollbeamten gewettert und beim Militär — hatte ich wieder einmal ein seltenes Glück. Ich traf als Garnisonältesten einen persischen Kapitän an, der im Kriege als Freiwilliger auf türkischer Seite gegen die Engländer gekämpft hatte und der sich freute, in mir einen Deutschen kennenzulernen. Er lud uns für den Abend ein,

und ich eilte spornstreichs zu meinem Freunde nach dem Tschahane zurück, um ihn zu holen. Das Essen bei dem persischen Hauptmann war mit einer Raffiniertheit zubereitet, die dem feinsten Hotel in Paris Ehre gemacht hätte. Besonders der Reis hatte einen Geschmack, wie es eben nur in Persien möglich war. Bekanntlich sind ja die Perser Meister in der Kunst der Reiszubereitung.

„Was haben Sie denn eigentlich vor, meine Herren?“ fragte der Offizier im Laufe der Unterhaltung, die in türkischer Sprache geführt wurde.

„Wir wollen die Welt bereisen und dann ein Buch über diese Reise herausgeben. In erster Linie interessiert es uns, wie man als Deutscher nach dem Kriege im Auslande aufgenommen wird!“

„Nun, da werden Sie sich in Persien nicht zu beklagen haben! Die Sympathie für die Deutschen ist bei uns sehr groß und wir haben alle bedauert, daß der Krieg für Sie so ungünstig ausgegangen ist. Wir hatten ja auch sehr darunter zu leiden, da fast das ganze Land von den Engländern und Russen besetzt war.“

„Aber Sie standen doch nicht im Kriege! Soviel ich mich erinnere, bewahrte doch Persien im Kriege vollkommene Neutralität!“

„Das stimmt schon, aber erstens blieb uns wohl nichts anderes übrig, da wir doch so gut wie keine Armee hatten, und zweitens haben sich die Engländer und Russen herzlich wenig um unsere Neutralität gekümmert. Da wir ihnen nicht gefährlich werden konnten, haben sie einfach das Land so weit besetzt, als ihnen für ihre Zwecke dienlich erschien.“

„Und die persische Armee?“

„Ich sagte Ihnen schon, daß es so gut wie keine gab. Was Sie heute sehen, ist das Werk Rızah-Khans, den Sie vielleicht in Teheran sehen werden.“

„Das ist doch der persische Machthaber, nicht wahr?“

„Ja, er hat zur Zeit die Regierung in Händen und wird sie hoffentlich recht lange behalten. Rızah-Khan ist der Mann, den wir brauchen. Vom gewöhnlichen Soldaten hat er sich bis zum General emporgearbeitet und hat als solcher eines Tages die Gewalt an sich gerissen, da sich der Schah ständig in Paris aufhielt und sich um sein Land nicht im geringsten kümmerte. Er verstand nur, seine Einkünfte im fremden Lande zu verprassen und hat dadurch Persien zum Gespött der Welt gemacht. Es ist das große Verdienst Rızah-Khans, daß er endlich diesem unwürdigen Zustand ein Ende bereitet hat!“

„Und die Anhänger des alten Schah?“

„Die sind nicht sehr viele und werden natürlich mit allen Mitteln in Schach gehalten. Wir haben uns an der Türkei ein Beispiel genommen und Sie werden in Persien das sehen, was Sie von der Türkei her schon kennen. Wir freuen uns und sind begeistert, daß endlich auch unser Persien allmählich beginnt, den fremden Einfluß abzuschütteln, der uns Persern beinahe kein Recht mehr im eigenen Lande gelassen hätte!“

Ein Soldat meldete plötzlich, daß zwei Offiziere aus Kermanschah mit einem Automobil angekommen seien und die Nacht in Kasr-i-Schirin zu verbringen wünschten.

„Stören wir, Herr Kapitän?“ fragte ich.

„Nein, ganz im Gegenteil! Die Herren werden sich ebenfalls freuen, Sie kennenzulernen. Vielleicht können sie Ihnen, da sie aus Kermanschah kommen, in irgendeiner Weise behilflich sein. Ich werde wenigstens versuchen, für Sie in dieser Beziehung etwas zu tun!“

Die beiden Offiziere, die schon fünf Minuten später an unserem Tische saßen, waren auf dem Wege nach Bagdad und sprachen ein fließendes Englisch, so daß ich vielleicht nicht mit Unrecht vermutete, daß sie von der persischen Regierung beauftragt waren, in Bagdad und überhaupt in Mesopotamien Umschau zu halten, inwieweit der Aufstand in Arabistan, der damals gegen Rızah-Khan tobte, von den Engländern unterstützt wurde. In dieser Vermutung wurde ich dadurch bestärkt, daß die beiden Herren geflissentlich vermieden, von Politik zu sprechen und in ihrer Reserviertheit geradezu langweilten. Wir verabschiedeten uns deshalb bald, nicht aber ohne vorher eine Karte an den Adjutanten des in Kermanschah kommandierenden Generals, der ein Freund der beiden Herren war, erhalten zu haben.

Den Weg von Khanikin nach Khermanschah, den wir mit guten Rädern in zwei Tagen hinter uns gebracht hätten legten wir mit unseren Lastautomobilen in vier Tagen zurück. Alle Augenblicke hatte einer der drei Wagen eine Panne, die dann mit vereinten Kräften und mit dem bei solchen Gelegenheiten im Orient üblichen Geschrei behoben wurde. Wenn auch diese ewigen Unterbrechungen recht ärgerlich waren, so konnten wir doch nicht ernstlich darüber böse sein, weil sie uns Gelegenheit boten, der herrlichen Bergnatur die Aufmerksamkeit zuzuwenden, die sie verdiente. Wer je einmal von Kasr-i-Schirin über Sari-poul und Kerind gegangen oder gefahren ist, wird diese Reise nie mehr aus der Erinnerung verlieren. Dort verbindet sich die Öde und Trostlosigkeit der Wüste mit der stolzen Erhabenheit der Berge und die groben Felsblöcke und das verwitterte und zerfressene Felsengewirr würde leben und von Wind und Wetter, Sturm und Regen, Eis

und Schnee erzählen, wenn nicht der alles bedeckende, helle Flugsand sie zum Schweigen und zur Starrheit der Wüste verdammt. Kein Wild, keinen Vogel, keine Pflanze und keine Quelle entdeckt das Auge, nur in den wenigen Tälern, in denen sich die das Nomadenleben müde gewordenen Perser niedergelassen haben, wuchert kümmerliche Saat aus dem trockenen, sandigen Boden und murmelt ein Bächlein ein trauriges Lied und freut sich, wenn es zur Regen- oder Schneezeit wie ein wildgewordener Strom zu Tale schießen und die Menschen erschrecken kann! Aber diese erschrecken nicht. Was tut es denn, wenn die reißenden Gluten tatsächlich einmal die Hütte mit fortnehmen sollten? Sie ist nur aus Lehm oder aus rohen, aufeinandergeschichteten Steinen erbaut und kann jederzeit mit den gleichen Mitteln ohne großem Ausgaben wieder hergestellt werden. Und die Einrichtung? Die alte Strohmatte wird sich er setzen lassen! Und die Zeit? Zeit hat man in Persien immer, man ist doch Muselman!

Brücken über Felspalten, primitive Vorrichtungen, einen Straßenabrutsch zu verhindern, häufig auftretende Zollschranken machen den Eindruck, als bestünden sie seit Erschaffung der Welt. Die hohen Berge und die gähnenden Abgründe, die in ihrer Erhabenheit in unseren Alpen zum Beispiel so manchem kühnen Touristen das Herz frei machen, daß er hinausjauchzt in die stille Bergwelt, die verleiten dort gar nicht zum Jauchzen und Singen und man scheut sich, durch ein lautes Wort das Schweigen zu brechen, das wie über einem Friedhof über dieser Berglandschaft liegt. Und trotz dieses Schweigens, das die Seele bedrückt, ja vielleicht gerade dadurch, fühlt man so recht die Größe und die Gewalt der Natur und fühlt auch, daß die drei pusten- den und keuchenden Lastwagen, die uns vorwärtsbringen

sollen und es zuweilen auch tun, gar nicht in diesen Rahmen passen und die Stille geradezu entweihen.

Wir waren froh, als wir endlich Kermanschah erreichten.

Kermanschah ist eine Stadt mit etwa 80000 Einwohnern und hat wenig Sehenswürdigkeiten aufzuweisen. In einem der öffentlichen Speisehäuser versuchten wir, ein Abendessen zu bekommen. Ich hatte wohl schon dreimal bei dem Kellner bestellt und wurde einfach nicht bedient. Entrüstet rief ich ihn zum vierten Male.

„Hast du denn nicht gehört, daß ich schon wiederholt eine ‚Schurba‘ verlangt habe!“

„Hast du nicht gemerkt, Sahib, daß ich dir keine ‚Schurba‘ bringe?“ antwortete er lächelnd.

„Zum Teufel, natürlich habe ich das bemerkt!“ rief ich zornig. „Bringe sie schnell, sonst werde ich dir Beine machen!“

„In unserem Lokal kannst du nicht essen, Sahib“, sagte er nun ruhig.

„Warum nicht?“

„Weil du ein Ungläubiger bist. Du mußt in ein Hotel gehen!“

„Warum hast du mir das nicht gleich gesagt?“

„Ich wollte dich nicht beleidigen und dachte, daß du selbst darauf kommen würdest!“

Mußte ich mich von dem feinfühligem Kellner noch beschämen lassen! Aber, wer soll denn auch darauf kommen, daß wir keine Suppe bekommen würden! Ich hatte in der Türkei niemals ähnliche Erfahrungen gemacht, obwohl ich es doch auch mit Mohammedanern zu tun hatte. Aber Mustafa Kemal Pascha hat eben mit der Vertreibung des Kalifen aus Konstantinopel so manche grundlegende Änderung auch auf religiösem Gebiete geschaffen, und es kommt heutzutage dem in der Türkei reisenden Europäer gar nicht zum Bewußtsein, daß er vor einigen Jahrzehnten als

Christ noch vielen Gefahren ausgesetzt gewesen wäre. In Persien war man eben doch nicht oder noch nicht so weit, und die rotbärtigen, grünbeturbantenden Priester, mit denen ich mich nie habe anfreunden können, üben noch einen zu großen Einfluß auf die Bevölkerung aus und bedeuten heute noch das größte Hindernis für das Eindringen der europäischen Kultur, selbst wenn deren Sendboten die eigenen Landsleute sind. Ich habe gerade in dieser Beziehung so interessante Beobachtungen gemacht, daß ich es aufrichtig bedauere, in diesem Buche nicht Raum zu haben, auch darüber einiges zu berichten.

Tatsächlich erging es uns in drei weiteren Lokalen ähnlich, und erst in einem Hotel kamen wir für teureres Geld zu einem Abendessen. Es wäre selbstverständlich möglich gewesen, in unserem Hotel zu speisen, aber der Besitzer, ein Grieche, nahm so unverschämte Preise, daß wir es vorzogen, auswärts Umschau zu halten. Dies war aber schon am nächsten Tage nicht mehr notwendig, da uns der Gouverneur von Kermanschah, ein General, den wir auf Grund unseres Empfehlungsschreibens besuchten, als Gäste der Stadt erklärte und sofort den Bürgermeister und den Belledier beauftragte, für unsere Unterkunft und Verpflegung zu sorgen, solange wir uns in Kermanschah aufhalten wollten. Mir kam dieses weitgehende Entgegenkommen, wenn auch recht gelegen, so doch fast sonderbar vor und erst später, als ich erfuhr, daß der General mit dem Konsul in Mosul eng befreundet war, erkannte ich, daß der schützende Arm Seridos Sultanats — so hieß der Konsul — bis weit herein nach Persien reichte. Da wir nun schon ein Unterkommen selbst gefunden hatten, so schickte der Belledier lediglich einen Beamten zu unserem Hotel, der dem Griechen erklärte, daß für das, was wir verzehren

würden, die Stadt aufkomme. Selbstverständlich brauchten wir jetzt nicht mehr auswärts zu essen, aber wir trachteten dafür, sobald als möglich von Kermanschah fortzukommen, damit wir die Gastfreundschaft, die uns in so reichem Maße gewährt wurde, nicht ausnutzten. Wir besuchten deswegen den General wieder, um wegen der Weiterreise mit ihm zu sprechen.

„Gefällt es Ihnen denn nicht in Kermanschah,“ fragte er, „da Sie so drängen, wieder fortzukommen?“

„Wir wollen uns nirgends zu lange aufhalten, Herr General, in erster Linie aber hier nicht, da wir in so freundlicher Weise aufgenommen worden sind. Ich möchte nicht, daß wir der Stadt zu große Kosten verursachen!“

„Sie wollen uns doch nicht beleidigen, hoffe ich! Aber da Sie nun tatsächlich allen Ernstes fort wollen, so müssen wir zusehen, wie sich das am besten machen läßt!“

„Wenn ich einen Vorschlag machen dürfte, Herr General?“

„Bitte sehr!“

„Der Unruhen in Arabistan wegen wird zur Zeit doch ein reger Truppenverkehr gehen. Ich nehme an, daß deswegen auch mit der Hauptstadt ein ständiger und regelmäßiger Verkehr eingerichtet ist und daß wir also auf diese Weise mit irgendeinem Auto nach Teheran gelangen könnten!“

„Sie meinen also in Begleitung von Militär, wenn ich richtig verstanden habe?“

„Ja.“

„Das ist hier eben nicht so, meine Herren, wie bei Ihnen zu Hause. Der Unruhen in Arabistan wegen haben wir nach Teheran nicht einen Extraverkehr eingerichtet. Ich bekomme von dort nur meine Weisungen, nach denen ich mich zu richten habe. Wie Sie vielleicht gesehen haben werden, ist heute eine Division Freiwilliger nach dem

Süden abmarschiert. Diese wurde hier von uns zusammengestellt. Mit Teheran haben wir also nur schriftliche und telegraphische Verbindung. Wenn wir eine Bahnlinie hätten, wäre dies natürlich anders!"

"Und ich hatte gehofft, auf diese Weise schnell nach Teheran zu kommen!"

"Das wird sich auch so machen lassen!" sagte der General, indem er sich sinnend von seinem Schreibtische erhob. "Ich werde den Polizeichef rufen lassen."

Er begab sich in das Zimmer des Adjutanten und kam schon nach wenigen Minuten mit einem Offizier zurück, der sich als der Chef der Polizei vorstellte. Die beiden Herren besprachen nun unsere Angelegenheit und kamen zu dem Schlusse, daß wir schon am übernächsten Tage mit einem Personenauto nach Teheran fahren könnten. Und es war auch die höchste Zeit. Der unverschämte Grieche hatte, obwohl wir wirklich sehr mäßig lebten, für die wenigen Tage 17 Toman, also nahezu hundert Mark berechnet. Ich habe aber nicht versäumt, den Belledier auf die Unverschämtheit des Griechen aufmerksam zu machen und glaube kaum, daß ihm die Stadt das bezahlt hat, was er forderte.

Wenn wir auch am nächsten Tage wirklich mit einem Fordautomobil in Begleitung eines alten Araberschechs, eines Zollbeamten und des Besitzers des Autos Kermanschah in Richtung der Hauptstadt verließen und also Aussicht hatten, in wenigen Tagen in Teheran zu sein, so möchte ich doch den Tag nicht als Glückstag bezeichnen, da mein Gefährte nun zum dritten Male seine Brieftasche liegen ließ. Wir waren bereits sei zwei Stunden unterwegs, als Ernst den Verlust merkte.

"Franz, ich habe meine Brieftasche im Hotel liegen gelassen!" sagte er bestürzt.

„Wieder mit dem gesamten Inhalt?“

„Leider ja und mit meinen Papieren!“

„Und dein Reisepaß?“

„Den habe ich in meinem Reisebuch.“

„Also hier?“

„Ja.“

„Dann ist es ja gut!“

„Und das Geld?“

„Ist verloren! Versuche, ob du es wieder erlangen kannst! Wenn ja, sollte es mich freuen, aber ich glaube nicht, daß nun auch zum dritten Male dein Leichtsinns ungestraft bleibt!“

Ich war sehr verärgert über den Verlust und wer könnte das verübeln? Von diesem Moment ab nahm ich auch die Reisekasse vollkommen in Verwaltung, was meinem Freunde auch in der Ordnung erschien und sehr willkommen war, da er nun keinerlei Sorgen mehr hatte und ich mich um alles bekümmerte. Nach diesem Verlust setzten nun unter meiner Verwaltung einige knappe Tage ein, die aber schon in Samadan nicht mehr notwendig waren, da wir dort wieder Ersatz für das uns verlustig gegangene Geld fanden. Ich hatte, als wir in Samadan einfuhren, vor der großen, festungsartigen Kaserne ein Automobil stehen sehen und nahm an, da es Mittagszeit war, daß der Nachbar von Samadan, General Sahsolo-Khan-Aghveli, im Begriffe war, die Kaserne zu verlassen. Ich eilte deswegen, um den General noch anzutreffen und kam gerade noch zur rechten Zeit. Nachdem ich mich durch den Adjutanten hatte anmelden lassen, wurde ich auch sofort vorgelassen.

„Mi'danid farsi guftugu kunid?“ fragte die Exzellenz, indem sie mich durch eine Handbewegung zum Sitzen einlud.

„Nein, Herr General,“ antwortete ich auf englisch, „leider spreche ich noch sehr wenig Persisch! Aber ich

habe in Kermanschah erfahren, daß Herr General Englisch sprechen!"

„A little!“ antwortete er, aber es stellte sich bald heraus, daß er der englischen Sprache doch so mächtig war, daß die Unterhaltung flott vonstatten ging.

„Wo haben Sie denn Ihren Freund?“ fragte er nun, nachdem ich ihm Ernsts Mißgeschick erzählt hatte.

„Der wird gleich hier sein, Herr General! Ich habe, nachdem ich Ihr Auto schon abfahrtbereit vor der Kaserne stehen sah, meinen Gefährten allein lassen müssen, um noch rechtzeitig hierher zu kommen. Er ist zur Zeit leider wieder etwas kränklich und kommt nur langsam vorwärts!“

„Warten Sie einen Augenblick!“ sagte der General plötzlich, indem er seinem Adjutanten flingelte und diesem einen Auftrag gab, den ich nicht verstand. Kurz darauf trat ein Offizier ein, dem auf den Fersen mein Freund folgte, der eben angekommen war und nun vom Adjutanten in das Zimmer geleitet wurde. Nachdem der General mit dem Offizier einige Worte auf persisch gewechselt hatte, wandte sich letzterer an uns, und zwar zu unserer größten Überraschung in fließendem Deutsch.

„Der Herr General hat mich beauftragt, mich Ihrer anzunehmen, da ihm das Sprechen in der englischen Sprache doch mehr Schwierigkeiten macht, als es den Anschein hat. Sie werden also Ihre Wünsche mir vortragen und ich werde sie dem General übermitteln. Kommen Sie bitte heute nachmittag um 4 Uhr wieder hierher!“

„Aber wir müssen ja in einer Stunde schon weiterfahren. Das habe ich dem Herrn General schon gesagt“, erwiderte ich.

„Ich habe den Auftrag, Ihnen mitzuteilen, daß Sie die Nacht im Hotel ‚De France‘ verbringen sollen. Morgen können Sie dann Ihre Reise fortsetzen. Das ist in erster

Linie schon Ihres Gefährten wegen zu raten, der sich nicht ganz wohl befindet."

Ein Offizier geleitete uns beide dann ins Hotel „De France“, dessen Besitzer, ein Pole, uns sehr freundlich aufnahm, glänzend bewirtete und, als ich am nächsten Tage unsere Rechnung begleichen wollte, mitteilte, daß wir als Gäste des Generals hier gewohnt hätten. Oberstleutnant Noury, der uns, als wir ihn nachmittags besuchten, im Auftrage des Generals noch verschiedene wertvolle Ratschläge erteilte, war der Sohn eines im Kriege amtierenden persischen Ministers. Bei Kriegsausbruch befand sich Oberstleutnant Noury in Frankreich, welches Land er studienhalber bereist hatte. Er trat freiwillig in die französische Armee ein, nicht etwa aus Begeisterung für die „Große Nation“, sondern aus reiner Abenteuerlust und wurde schon in den ersten Tagen des Krieges an der Westfront gefangen. Auf Vorstellungen der persischen Regierung auf freien Fuß gesetzt, hielt er sich den ganzen Krieg über in Deutschland auf, und aus dem französischen Freiwilligen ist ein begeisterter Deutschenfreund geworden. Ich vergesse es nie, als er uns, glücklich, wieder Deutsche getroffen zu haben, in seinem Arbeitszimmer seine Lebensgeschichte erzählte. Beim General erhielten wir neben seiner Karte, auf der eine Empfehlung geschrieben war, einen Briefumschlag, in dem sich, als wir ihn später erbrachen, 50 Toman, also an die 250 Mark, befanden. Noch lieber aber als das Geld, war mir die Tatsache, daß wir uns diese lieben Menschen zu Freunden gemacht hatten.

„Mögen Sie in der ganzen Welt die gewünschte Sympathie finden und froh und gesund nach der lieben Heimat zurückkehren. Später denken Sie auch manchmal an Persien!“

Diese Worte hatte uns Oberstleutnant Moury beim Abschiede in unser Reisebuch geschrieben und wenn ich heute wieder in dieses, mir so wertvolle Büchlein schaue und diese Zeilen lese, bin ich in Gedanken in Samadan und erinnere mich an mein damals gegebenes Versprechen, das ich auch nach bestem Wissen und Können gehalten habe.

„Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, um Ihrem Vaterlande recht viele Freunde zu gewinnen!“

Als wir am nächsten Tage weiterfuhren, hatten wir einen Passagier mehr. Der Autobesitzer hatte uns ersucht, die Tochter des Polizeichefs in Kasvin nach dorthin mitfahren zu lassen, und wir willigten gerne ein, da das Auto unsererwegen auch einen ganzen Tag in Samadan hatte bleiben müssen. Freilich war der Platz recht knapp und die Fahrt beinahe kein Vergnügen mehr, obwohl die Gegend, die wir im Fluge durchheilten, reich an landschaftlichen Schönheiten war.

Es war bereits der 3. Dezember, und in der beträchtlichen Höhe, in welcher wir uns befanden, herrschte eine eisige Kälte, so daß ich an einer der einsam am Wege stehenden Teestuben halten ließ, um uns an dem angefachten Feuerchen die erstarrten Glieder etwas zu erwärmen. Außerdem ist der persische Tee auch in den schmierigsten Stuben in einer Weise zubereitet, daß er dem feinsten europäischen Hotel Ehre machen würde. Ja, ich behauptete sogar, daß man in keinem Hotel in Westeuropa den Tee in der Weise zu brauen versteht, wie in dem kleinsten persischen Tschahane.

Wir mochten etwa 20 Minuten in der Stütze gefessen haben, als wir wieder zum Auto zurückkehrten, um die Fahrt fortzusetzen. Schon nach den ersten Minuten fiel mir das veränderte Wesen des Chauffeurs auf, der nun auf einmal anfang, mit der neben ihm sitzenden Perserin zu

schäkern und dabei seine Aufgabe mehr und mehr vernachlässigte. Dabei holte er aus dem Motor heraus, was nur irgendwie möglich war, und wir schossen wie ein Pfeil durch die Ebene dahin und, wie ich mit Grauen bemerkte, auf einen Gebirgszug zu.

„Sieh zu, daß dein Chauffeur das Tempo vermindert!“ sagte ich zu dem Autobesitzer, der neben mir in den Polstern saß. „Wir erleben sonst heute noch etwas!“

„Warum?“ fragte der.

„Siehst du denn nicht, daß der Motor beinahe glüht und daß der Führer die ganze Straße braucht, die hier, weiß Gott, breit genug ist?“

Es war ein Glück zu nennen, daß der Mann Türkisch sprach. Ich hätte mich sonst nicht mit ihm unterhalten können.

„Willst du nun endlich dem Führer Bescheid sagen!“ brüllte ich ihm ins Ohr, als er zögerte, meiner Aufforderung nachzukommen.

„Du hast recht, Effendim, das gibt noch ein Unglück, Allah beschirme uns!“ sagte nun auch der alte Araberschech, der sich sonst mit keinem Worte an der Unterhaltung beteiligte. „Ich war nicht mit euch in dem Tschaihane und habe gesehen, daß der Chauffeur mit dieser ‚gurbä‘ eine Flasche Raki ausgetrunken hat!“

Dachte ich es mir doch! Es war unmöglich, daß ein Mann, der bei klarem Verstande war, durch diese sinnlose Raserei das Leben von sechs Mitmenschen aufs Spiel setzte. Mit „gurbä“, was soviel wie Raze bedeutet, bezeichnete der alte Schech das Mädchen, dem er schon seit Samadan aus einem mir unbekanntem Grunde die größte Antipathie entgegenbrachte. Und wir sollten auch gleich bemerken, daß der Wagenführer wirklich zuviel getrunken hatte. Der Autobesitzer bemühte sich vergebens, ihn zur Vernunft zu

bringen. Durch jeden Warnungsruf unsererseits und durch die Ermunterungen des neben ihm sitzenden, ebenfalls betrunkenen Mädchens wurde er immer noch tollkühner. Er herzte und küßte es, ließ für Augenblicke, um mit seinem Können zu prahlen, das Steuer des in schwindelndem Tempo dahinrasenden Automobils los und verlachte unsere Einsprüche. Der Gebirgszug rückte immer näher, die Straße wurde enger und hatte den Anschein, als wenn sie zu einem Passe werden würde, der über die plötzlich ansteigenden Berge führte. Wir erwarteten jeden Augenblick die Katastrophe.

„Sollen wir hier wirklich untätig zusehen, Franz, wie uns der Kerl zum Teufel fährt!“ rief mir Ernst zu, indem er aufstand, um die Straße besser beobachten zu können. Ich verstand seine Worte kaum im Geratter des Motors.

„Verstehst du denn zu fahren, Ernst?“ rief ich ihm ebenso laut zu.

„Ich glaube fahren zu können, allerdings nicht in diesem Tempo!“

„Das wäre auch nicht notwendig. Kannst du in erster Linie sofort den Motor abstellen?“

„Ja, das kann ich!“

„Paß auf! Dann ziehst du diese schwarzhaarige Hexe zu uns herein und setzt dich neben den Führer. Ich lasse dir einige Augenblicke Zeit, dich zu sammeln, fasse dann von hinten den Chauffeur an der Kehle und ziehe ihn ebenfalls zu mir herein, damit du vorne ganz ungestört bist. Die Hauptsache ist, daß du augenblicklich die Schnelligkeit verminderst und den Wagen erst einmal zum Halten bringst!“

Wir hatten alles gesprochen, in fiebernder Hast, um keine Sekunde unnütz verstreichen zu lassen, und Ernst schickte sich eben an, das Mädchen unter den Armen zu

fassen, um sie nach hinten zu ziehen, als der Chauffeur das gewahr wurde und seine ganze Aufmerksamkeit seiner Zechkumpanin zuwandte, so daß wir um ein Haar in den Straßengraben gestürzt wären.

„Ernst, laß sie los!“ rief ich schnell meinem Gefährten zu. „Unser Plan ist nicht auszuführen. Der Kerl fängt hier zu toben an, läßt den Wagen laufen und wir verunglücken schon in der nächsten Sekunde!“

„Aber so wird es auch nicht mehr lange dauern!“ gab Ernst zurück.

„Wir haben wenigstens noch die Hoffnung, daß er trotz seines Rausches ein Unglück vermeiden kann!“

Allerdings sah es gar nicht so aus, als wenn wir dieser uns drohenden Gefahr entgehen sollten. Der Besitzer des Autos, der jeden Einfluß auf seinen Chauffeur verloren hatte, saß gelangweilt in einer Ecke des Wagens und blickte stumpfsinnig vor sich hin. Es stand ja alles im Buche des Lebens verzeichnet. Also würden wir auf jeden Fall verunglücken, auch wenn der Führer nicht betrunken wäre, wenn es Allah so bestimmt hätte. Der alte Araberschech tat mir leid. Er saß bleich und zitternd in der anderen Ecke und rief ununterbrochen die hundert Namen Allahs: Oh, du Allerbarmer, oh, du Allbarmherziger, Allah il Allah! Ich hatte mehr Zorn wie Angst und zerbrach mir den Kopf, wie es möglich wäre, das Auto zum Halten zu bringen.

Und wie sah die Gegend aus? Wir hatten bereits die Ebene verlassen und waren in das Gebirge eingedrungen. Unter anderen Umständen hätte ich mich gefreut über den gewaltigen Anblick, den die Felsmassen boten, die sich an der linken Straßenseite himmelhoch emportürmten, und mit wohligem Gruseln hätte ich in die gähnenden Abgründe hinuntergeschaut, die sich zur rechten Straßenseite aufstauten

und von denen uns kein Geländer und keine schützende Mauer trennte. Außerdem fiel der Weg jetzt ab, und trotz der engen Straßen hatten wir unser Tempo kaum merklich vermindert. Diese Gebirgslandschaft, durch die sich die enge Straße nun Bahn brach, bot einen imposanten Anblick, für den mir aber in dem gefährlich rasenden Automobil der Sinn fehlte. An einer Kurve kam uns nun plötzlich ein Lastwagen entgegen und nun mußte die Katastrophe kommen. Mit einem leisen Stoßgebet auf den Lippen sank ich erschöpft auf die Polster zurück und verhielt mir das Gesicht mit beiden Händen. Hier, zwischen Samadan und Kasvin, sollten wir also unsere Reise beenden!

Ich fühlte eine Hand, die sich auf meine Schulter legte, und merkte, daß diese Hand zitterte. Es war Ernst. Er dachte wohl auch diesen Moment, Abschied nehmen zu müssen. Abschied von der schönen Welt, Abschied von all seinen Lieben, die sich so sehr auf seine Rückkehr freuten.

Und die Katastrophe kam — nicht. Durch eine rasche Wendung nach rechts und dann gleich wieder nach links hatte es der Betrunkene im letzten Augenblick verstanden, dem anderen Wagen die Straße freizugeben, wenn wir auch um ein Haar in den gähnenden Abgrund gestürzt wären. Wie ein Wunder war diese Gefahr überwunden. Ich hörte eben noch den Schreckensruf des alten Arabers, als ich mit großer Gewalt an die Holzleisten der primitiven Wagenbedachung geschleudert wurde und gleich wieder mit blutüberströmten Gesicht auf die Polster zu sitzen kam. Wir mußten über einen Stein gefahren sein, was die jähe Erschütterung zur Folge hatte. Der Chauffeur, der sich bei dem Aufschrei des Arabers schnell umgedreht hatte, schien doch beim Anblick des Blutes, mit dem mein Gesicht bedeckt war, zur Besinnung zu kommen, denn, am Fuße des

Berges angelangt, stoppte er tatsächlich den Wagen. An einem Bächlein wuschte ich mir das Blut aus dem Gesichte. Ich hatte eine Schramme an der Stirne und an der Oberlippe, doch ließ das reichlich fließende Blut die Sache gefährlicher erscheinen, als sie war. Ich sah ein, daß es zwecklos war, gegen den Chauffeur vorzugehen, da er seiner Sinne noch nicht mächtig war und sich kaum auf den Beinen halten konnte. Wir waren auf einer unendlich weiten Landstraße, weit und breit keine menschliche Behausung und standen ratlos. Im Freien zu übernachten erschien bei der herrschenden eisigen Kälte ausgeschlossen. Andererseits wollte ich dem Drängen des Autobesitzers und des Zollbeamten nicht nachgeben, die auf einer sofortigen Weiterreise bestanden. Der Araberschech, froh, den Gebirgszug lebend überwunden zu haben, enthielt sich der Stimme.

„Wir können hier nicht bleiben, Sahib,“ sagte der Perser, fast bittend, „schon wegen der ‚duchtär‘ nicht. Wir erfrieren in der Nacht!“

Gerade der Perserin würde es nicht schaden, wenn sie zur Strafe etwas frieren müßte, dachte ich bei mir, aber da wir selbst darunter zu leiden hatten, antwortete ich:

„Wenn ich die Gewähr hätte, daß wir nun langsam fahren und daß der Chauffeur mehr auf unsere Sicherheit bedacht ist, dann wäre ich mit einer Weiterfahrt einverstanden.“

„Das verspreche ich dir, Sahib! Wir werden ihm am Bache etwas den Kopf kühlen und er wird langsam fahren!“

„Das Mädchen, das ihn noch toller macht, als der Kafi, kommt in unsere Mitte!“

„Gut, ich selbst werde mich neben den Chauffeur setzen!“ beteuerte er.

„Ich will die Schlange nicht neben mir haben!“ sagte nun der alte Schech. „Steckt sie hin, wo Ihr wollt, aber nicht in meine Nähe!“

„Sie wird dich nicht belästigen, Schech!“ tröstete ich ihn. „Wir wollen sie nur aus der Nähe des Chauffeurs bringen, da beide noch betrunken sind!“

Damit gab er sich zufrieden. Es war Abend geworden, und bei dem Scheine der elektrischen Lampen des Kraftwagens fuhren wir langsam weiter. Die ersten Minuten schien es, als ob der Führer wirklich zur Vernunft gekommen wäre; als er aber merkte, daß man das Mädchen entfernt hatte, schimpfte und wetterte er in erster Linie auf uns beide und um sein Mütchen zu fühlen, gab er seinem Motor wieder Vollgas, so daß der Wagen trotz der herrschenden Dunkelheit, die den Weg schlecht erkennen ließ, wie ein Pfeil von dannen schoß.

Der Chauffeur fuhr trotz unseres Protestes, wie es ihm beliebte, und dem Besitzer des Kraftwagens fiel es gar nicht ein, dagegen Einspruch zu erheben. Auf diese Weise waren wir wieder in das Tempo gekommen, das uns vor einer Stunde beinahe zum Verhängnis geworden wäre und das auch jetzt noch, trotz der ebenen Straße, eine große Gefahr für unsere Sicherheit bedeutete. Da tauchten endlich vor uns die Umrisse einiger Häuser auf, und ein Lichtschein, der aus einer offenstehenden Türe fiel, mußte wohl den Chauffeur geblendet haben, da er plötzlich in den linken Straßengraben fuhr, in dessen Schmutz und Schlamm das Auto steckenblieb. Wir waren mit dem bloßen Schrecken davongekommen.

„Das hast du nun mit deinem besoffenen Kumpan! Sieh zu, wie du das Auto wieder flott bekommst!“

„Hast du irgendeinen Schaden gelitten?“ fragte der Perser scharf, als er sah, daß wir alle heil vor ihm standen.

„Nein. Aber das ist nicht etwa der Geschicklichkeit deines Chauffeurs zu verdanken, sondern dem maßlosen Glück, das wir bei allem Pech noch haben. Daß ihr beide euch schwer strafbar gemacht habt, wird dir wohl bekannt sein!“

„Was weißt du von unseren Gesetzen!“ sagte er zornig.

„Ich weiß so viel, daß es mir genügt, euch beide in Teheran der Polizei zu übergeben. Du weißt, daß sich ein Chauffeur in Ausübung seines Dienstes nicht zu betrinken hat. Du hast das geduldet und hast sogar veranlaßt, daß dieser Betrunkene in seinem Zustande noch weitergefahren ist!“

„Sieh erst einmal zu, daß du gesund nach Teheran kommst, bevor du uns anzeigen willst!“

„Dafür kann ich dir jetzt schon garantieren, daß wir gesund dahin kommen, denn ab morgen werde ich bestimmen, wie schnell das Auto zu fahren hat!“

Mit Hilfe der Dorfbewohner war das Automobil wieder auf die Straße gehoben worden, wofür der Perser natürlich zu zahlen hatte. Er kam deswegen zu uns, um Geld zu fordern.

„Es geht mich nichts an, was du zu zahlen hast!“ sagte ich in ruhigem Tone. Ich hatte es mir mit Ernst zusammen an einem Feuer in irgendeiner Hütte bequem gemacht, während sich die anderen um das Auto bemühten.

„Du kannst nicht verlangen, daß ich allein die Leute bezahle, die uns behilflich waren!“

„Was hast du ihnen gegeben?“

„Jedem Mann fünf Kran!“

„Das wäre nicht zuviel dafür, daß sie für dich in dieser eisigen Kälte im Wasser gestanden haben. Aber ich glaube nicht, daß du fünf Kran gegeben hast. Ich werde die Leute fragen!“

„Ich habe noch nicht bezahlt,“ fiel er schnell ein, „ich will die Leute erst ablohnen!“

„Ich werde trotzdem fragen!“

Bei dem erstbesten der Dorfbewohner, die um das bereits wieder reisefertige Fahrzeug standen, erfuhr ich, daß der Perser ihnen für die Silfeleistung tatsächlich nur einen Kran gegeben hatte. Aber die genügsamen Leute hatten sich mit dieser geradezu lächerlichen Bezahlung zufrieden gegeben.

„Du hast deine Helfer so schlecht bezahlt, daß ich dir keinen Schahi dazu geben werde!“

„Dann macht Euch fertig,“ sagte er, „wir fahren weiter!“

„Wird nicht gut gehen!“

„Warum nicht?“

„Weil wir hier bleiben!“

„Wie lange wollt Ihr noch hier bleiben?“

„Die Nacht über und nicht nur wir, auch Ihr werdet Euch dazu bequemen müssen!“

„Das fällt mir gar nicht ein!“ schrie mich der Perser an.

„Das wird dir schon einfallen müssen!“

„Die Mehrzahl der Passagiere will aber, daß wir weiterfahren!“

„Und wenn sie alle es wollten, so bleiben wir doch hier!“ antwortete ich bestimmt. „Im übrigen ist sowohl der Schech, als auch mein Freund dafür, daß wir die Nacht über hierbleiben. Also kannst du nicht von einer Mehrzahl der Passagiere sprechen!“

„Ihr seid zu dreien. Wir vier anderen verlangen aber, daß es weitergeht!“

„Ich sehe keine vier anderen!“ erwiderte ich ruhig. „Du rechnest wohl den Chauffeur auch mit? Der und das Mädchen haben hier nicht mitzustimmen!“

„Zum Teufel!“ fluchte der Perser, nun ernstlich zornig. „Ich bin aber der Besitzer des Automobils und bestimme, daß weitergefahren wird!“

„Und ich sage dir nochmals, daß wir dableiben!“ sagte nun auch ich mit erhobener Stimme.

„Also los, einsteigen. Wenn Ihr nicht sofort einsteigt, fahren wir ohne Euch ab!“

Der Araberschech, der fürchtete, nicht mehr mitzukommen, folgte der Aufforderung, nur Ernst blieb neben mir stehen, weil er wußte, daß ich unseren Willen durchsetzen würde. Langsam zog ich meine kleine Pistole aus der Tasche. Nun holte der Perser unsere Rucksäcke aus dem Wageninnern und legte sie neben dem Auto auf den Boden, ihnen folgte meine Geige, dann sprang der Motor an, und der Wagen setzte sich langsam in Bewegung. Der höhnische Blick, den uns der Perser zuwarf, sollte sich aber sofort in eine erschreckte Grimasse verwandeln. Als der Wagen langsam an mir vorüber rollte, machte ich durch drei kurz aufeinanderfolgende Schüsse den Luftschlauch des rechten Hinterrades defekt, so daß sofort an drei Stellen die Luft entwich und an ein Weiterfahren nicht mehr zu denken war. Wütend sprang der Perser aus dem Wagen und drang auf mich ein.

„Was hast du getan, säg!“ herrscht er mich an. (Säg – Sund.)

„Ich rate dir, deine Zunge zu wahren, sonst könntest du am Ende noch die schlimmsten Erfahrungen mit uns machen!“

„Du hast den Luftschlauch unbrauchbar gemacht!“

„Ich weiß es! Ich habe dir doch gesagt, daß wir hierbleiben. Du hast es nicht glauben wollen!“

„Du wirst mir einen Schlauch bezahlen!“

„Das werde ich nicht, aber du wirst mir die drei Patronen ersetzen!“

Nun kam der Chauffeur, der sich den Schaden betrachtet hatte, taumelnd mit erhobenem Arme auf uns zu. Er war noch immer betrunken. Als ich ihm mit meinem Stocke

drohte, blieb er stehen und sah sich nach einer Waffe um. Eine am Boden liegende Schaufel, die einem der uns umstehenden Dorfbewohner gehörte, schien ihm als solche geeignet, und er bückte sich, um sie aufzuheben. Diesen Moment benutzend, versetzte ich ihm einen Tritt in die Seite, so daß er in den Straßengraben taumelte und dadurch Gelegenheit bekam, ein allerdings unfreiwilliges Bad zu nehmen. Das kalte Wasser tat das übrige zu seiner Ernüchterung und nachdem ihn die lachenden Bauern aus dem Graben gezerrt hatten, schlich er in weitem Bogen an uns vorüber in eine der Hütten, wo er sich am wärmenden Feuer niederkauerte. Da nun auch der Scheck entschlossen auf unsere Seite trat, so zog es der Perser vor, nicht weiter zu verhandeln, und wir richteten uns in einer Hütte zur Nachtruhe ein, deren Besitzer ich für das Abtreten des Raumes entschädigte. Gegen Mittag des folgenden Tages erreichten wir dann endlich und diesmal ohne Sährnisse die Hauptstadt Persiens, Teheran.

Teheran ist eine Stadt mit etwa 220 000 Einwohnern. Wenn man auch bemüht ist, aus Teheran mit Gewalt eine Großstadt nach europäischem Muster zu machen, so fehlt es doch noch bis zur Erreichung dieses Zieles himmelweit. In keiner anderen Stadt haben wir so interessante Bekanntschaften gemacht, als gerade in der Hauptstadt des Landes der aufgehenden Sonne. Eine dieser Bekanntschaften, die uns bis hinein nach Indien von großem Vorteil war, war die des bekannten persischen Dichters und Philosophen Nocheros Sultanat. Das Gedicht, das mir dieser Weise in mein Buch geschrieben hat, hat später in persischen Kreisen, besonders in Isfahan, Schiras und Buschehr, das lebhafteste Interesse wachgerufen, und auf Grund der Bekanntschaft dieses Mannes hat sich uns so

manche Tür geöffnet, die uns sonst für immer verschlossen geblieben wäre. Im Klub der Jungperser erfuhr ich alles, was ich von der persischen Politik zu wissen wünschte und ich habe nirgends meinen politischen Horizont mehr erweitern können, als gerade in Teheran.

General Morte-sa-Khan

Es war ein Glück zu nennen, daß die frühere deutsche Schule in Teheran so emsig gearbeitet hatte. Wir befanden uns kaum sieben Tage in Persien, als wir dank des Entgegenkommens des Generals in Kermanschah mit dem Automobil die Hauptstadt erreichten. Da wir natürlich der persischen Sprache noch nicht mächtig waren, begrüßten wir es doppelt, daß ein großer Teil der Intelligenz in Teheran Deutsch sprach, was auf dem Besuch der deutschen Schule zurückzuführen war. Schon am zweiten Tage unseres Aufenthaltes besuchten wir auf Anraten des Generals Sahsolo-Khan-Aghveli, der uns in Samadan so viel Gutes getan hatte, die Municipalité, in der damals ein General Morte-sa-Khan residierte. Persien stand und steht heute noch im Zeichen einer Militärdiktatur, und aus diesem Grunde war in jeder Stadt ein Militär die tonangebende Persönlichkeit. Wenn es uns gelang, ähnlich wie in der Türkei, vom Kriegsministerium oder gar von Morte-sa-Khan persönlich ein Empfehlungsschreiben zu bekommen, so durften wir auch der Reise durch das unwirtliche Persien ruhig entgegensehen. Aber man stellte uns in dem prächtigen Wartesaal auf eine harte Geduldsprobe. Seit drei Stunden warteten wir bereits, und mehr als zehnmal hatten wir schon gebeten, empfangen zu werden. Aber

alles schien vergeblich. Ich glaubte nicht, daß unsere Bitte überhaupt bis zum General durchdrang, sondern in irgend-einem Arbeitszimmer von untergeordneten Stellen erledigt wurde, da wir immer denselben Bescheid erhielten, daß der General nicht empfangen würde. Wenn ich nicht zähe gewesen wäre, mehr noch, als ich selbst mir zugetraut, hätten wir diesen General wohl nie im Leben gesehen. Da trat plötzlich ein Offizier zu uns heran, der zu unserer großen Freude deutsch sprach.

„Ich bin Oberleutnant Ali Mehmed Mohammed vom Kriegsministerium!“ stellte er sich vor. „Ich habe erfahren, daß Sie Deutsche sind und schon lange vergeblich warten, vorgelassen zu werden!“

„Leider,“ sagte ich, nachdem auch wir uns vorgestellt hatten, „ich glaube nicht, daß man dem General schon ein Wort von uns gesagt hat!“

„Was wollen Sie von ihm, meine Herren?“

„Wir sind vom General Sahsolo-Khan-Aghveli in Samadan an General Morte-sa-Khan empfohlen und legen großen Wert darauf, empfangen zu werden. Vielleicht können Sie uns dabei behilflich sein, Herr Oberleutnant!“

„Das wird schwerlich gehen! Der General ist zur Zeit Militärgouverneur von Teheran und ist so mit Arbeit überhäuft, daß er jede unliebsame Störung übelnehmen würde!“

„Das ist alles schön und gut, Herr Oberleutnant! Aber vorläufig wissen wir ja noch gar nicht, ob die Störung durch uns eine unliebsame ist. Versuchen Sie, zu dem General persönlich vorzukommen! Das wird Ihnen nicht so schwer fallen, wie es uns gemacht wird!“

„Und was soll ich dann?“

„Sie nehmen erstens die Karte des Generals aus Samadan mit, dann unsere Karte und tragen dem General unsere

Bitte vor. Vergessen Sie aber nicht, zu sagen, daß wir bereits seit drei Stunden vergeblich hier warten!"

"Nun, ich werde es versuchen, auch auf die Gefahr hin, daß ich mir die Ungnade des Generals zuziehe!"

"Das werden Sie sich nicht, bestimmt nicht!"

Und schon war der Offizier hinter den schweren samtenen Vorhängen, die das Arbeitszimmer des Gewaltigen von Teheran von der Außenwelt abschlossen, verschwunden.

"Ob er wohl etwas erreichen wird, Franz?" fragte Ernst leise.

"Abwarten!" antwortete ich ebenfalls im Flüstertone.

Es war ein wichtiger Schritt, den wir vorhatten. Die Freundschaft, das Wohlwollen des Generals konnte uns von unschätzbarem Nutzen sein. Und wieder dachte ich, wie immer in solchen Fällen, an meine Mutter, die Tag für Tag in der lieben Heimat für uns betete. Ob wir auch heute wieder den Beweis erfahren würden, daß uns wirklich ein guter Engel begleitete? Schon nach wenigen Minuten kam der Offizier mit strahlendem Gesicht wieder in das Wartezimmer.

"Sie werden sofort vorgelassen, meine Herren! Der General ist in der besten Laune und freut sich, etwas aus Deutschland zu hören! Allerdings spricht er nicht Deutsch!"

"Spricht er Englisch!"

"Ja, ich glaube!"

"Nun, dann ist es ja gut! Herr Oberleutnant, wir sind Ihnen zu großem Danke verpflichtet und würden uns freuen, wenn wir Sie wieder sehen würden!"

"Das läßt sich leicht möglich machen! Besuchen Sie mich im Kriegsministerium und fragen Sie nach dem Adjutanten der Zentraldivision, Oberleutnant Ali Mehmed Mohammed!"

Er hatte Eile und verabschiedete sich deswegen schnell von uns. Auch wir hätten nicht mehr länger Zeit zur Unterhaltung gehabt, denn schon nach wenigen Minuten wurden wir zum General gebeten. Es war kein übermäßig großer und ein fast leerer Raum, den wir betraten. Der Fußboden und die Wände waren mit herrlichen Persern belegt, an den Wänden entlang standen einige Stühle, welche gepolstert und mit rotem Damast überzogen waren. Alles atmete Vornehmheit und Reichtum. In einer Ecke des Zimmers stand ein großer, eleganter Schreibtisch, der mit Schriftstücken besät war und hinter welchem General Morte-sa-Khan saß, der sich bei unserem Eintritt erhob, uns freundlich die Hand reichte und zum Sitzen einlud. Daß sofort nach unserem Eintreten Tee serviert wurde, ließ mich hoffen, daß der General nicht schon nach wenigen Augenblicken die Audienz beenden würde.

Der Militärgouverneur von Teheran, General Morte-sa-Khan, war ein Mann von etwa 32–35 Jahren, von mittelgroßer Gestalt und einem scharf geschnittenen Gesicht, aus dem eine Fülle von Energie bligte. Das Auge blickte frei und stolz, aber nicht etwa hochmütig. Ich liebte sie so sehr, diese Männer, die ich schon in der Türkei kennengelernt hatte, diese Volksführer, die allmählich begannen, fremdes Joch abzuschüttein, die sich ihrer eigenen Kraft bewußt wurden und die diese Lebenslust und den Lebenswillen der ganzen Nation in ihrem Auge zum Ausdruck brachten. General Morte-sa-Khan war ein Gentleman, wie ich selten einen gefunden habe, und die feine, vornehme Art, mit der er sich unsere Herzen im Sturm eroberte, ist die Art Tausender dieser Perser.

Die Audienz dauerte beinahe eine Stunde und wir wurden erst entlassen, nachdem wir genauestens die Verhältnisse

in Deutschland geschildert, nachdem wir ausführlich von unserer Reise und den dabei gemachten Erfahrungen erzählt hatten. Daß er sich in erster Linie auch für die Türkei interessierte, war nur zu verständlich, denn die Türkei ist ja in gewisser Beziehung das Vorbild, dem Persien getreulich nachstrebt, um zur Freiheit und Selbständigkeit zu gelangen. Als uns der General beim Abschiede die Hand drückte, geschah das in kräftiger, freundschaftlicher Weise, und ich wußte sofort, daß wir unser Ziel erreicht hatten. Schon nach wenigen Tagen wurde uns das erwünschte Empfehlungsschreiben an alle persischen Behörden zugeschickt, das ich heute noch als besonders wertvolles Andenken an meine Reise durch Persien aufbewahre und das uns so unendlich wertvolle Dienste geleistet hat. Aber nicht genug damit. Wir wurden auch an die Zentraldivision im Kriegsministerium empfohlen, wo wir den freundlichen Oberleutnant wieder trafen, der uns am heiligen Abend, an dem wir ihn zu uns eingeladen hatten, das Geschenk des Generals und der Zentraldivision überbrachte, eine Summe von nahezu 300 Toman, also von etwa 1500 Mark.

Die geradezu fürstlichen Geldspenden ermöglichten uns einen längeren Aufenthalt in Teheran, der nach den vielen Anstrengungen und Entbehrungen allerdings auch sehr notwendig war. Besonders Ernst konnte sich noch immer nicht von der in der Türkei erlittenen Malaria erholen und war fast immer fränklich. Ich fürchtete schon, daß eine Weiterreise mit ihm gar nicht mehr möglich sein würde. Da wir uns aber volle drei Wochen in Teheran aufhielten und auch ein recht nettes Zimmerchen gemietet hatten, so bedeutete diese Reiseunterbrechung eine wirkliche Erholung, die uns sehr zugute kam. Als der Christabend herannahte,

beschlossen wir, in unserer kleinen Wohnung echt deutsche Weihnachten zu veranstalten und die uns befreundeten Perser dazu einzuladen. Stundenweit irrte ich in der Umgebung Teherans herum, um endlich nach langem Suchen ein Bäumchen aufzutreiben, das wir, wenn es auch keine Tanne war, doch als Christbäumchen verwenden konnten. Am liebsten möchte ich ja die ganzen Vorbereitungen zu diesem Weihnachtsfeste erzählen, da sie uns so unendlich viel Freude machten. Aber das würde zu weit führen. Doktor Korthé-Korthing, von dem ich noch erzählen werde, leistete uns dabei bereitwilligst Hilfe.

Mit der deutschen und der persischen Glagge schmückten wir unser Heim. Außerdem hatte ich in Teheran die Bilder der deutschen Seerführer gekauft, die in Deutschland nicht mehr oder selten, in Teheran aber in jedem Geschäft erhältlich waren und sorgte auf diese Weise für Wandschmuck. Wir wollten den Persern für alle uns erwiesenen Wohltaten einen Abend bereiten, den sie nicht vergessen sollten, und haben neben Bier und Wein eine Unmenge der herrlichsten Leckerbissen eingekauft, die wir in den Geschäften bekommen konnten.

Und als der Abend des 24. Dezember angebrochen war und unser kleines Zimmerchen sich mit Gästen füllte, als der Weihnachtsbaum im Lichterglanze erstrahlte und ich auf meiner Geige das schöne Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ spielte, da dachte ich zurück an die Heimat, an meine Lieben, die wohl auch unter dem Lichterbaume standen, dachte zurück an meine liebe Mutter, die wohl augenblicklich meiner gedachte und vielleicht bittere Tränen weinte, weil sie mich irgendwo in der Wildnis vermutete. Und ich ruhte nicht eher, bis Dr. Korthé einen Photographen herbeiholte, der unsere gedeckte Weihnachtstafel

und unsere glückliche Tischrunde für immer festhielt, so daß ich schon nach wenigen Tagen meiner lieben Mutter ein Bild senden konnte, das ihr beweisen sollte, daß auch ich ein glückliches und frohes Weihnachten verlebt hatte.

Unsere Gäste sprachen alle deutsch und so war es möglich, an diesem Abend eine rein deutsche Unterhaltung zu führen. Wir blieben bis 3 Uhr morgens beisammen, und der Abend verlief in wirklich harmonischer Weise, so daß alle uns versicherten, niemals einen ähnlichen Abend verlebt zu haben. Besonderes Verdienst gebührte auch unserem Freunde Korthé, der sich als ein Gesellschafter erster Klasse entpuppte und bewies, daß er eine gute Dosis Mutterwitz als Erbteil mit auf die Welt bekommen hatte. Doch der feierlichste Moment war, als ich nach dem Weihnachtslied unsere Gäste mit kurzen Worten begrüßte.

„Wenn am heutigen Abend unsere Gedanken in der fernen Heimat weilen, bei unseren Lieben, die gleich uns unter dem Weihnachtsbaume stehen und vielleicht gerade augenblicklich unser gedenken, dann wollen wir uns freuen, daß es auch uns möglich ist, in gleicher Weise dieses deutsche Fest zu feiern. Und im Angesicht der persischen und deutschen Flagge wollen wir wünschen, daß sich die beiden Völker in aufbauender Arbeit, in Freundschaft finden mögen, wie wir zu Freunden geworden sind. Und nicht zuletzt wollen wir des Mannes gedenken, der den heutigen Abend möglich gemacht! General Morte-sa-Khan und das so gastliche Persien und die vielen, edlen Menschen, die uns in diesem Lande Freunde geworden sind, sie alle werden ewig in unserer Erinnerung bleiben, und kein Weihnachten wird vergehen, ohne daß wir zurückdenken werden an all das, was uns in dem Lande der aufgehenden Sonne lieb und teuer war!“

Wir beide hatten wirklich allen Grund, den Persern dankbar zu sein, und wie freute ich mich, als meine Worte den Oberleutnant Ali Mehmed Mohammed veranlaßten, nun auch seinerseits eine kleine Rede vom Stapel zu lassen. Wenn er auch ziemlich gut Deutsch sprach, so reichten seine deutschen Kenntnisse doch nicht ganz zu einer Ansprache, und deswegen war die Mühe, die er sich gab, um so höher einzuschätzen.

„Ich spreche hier in diese Zimmer für allen Perser und bitte zu entschuldigen, wenn ich nicht sehr gut sprechen kann. Wir sind sehr froh, daß wir hier gekommen sind und wir werden nicht vergessen die Worten von unsere deutsche Freund! Wir werden alle Leute erzählen, daß Sie sehr gut von unsere Persien gesprochen und wir werden helfen, die Freundschaft zu machen für diese zwei Länder! Ich bitte auch zu rufen, das Deutschland lebe hoch!“

Es dauerte ziemlich lange, bis er seine Rede beendet hatte, aber dafür war auch der Beifall ein geradezu stürmischer. Ich konnte nicht anders, ich mußte dem lieben Ali Mehmed um den Hals fallen und ewig klingen die Worte mir im Ohre: „Wir werden helfen die Freundschaft zu machen für diese zwei Länder!“ Und dies war auch unser oberster Grundsatz während der ganzen Reise.

... um deutschen Geist ins fremde Land zu tragen,
Auf daß die Heimat wieder mächtig werde!

Doktor Korthe-Korthing

Durch die Alla-Dowlee, die sich vom Kanonenplatz, dem Hauptplazze Teherans, herunter zur deutschen und englischen Gesandtschaft zieht, schritt ein Mann, der allenthalben, sogar bei den phlegmatischen Persern, durch

seinen sonderbaren Aufzug Aufsehen erregte. Er war groß und schlank und hatte einen sicheren, selbstbewußten Gang, der eigentlich gar nicht zu seiner Kleidung passen wollte. Diese Kleidung bestand aus einer enganliegenden Hose von gelbem Stoffe und einem dunklen, schäbigen Rocke, der viel zu kurz und an verschiedenen Stellen zerrissen war. Die langen Beine steckten in Wadenstrümpfen, die mit Nadeln an der Hose in Höhe des Oberschenkels festgeheftet waren. Die Fußbekleidung erinnerte an die eines Walzbruders, der wochenlange Touren hinter sich hat. Um die Mitte hatte er einen dünnen Riemen, an dem ein Philosophenring herunterbaumelte, und sein bis auf die Schultern herabwallendes Lockenhaar war mit einem kleinen, schwarzen Hütlein mit schmaler Krempe bedeckt. Seine Augen hatten einen milden Ausdruck, und sein gepflegter, schöner Vollbart machten die Ähnlichkeit mit dem so bekannten Christuskopf geradezu verblüffend. Das Alter des Mannes war sehr schwer zu bestimmen.

Das also war der weniger berühmte als berühmte Dr. Korthé-Korthing, vor dem uns der deutsche Gesandtschaftsarzt Dr. Göring gewarnt hatte; das also war der Mann, den die deutsche Gesandtschaft gerne über alle Berge gewußt hätte. Sätte ich nie von dem Manne etwas gehört, wäre er mir vielleicht gleichgültig geblieben.

Ernst hatte den Doktor zuerst bemerkt und mich darauf aufmerksam gemacht. Die günstige Gelegenheit durften wir uns nicht entgehen lassen, denn trotz der vielen Warnungen, ja, vielleicht gerade deshalb, hatten wir uns vorgenommen, wenn möglich, den Doktor kennenzulernen. Wir waren auf dem Wege zu unserer Wohnung in der Nähe des Kanonenplatzes und hatten des auf den Straßen herrschenden Schmutzes wegen einen Wagen genommen, den wir nun

eiligst verließen, um den Doktor in dem Menschengewirr leichter folgen zu können. Bald aber verschwand er in einem großen, aber recht unansehnlichen Hause, und wir kamen gerade noch recht, die Haustüre ins Schloß fallen zu hören. Wohnte das Opfer unserer Neugierde wirklich in dem Hause oder hatte es sich nur der Verfolgung entziehen wollen, die ihm sicher nicht entgangen war. Aber wir wollten diesen Sonderling um jeden Preis kennenlernen, denn schließlich ließ sich von ihm Näheres über die deutsche Kolonie in Teheran erfahren, die mich sehr interessierte, weil auch über sie verschiedene Gerüchte kursierten. Mit dem großen, eisernen Klopfer, der in Persien unsere elektrische Klingel ersetzt, pochte ich dreimal kräftig gegen die verschlossene Türe. Nach minutenlangem Warten vernahm man schlürfende Schritte, und laut knarrend öffnete sich die Pforte und gewährte einen Blick in den unheimlichen, finsternen Vorraum des persischen Hauses. Ein alter Graukopf mit der charakteristischen persischen Filzkappe fragte nach unserem Begehre. Ich verstand damals soviel Persisch, wie der andere Deutsch, und so schlug der Alte nach vergeblichen Bemühungen, uns zu verständigen, die Türe zu, und wenn Ernst nicht noch schnell den Absatz seines festen Bergstiefels zwischen Türe und Türpfosten geklemmt hätte, wäre unser erster Versuch, den Doktor zu besuchen, ergebnislos geblieben. Die Grobheit des alten Dieners hatte gezeigt, daß Höflichkeit hier nicht am Platze war und wir drängten ihn deshalb beiseite, willens, uns ohne Führer im Hause umzusehen.

Wir stiegen eine schmale Treppe empor. Richtig, da war eine Türe, an welcher eine Visitenkarte mit der Aufschrift „Karl Friedrich Korthé-Korthing, Doktor der Philosophie und Medizin“ angebracht war. Die Türe war nur

angelehnt und auf unser Klopfen antwortete jemand mit einem lauten „Come in“. Warum er wohl englisch sprach? Ich war tatsächlich gespannt und nicht minder Ernst, was wir an diesem Doktor erleben würden.

Der erste Blick in die Behausung überzeugte mich davon, daß hier entweder ein Sonderling oder aber ein ganz armer Teufel sein Domizil aufgeschlagen hatte. Die Wohnung, die aus zwei geräumigen Zimmern bestand, war dürftig eingerichtet, und das unbehagliche Gefühl, das einen darin befallen mochte, wurde durch die eisige Kälte, die in Ermanglung eines Ofens in den Zimmern herrschte, noch erhöht. Der Doktor selbst saß mit einer wollenen Decke um die Schultern in einem Stuhl an seinem Schreibtisch und las in einem Tagebuche, wie ich durch einen verstohlenen Blick bemerken konnte. Er hielt seinen Blick neugierig auf uns gerichtet und bot uns, nachdem er uns begrüßt hatte, zwei Stühle an. Er hatte bisher englisch gesprochen und bediente sich erst, nachdem ich ihn darum gebeten hatte, der deutschen Sprache.

„Wo wohnen Sie denn übrigens, seitdem Sie aus dem Hotel ‚De France‘ ausgezogen sind? Die Leuten waren Ihnen wohl zu teuer?“

„Ich komme aus der Überraschung gar nicht heraus, Herr Doktor!“

„Wieso, wenn ich fragen darf?“

„Da fragen Sie noch! Wir sind vor etwa vier Tagen mit dem Auto hier angekommen und haben allerdings nur die ersten zwei Nächte im Hotel ‚De France‘ logiert, sind aber dann auf den Rat eines Holländers hin, den wir am Kanonenplatz kennenlernten, zum ‚Alten Jakob‘ gezogen, der gleich gegenüber dem Hotel ein Restaurant führt. Das Lokal ist Ihnen bestimmt bekannt! Außer diesem Holländer

und einigen Behörden kennen wir niemanden, und trotzdem ist man von unserer Ankunft und unserem letzten Umzug unterrichtet? Wer ist es denn, der an uns so reges Interesse nimmt, und woher ist Ihnen davon bekannt, Herr Doktor?"

"Wenn man von Ihnen beiden ellenlange Artikel in den Zeitungen liest, ist Ihre Frage recht überflüssig!"

"Ich weiß kein Wort. Von uns soll etwas in der Zeitung stehen?"

"Nun, ja doch; daß Sie im Juli von Deutschland abgereist und durch die Balkanstaaten, die Türkei und Mesopotamien den recht beschwerlichen Weg nach Persien genommen haben, daß Sie malariakrank waren, daß Sie sich einige Tage als Gäste des Generals in Kermanschah aufgehalten haben, und wenn Sie mich weiter erzählen lassen, werden Sie bald Ihre ganze Lebensgeschichte vor Ihren Augen entrollt sehen!"

"Und das alles soll in der Zeitung stehen?"

"Schwarz auf weiß, wie ich Ihnen sagte."

Das konnte nur das Werk des persischen Konsuls in Mosul sein, bei dem wir mehrere Tage zu Gäste waren und der uns so glänzende Empfehlungen mitgegeben hatte. Jetzt konnte ich mir die Liebenswürdigkeit erklären, mit der wir hier in Teheran von der persischen Behörde behandelt wurden, jetzt wußte ich, warum wir trotz der kurzen Zeit, seit der wir uns in der Hauptstadt aufhielten, so bekannt waren. Nun, uns konnte es nur angenehm sein, und die Folge zeigte, von welchem großem Nutzen diese Artikel uns später noch waren.

"Trösten Sie sich nur, es ist kein Unglück, wenn die Perser sehen, daß wir Deutsche uns noch in die Welt wagen. Im übrigen würde es mich freuen, wenn wir noch recht oft

Gelegenheit zu einem Plauderstündchen hätten; dann müssen Sie mir von Deutschland erzählen, und ich werde Ihnen einiges von meiner Reise berichten, kuriose Dinge . . .; aber ein andermal, wenn wir uns näher kennen. Ich werde Sie in den allernächsten Tagen einmal abends zum Wein einladen. Mein Hauswirt, übrigens auch ein Landsmann von uns, ein Österreicher, ist Weinkelter und Weinhändler in einer Person und ich, der ich an der Quelle sitze, verstehe mich auf einen guten Tropfen. Also ich lasse Ihnen durch meinen Diener Bescheid sagen."

"Ich würde diesen Abend lieber in unserer Wohnung veranstalten, Herr Doktor, denn bei dem besten Weine und bei der anregendsten Unterhaltung werde ich in dieser Hundekälte nicht warm. Warum lassen Sie sich keinen Ofen setzen? Es macht doch keinen Spaß, mit einer Decke um die Schulter zu frieren und in einem kalten, nie geheizten Raum im strengen Winter Trübsal zu blasen!"

"Ich kann Ihnen sagen, daß ich die Beheizung ganz und gar nicht vermisse und mich hier recht wohl fühle!"

"Nun freilich, des Menschen Wille ist sein Himmelreich, ich aber würde mich als Arzt um eine bessere Wohnung umsehen, und viel teurer käme diese bestimmt auch nicht!"

"Oh, was das betrifft, brauche ich mir keine Sorgen zu machen. Finanziell bin ich schon deswegen sehr gut gestellt, weil ich so gut wie nichts brauche."

"Saben Sie keine Angehörigen mehr?"

"Doch; meine Eltern wohnen in Westfalen, sind aber gut situiert, und meine Frau und mein Kind sind in Amerika. Denen geht es erst recht gut. Mit dem Vermögen meiner Frau könnten 20 deutsche Familien ein ganzes Menschenalter leben!"

Das war denn doch etwas stark. Mochte auch vieles von dem, was er bisher gesagt hatte, sich sonderbar und wenig glaubwürdig angehört haben, dies machte doch das Maß voll. Schließlich waren wir nicht gekommen, um uns in alberner Weise mit solch lächerlichen und überspannten Prahlereien abfertigen zu lassen. Ich konnte auch mit meinem Ärger nicht zurückhalten.

„Nun ist's aber genug, Herr Doktor! Entweder reden Sie irre oder Sie halten uns beide für dämlich genug, um diesen Bären verdauen zu können. Wenn Ihre Frau Gemahlin ein derartiges Vermögen besitzt, so ist es mir unverständlich, daß Sie, als Ehemann, in solch ärmlichen Verhältnissen leben, wie ich sie hier antreffe. Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Doktor, Offenheit ist eine Charaktereigenschaft, die mir zur Gewohnheit geworden ist!“

„Sie mögen vielleicht recht haben; ich habe etwas zu hoch gegriffen; was sagt man nicht alles gesprächsweise! Nun, ich kann Ihnen jedenfalls versichern, daß sie niemals finanzielle Sorgen haben wird, und das beruhigt mich. Ich habe mir auf meinen Reisen noch niemals Geld schicken lassen, da ich stets mehr verdiente, als ich brauchte, habe aber auch noch niemals nach Deutschland oder gar nach Amerika Geld geschickt, weil es meine Familie eben nicht benötigt. Was ich nicht selbst verwenden kann, kommt deshalb armen Leuten, Stiftungen und Klöstern zugute. Aber sprechen wir nicht mehr davon; Geldangelegenheiten langweilen!“

„Ich finde das auch, Herr Doktor, doch sind sie ein notwendiges Übel, und wir müssen uns gelegentlich eingehender darüber unterhalten, als uns lieb ist!“

„Jeder ist kein Krösus, und Geld allein macht auch nicht glücklich. Etwas anderes interessiert mich mehr, als die

leidige Geldfrage. Wie kommen Sie nach Teheran, und was führt Sie hierher? Das ist doch eigentlich das erste, was man sich fragen müßte!"

"Damit haben Sie vollkommen recht," pflichtete ich ihm bei, „doch fragen Sie in einem Atemzug mehr, als ich in einer halben Stunde beantworten kann. Wir wollen davon sprechen, wenn Sie unser Gast sein werden! Wann wollen Sie kommen? Heute abend schon?"

"Geht leider nicht," entschuldigte sich der Doktor, „da ich heute abend den deutschen und englischen Gesandten hier erwarte. Sie verstehen; ein nettes Plauderstündchen, bei dem man den Wein nicht vergiftet! Mein alter Ali, den Sie noch kennenlernen werden, könnte ein Lied davon singen. Aber ich will Sie nicht weiter aufhalten und Ihnen versprechen, morgen abend bei Ihnen vorzusprechen, vorausgesetzt, daß es angenehm ist!"

"Wird uns freuen, Herr Doktor, also um 7 Uhr gibt es Abendbrot. Und nun auf Wiedersehen!"

Er geleitete uns bis zur Türe und hatte noch eine Fülle herzlicher Worte für uns zum Abschiede. Vielleicht hatte ihm meine Aufrichtigkeit imponiert. Es war inzwischen dunkel geworden, und wir legten den Weg bis zu unserer Wohnung zu Fuß zurück. Unser Mädchen für alles, der treue Muhammed, hatte unsere kleine Wohnung recht nett zurechtgemacht, und eine mollige Wärme entströmte dem Ofen. Das bestellte Abendessen, Reis mit Rosinen, war serviert, selbstverständlich auch der nie fehlende Tee und die Petroleumlampe auf dem Mauergesimse hinter dem Ofen übergieß das Ganze mit einem so traulichen Lichtschimmer, daß wir uns, wie seit langem nicht mehr, wieder recht wohl und wie zu Hause fühlten.

Unser Gast, der am folgenden Abend mit peinlichster Pünktlichkeit und, wie ich vorausgesagt, mit

einem wahren Wolfshunger erschienen war, sorgte für Stimmung.

„Wie lange sind Sie von der Heimat fort, Herr Doktor?“

„Ein Jahr vor Kriegsausbruch bin ich als Missionsarzt nach Deutsch-Südwestafrika ausgewandert. Ich habe dort dank des Entgegenkommens der Behörden und meiner umfangreichen Tätigkeit, die mir die Zeit wie im Flug vergehen ließ, vollste Befriedigung gefunden. Und als dann der Krieg ausbrach, geriet ich, noch bevor ich mich der deutschen Schutztruppe zur Verfügung gestellt hatte, in englische Gefangenschaft, in der ich vier Jahre geschmacht habe. Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen von der mitunter grausamen Behandlung, die ich mit vielen Leidensgefährten in den verschiedenen Internierungslagern erduldet habe, erzählen, aber Sie dürfen mir glauben, daß es die vier schrecklichsten Jahre meines Lebens waren und daß ich sie um alles in der Welt nicht mehr durchmachen möchte.“

„Ich bin erstaunt, Herr Doktor, daß man auch Zivilgefangenen gegenüber diese grausamen Kriegsmethoden angewandt hat, noch mehr aber darüber, daß Sie so eine Behandlung von den Engländern erdulden mußten, die sich doch den Kriegsgefangenen gegenüber sonst sehr taktvoll zeigten!“

„Ich könnte Ihnen von diesen Herren noch ganz andere Dinge erzählen, die Ihre gute Meinung über sie gleich ins Gegenteil verwandeln würden. Eines von den vielen Beispielen, die ich anführen könnte, ist die Tatsache, daß ich viele Monate meiner Gefangenschaft wegen angeblicher Setze gegen die Engländer an einen Baum gefesselt und tagtäglich geschlagen wurde.“

Ich wußte nicht, sollte ich lachen oder mich über die Ausschneiderei des Mannes ärgern. Ich hatte gar nicht den

Eindruck, daß er uns etwa in böswilliger Absicht unwahre Geschichten aufstischen wollte, sondern es hatte den Anschein, als ob Korthé ein Gewohnheitsprahler sei, dem diese Art von Ausschneiderei eben zu einer Selbstverständlichkeit geworden war. Daß wir uns sehr gerne mit ihm unterhielten, hatte seinen Grund darin, daß der Doktor nie um eine Antwort verlegen war, daß er sofort immer wieder eine neue Lüge ersann, um seine vorhergegangenen glaubwürdiger zu machen. Und wenn er sich in einer Sache wirklich einmal festgefahren hatte und kein Ausweg mehr zu finden war, so verstand er so schnell und geschickt von dem Thema abzuschwenken und das Gespräch auf ein anderes zu lenken, daß es mir selten gelungen ist — ich habe manchmal Riesenanstrengungen gemacht —, den Faden einer geführten Unterhaltung weiterzuspinnen, wenn es ihm nicht angenehm war und wenn er fürchten mußte, als Lügner bloßgestellt zu werden.

„Also, um weiter zu kommen, meine lieben Landsleute; nach Beendigung des Krieges wurden alle meine Gefährten aus dem Internierungslager von den Engländern nach Deutschland transportiert.“

„Und Sie mit?“

„Nein, eben nicht; ich sagte Ihnen ja schon, daß ich seit 1913 nicht mehr in Deutschland war.“

„Und wohin hat man Sie verschleppt? Wohl wieder ein neues Abenteuer!“

„Ein Abenteuer jedenfalls, mit dem ich aber recht einverstanden war und das ich selbst eingeleitet hatte. Die englische Behörde entließ mich auf meine Vorstellungen hin nach Amerika. Ursprünglich hatte ich vor, im Westen irgendwo eine Praxis auszuüben, lernte aber in Newyork, bald nach meiner Ankunft, meine jetzige Frau kennen.“

„Wohl den Goldfisch mit dem riesigen Vermögen?“

„Ganz recht, dieselbe. Ich bin bis dahin eigentlich recht gut ohne Frau ausgekommen, aber damals packte mich so recht die Sehnsucht nach einem lieben Menschen und einem trauten Heim, nach diesen furchtbaren Entbehrungen des Krieges recht verständlich, und wir haben uns geheiratet. Sie war die Tochter eines bekannten Großindustriellen, und ihre Angehörigen waren mit ihrer Wahl nicht einverstanden, so daß wir uns heimlich trauen ließen und dann mit vollendeter Tatsache vor sie hintraten. Nach einem recht theatralischen Auftritt kam die Versöhnung, und so wurde ich, der ich immer ein armer Teufel gewesen war, mit einem Schlage Millionär.“

Ernst machte ein ungläubiges Gesicht und sah mich fragend an.

„Sie glauben mir nicht, Herr Schreiber! Damit tun Sie mir unrecht. Ich nehme es Ihnen aber nicht übel, weil Sie mich eben noch zu wenig kennen und weil es auch wirklich kuriose Dinge sind, die Sie da zu hören bekommen. Aber ich habe Ihnen ja gesagt, daß Sie staunen werden!“

Er zog ein kleines abgegriffenes Büchlein aus der Tasche.

„Sehen Sie, meine Herren, in solche Hefte lasse ich in jedem Orte, den ich berühre, meine Ankunft polizeilich bescheinigen. Außerdem lasse ich bedeutende Persönlichkeiten einschreiben, hohe Offiziere, geistliche Würdenträger und überhaupt Leute, die bekannt sind und deren Unterschrift in meinem Buche dazu beiträgt, es interessant zu machen. Ich habe schon 62 solcher Hefte voll Inschriften und Stempeln aus aller Herren Länder heimgeschickt. Dies Buch ist das Dreiundsechzigste.“

Er hatte mir das Büchlein, das nur mehr aus losen Blättern bestand, in die Hand gegeben, und schon bei

flüchtiger Durchsicht erblickte ich auf einer der ersten Seiten einen Stempel von Jerusalem mit dem Datum vom Januar 1924. Das Büchlein war etwa zur Hälfte voll und enthielt also alle Inschriften und Stempel, die er im Verlauf eines ganzen Jahres gesammelt hatte. Dabei behauptete er aber, daß das Heftchen das Dreiundsechzigste wäre. Ich machte ihn natürlich sofort auf den Stempel von Jerusalem, der ihn doch Lügen strafte, aufmerksam, und er nahm mir mit raschem Griff das Dokument aus der Hand, warf wie prüfend einen Blick auf das Blatt und sagte dann erklärend, indem er das verräterische Heftchen schnell in seiner Rocktasche verschwinden ließ:

„Es ist alles allright; das Blatt habe ich aus einem der heimgeschickten Bücher herausgetrennt, weil es eine Empfehlung an alle katholischen Missionen der Welt ist, die mir ein einflussreicher Abt eines Klosters in Jerusalem geschrieben hat. Sie hat mir schon unschätzbare Dienste geleistet, und ich führe sie selbstverständlich mit!“

Damit war auf die natürlichste Art der Welt der Fall klar gelegt und der nette Herr Doktor hatte wieder einmal in seiner glänzenden Weise den Kopf aus der Schlinge gezogen. Es war fast Mitternacht geworden, und Korthe war in seiner Erzählung immer noch nicht vorwärts gekommen.

„Also, Herr Doktor,“ unterbrach ich etwas ungeduldig seinen Redeschwall, „nun fahren Sie endlich in Ihrer Erzählung weiter. Sie schweifen zuviel ab. Wir sitzen morgen noch beisammen und wissen nicht, warum Sie eigentlich dieses unsichere und beschwerliche Wanderleben dem angenehmen eines Millionärs vorgezogen haben. Sie haben in Amerika geheiratet, und nun weiter!“

„Wenn ich Sie nicht selbst neugierig gemacht hätte, würde mir diese Fragestelleri lästig fallen. Aber gedulden Sie sich nur, Sie sollen alles erfahren!“

„Ich bin ganz Ohr!“

„Nach meiner Hochzeit lebte ich mit meiner jungen Frau — übrigens ein bildhübsches Wesen — mehrere Monate recht zufrieden, bis die Langeweile und das Nichtstun mir keine Ruhe mehr ließen. Ich schlug deshalb meiner Frau eine Reise nach Ägypten vor; sie wollte aber ausgerechnet nach Berlin oder Paris, wozu ich mich nicht entschließen konnte. Es gab Meinungsverschiedenheiten, wir bekamen Streit, sprachen 14 Tage lang kein Wort mehr miteinander, und als mir diese Komödie zu dumm wurde, reiste ich bei Nacht und Nebel allein nach Ägypten.“

„Wann war das, Herr Doktor?“

„Im Februar 1920, wenn ich mich recht entsinne,“ antwortete er ohne lange Überlegung, „ich kam jedenfalls Mitte März nach Kairo. Dort blieb ich einige Wochen. Ich war unschlüssig darüber, wohin ich mich wenden sollte.“

„Und wohin steuerten Sie dann?“

„Vorerst direkt nach Osten an den Suezkanal. Ich stand in des Wortes wahrster Bedeutung mit einem Fuße in Afrika, mit dem anderen in Asien.“

„Sie spassen wohl wieder einmal! Wie wollen Sie das fertig gebracht haben?“

„Nichts ist leichter als das. Ich stellte mich auf die Mitte der Brücke, die über den Kanal führt, und war somit mit einem Bein in Asien und mit dem anderen in Afrika. Das leuchtet Ihnen doch ein, meine Herren?“

„Sie werden uns doch nicht etwa im Ernst erzählen wollen, daß über den Suezkanal eine Brücke führt!“ sagte Ernst.

„Waren Sie denn schon dort?“

Wir mußten der Wahrheit gemäß verneinen.

„Nun sehen Sie,“ sagte er siegesgewiß, „darum wissen Sie es auch nicht, daß die Engländer in den letzten Kriegsjahren eine Brücke über den Kanal gebaut haben. Sie werden ja sehen, wenn Sie einmal Gelegenheit haben sollten, hinzukommen. Wenn man sich immer auf das verlassen müßte, was uns die Zeitungen bringen, so wäre es schlimm um uns bestellt. Man muß eben Augen haben, zu sehen, und Ohren, zu hören, dann kommt man leicht durch die Welt, und was anderen als ein Hindernis erscheint, ist für Sie gar nicht vorhanden. Sätten Sie nicht Lust, mit mir einige Wochen weiter zu wandern?“

Dazu hatten wir nun allerdings keine Lust, wenn wir es ihm auch nicht direkt sagten. Er wartete auch gar nicht auf eine Antwort, sondern fuhr unbeirrt in seiner Erzählung fort. Wir waren, trotzdem wir zuweilen ungläubig den Kopf schüttelten, recht aufmerksame Zuhörer.

„Ich entschloß mich aber doch noch anders“, begann er wieder, nachdem er einen kräftigen Zug aus der Kakiflasche genommen hatte, „und fuhr mit dem nächsten Dampfer nach Griechenland und Italien, setzte dann nach Tunis über und durchquerte Afrika von Norden nach Süden. Und, um es kurz zu machen, von Kapstadt aus fuhr ich nach Australien, erlebte dort furiose Dinge mit einem Räuberhauptmann, wovon ich Ihnen allerdings erst später erzählen werde. Dann ging es nach Indien, China, Japan und zuletzt auf dem Seewege zurück durch das Rote Meer und den Suezkanal nach Palästina, Mesopotamien und von dort nach hier, nach Persien. Und was das Interessanteste und Erstaunliche bei der ganzen Sache ist! Ich habe, wo es irgendwie möglich war, den Weg zu Fuß zurückgelegt. Sogar den Weg von Korea nach Japan habe

ich per pedes gemacht, und zwar mußte ich warten, bis das Meer zugefroren war. Der Marsch auf dem Eise war einer der schwierigsten, die ich hinter mir habe!"

„Nun ist's aber wahrhaftig genug!"

Ernst sprang ganz wütend von seinem Stuhle auf und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. Der Doktor machte das unschuldigste Gesicht von der Welt. Ich bog mich vor Lachen. War denn so etwas menschenmöglich?

„Und da kannst du noch lachen," fuhr mich Ernst erzürnt an, „ist es nicht geradezu unerhört, daß man sich in dieser Weise beschwindeln lassen muß! Und Sie, mein sehr verehrter Herr Doktor Korthé-Korthing," fuhr er, zu dem ganz hilflos um sich sehenden Prahlhans gewendet, fort, „Sie glauben wohl gar, daß wir Ihre Erzählungen für bare Münze nehmen! Sie bilden sich wohl ein, daß wir beide dumm genug sind, auch nur ein Wörtchen dieser uns aufgetischten Märchen zu glauben! Dies ist im allgemeinen nicht mein Ton und ich will auch niemandem zu nahe treten, aber Sie treiben es eben etwas zu stark. Ich möchte schon dringend bitten, daß Sie uns weiter nicht mehr zumuten, für Ihre Märchen die geeigneten Zuhörer zu sein!"

Korthé sah mich fragend an und es herrschte für einen Augenblick eine peinliche Stille, während sich Ernst mit einem ärgerlichen Kopfschütteln wieder auf seinen Stuhl setzte.

„Und nun meinen Sie, daß ich alles aus der Luft gegriffen habe, was ich Ihnen erzählte? So denken Sie doch, nicht wahr?" fragte mich Korthé.

„Trösten Sie sich! So ein ungläubiger Thomas bin ich nicht und etwas Wahres wird schon dran sein an der ganzen Geschichte. Nicht wahr, Ernst, wir sind ja auch nicht in Teheran vom Himmel gefallen, sondern mußten uns,

mitunter recht mühsam, nach hier durchschlagen. Daß also auch Sie, sehr verehrter Herr Doktor, so manches kleine Abenteuer erlebt haben, glauben wir Ihnen gerne!"

"Sie sprechen ja recht verständig; ich muß sagen, daß . . ."

"Nun, sehen Sie," unterbrach ich ihn, "nur nicht aus dem Gleichgewicht kommen, bald werden Sie wieder in Ihrem alten Fahrwasser sein. Legen Sie nur wieder los und erzählen Sie Ihre Geschichte zu Ende!"

"Nun gut," erwiderte er, schon halb getröstet, doch nicht mehr im alten Fahrwasser. Sie sollen meine Geschichte noch zu Ende hören, aber kein unwahres Wort dabei entdecken, das verspreche ich Ihnen!"

"Das ist ja recht nett von Ihnen," sagte nun Ernst, "aber ich weiß jetzt nicht, was an Ihrer ersten Erzählung wahr und was erlogen ist!"

"Orientalisch ausgeschmückt, wollte Ernst sagen, Herr Doktor!" fiel ich lachend ein.

"Verstehe, verstehe," erwiderte Korthé, "aber Sie sollen zufriedengestellt werden, Herr Schreiber. Ich werde ganz kurz alles berichten!"

"Aber wirklich ganz kurz!"

"Gewiß! Also hören Sie! Ich bin 1922 von Deutschland abgereist, bin weder Missionsarzt noch amerikanischer Millionär gewesen, demnach habe ich auch keine Frau, war nicht in englischer Gefangenschaft und bin auch nicht zu Fuß nach Japan gegangen; ferner . . ."

"Einen Moment, Herr Doktor! Sie sind nicht zu Fuß nach Japan gegangen; wohl auch nicht per Schiff?"

Ernst, der die Frage gestellt hatte, beobachtete den Doktor mit schelmischen Augen.

"Auch nicht per Schiff", antwortete dieser kleinlaut.

"Und Australien haben Sie wohl auch nicht gesehen?"

„Auch nicht gesehen!“

„Und die Sache mit den Räuberhauptmann?“

„Ist erlogen.“

„Und die Brücke über den Suezkanal?“

„Gibt es nicht.“

„Und der Dokortitel, Herr Doktor?“

„Nun ist es aber genug,“ rief da Korthé ganz verzweifelt, „der Dokortitel ist echt. Das dürfen Sie nicht anzweifeln!“

„Können Sie beweisen?“

„Mein Gott, das kann ich nicht, aber muß man denn alles schwarz auf weiß haben!“

„Ja, meiner lieber Herr Korthé,“ mischte ich mich lachend in das Gespräch, „wir sind eben vorsichtig geworden. Im übrigen kann ich Ihnen beweisen, daß Sie sich Ihren Doktor nur geborgt haben, was uns beiden aber, nebenbei bemerkt, vollkommen gleichgültig ist.“

„Wie wollten Sie das beweisen!“

„Nichts ist einfacher als das. Sie sagten vorhin, daß Sie nicht 35 Jahre, wie in Ihrer Märchenerzählung, sondern nur 23 Jahre alt wären. Demnach waren Sie, als Sie Deutschland verließen, etwas über 20. Studiert haben Sie nicht. Und wenn auch, mit 20 Jahren hätten Sie noch kaum den Doktor gemacht. Also . . .“

„Etwas stimmt nicht in Ihrer Rechnung!“ unterbrach mich da Korthé schnell.

„Und das wäre?“

„Ich habe den Titel im Herbst 1923 in Griechenland erhalten.“

„Oh, wie interessant! Und bei welcher Gelegenheit, wenn ich fragen darf?“

„Ich habe in einer Universität mehrere philosophische Vorträge gehalten und bin Doktor ehrenhalber geworden.“

„In welcher Sprache haben Sie denn Ihre Vorlesungen gehalten?“

„In französischer Sprache.“ Korthe sprach tatsächlich ein ausgezeichnetes Französisch. „Aber das ist ja das reinste Kreuzverhör!“

„Das bilden Sie sich nur ein. Ich frage lediglich aus Wissbegierde!“

„Glauben Sie also, daß mein Dokortitel echt ist?“

„Nein.“

„Wieso nein?“

„Weil es nicht wahr ist, was Sie da erzählen!“

„Wieso ist es nicht wahr?“

„Weil es erlogen ist! Sie versprachen uns doch vor wenigen Minuten, daß wir kein unwahres Wort mehr zu hören bekommen würden. Wie steht es mit dem Versprechen?“

Korthe sprang erregt auf. Ernst biß sich in seinen Rockärmel, um nicht herauszulagen, und auch ich mußte mich zu einem ernsthaften Gesicht förmlich zwingen.

„Meinetwegen können Sie mich auch Korthe nennen, was mir schon daran liegt! Für die Perser bin ich ja doch der Doktor Korthe-Korthing!“

„Wenn das Ihre Haupt Sorge ist, können Sie beruhigt sein. Wir haben uns schon so an den ‚Herrn Doktor‘ gewöhnt, daß wir Sie auch weiterhin so nennen werden. Aber ich habe doch recht, nicht wahr?“

„Wenn's denn sein muß, ja doch!“

Die Stimmung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Ernst bog sich vor Lachen und zu guter Letzt lachte auch Korthe mit. Man konnte dem Manne wirklich nicht böse sein. Es war lang nach Mitternacht, als wir uns endlich trennten.

Er gab jedem wohl drei-, viermal die Hand, und wir mußten ihn sanft hinausdrängen, bis wir ihn loswerden konnten. Ich sah ihm nach, bis er aus der vom Mondlicht hell erleuchteten Mitte der Straße in den Schatten einer Mauer trat und meinen Blicken entschwand.

Mit der persischen Post nach Isfahan

Es war höchste Zeit, daß wir aus Teheran verschwanden, denn zum Schlusse hätten wir beinahe in der eigenen Wohnung keinen Platz mehr gehabt, da es uns mit dem Doktor Korthé-Korthing ebenso ging, wie dem Maulwurf mit dem Igel. Der Kurpfuscher hatte unser nettes, kleines Zimmerchen, seitdem wir ihn aufgenommen, als Sprechzimmer und Operationsaal eingerichtet, und wir mußten immer Zeuge der Behandlung seiner Patienten sein. Aber trotzdem Korthé alles andere als ein Arzt war, arbeitete er doch mit einer Sicherheit, daß ich aus dem Staunen nicht herauskam. Die schwierigsten Manipulationen, die ich mir nur von einem sehr geschickten Arzte vornehmen liesse, waren für ihn eine Kleinigkeit. Freilich kümmerte es ihn wenig, ob sein Patient Schmerzen hatte oder nicht, aber ich glaube ganz bestimmt, daß seine Tätigkeit in den meisten Fällen von Erfolg gekrönt war. Unser Vertrauen zu seiner Kunst war sogar so groß, daß wir uns, bevor wir Teheran verließen, von ihm Chinin einspritzen ließen, um gegen Malaria gefeit zu sein.

Ein Verwandter des persischen Dichters Mozhberos-Sultanat war Unterstaatssekretär im Postministerium; dieser stellte uns ein Schreiben aus, so daß wir berechtigt waren, die persische Pferdepost überall, wo sie in staatlichen

Sänden war, kostenlos zu benutzen. Pünktlich um 6 Uhr früh am 26. Dezember fanden wir uns auf dem Posthofe ein, da um diese Zeit der Wagen nach Kum und Isfahan abgehen sollte. Da wir aber in Persien und nicht in Deutschland waren, wurde es Vormittag, bis wir endlich abreisen konnten. Wenn ich nun von einer Pferdepöpost sprechen und diesen Begriff nicht näher erklären wollte, so würde man sich sicher eine falsche Vorstellung von dieser Einrichtung machen. Die Wagen dieser Pferdepöpost haben unseren Leiterwagen, die bei uns besonders auf dem Lande zum Einfahren von Heu und Getreide verwendet werden, nichts voraus, im Gegenteil, sie sind nicht einmal so stabil und geben oft Anlaß zu unliebsamen Fahrtunterbrechungen. Diese Leiterwagen, in Persien gewöhnlich „Gari“ genannt, werden nun mit allem, was eben befördert werden soll, beladen und die Passagiere haben das Vergnügen, auf Kisten und Säcken obenauf zu sitzen und zu versuchen, eine möglichst bequeme Stellung für die oft tagelange Reise ausfindig zu machen. Der Wagen war mit vier Pferden bespannt, die nicht, wie es bei uns üblich ist, in Paaren hintereinander, sondern nebeneinander in den Strängen gingen. Da der Weg gefroren und nicht selten mit Steinen besät war und die Pferde stets in schärfstem Tempo gehalten wurden, so ist es erklärlich, daß wir beide auf den ächzenden und stoßenden Wagen schon nach einigen Stunden von solch heftigen Kopfschmerzen befallen waren, daß wir dachten, die Jagd nicht mehr mitmachen zu können. Alle 2—4 Stunden wurden in einer Karawanserei schnell die Pferde gewechselt und der Aufenthalt in diesen Stationen war so knapp bemessen, daß es kaum möglich war, zum Schutz gegen die eisige Kälte schnell eine Tasse Tee zu sich zu nehmen.

Jedesmal nach dem Pferdewechsel war es am Schlimmsten, da die frischen Tieren, über denen stets die Peitsche schwebte, vorwärtsrauten und mit ihren Hufen kaum den Boden berührten. Gegen Mittag des nächsten Tages erreichten wir dann endlich die Stadt Kum, welche mit ihrer Moschee und der berühmten vergoldeten Kuppel vielleicht bekannt sein dürfte. Kum ist eine mittelgroße Stadt und ähnlich wie Mekka und Medina ein Wallfahrtsort der Mohammedaner des Ostens, die nicht Zeit und Mittel haben, nach den freilich berühmteren arabischen Orten zu pilgern, um einmal als „Sadschi“ sterben zu können. Ich mietete mich im „Sotel“ Schech Achmed ein, und wenn ich das Wort Sotel unter Anführungszeichen setze, so will ich mir damit eine lange Schilderung ersparen. Es war natürlich alles andere als das, was wir unter einem Sotel verstehen. Nur die Preise waren dermaßen unverschämt, daß man sich schon einbilden konnte, in einem berühmten Badeorte Kurgast zu sein. Freilich gehörte zu dieser Einbildung eine große Phantasie, denn durch die schlecht schließenden Türen und Fenster meines Zimmers pfiß der eisige Wind, daß ich vor Kälte erschauerte und das Zimmer nicht warm heizen konnte, obwohl ich an diesem Tage für einen Toman, also 5 Mark, Holz verbraucht habe. Da bei der Poststelle nicht zu erfahren war, wann wir die Reise weiter fortsetzen könnten, so besuchte ich in erster Linie den Gouverneur der Stadt, der mich zwar freundlich empfing, im großen und ganzen aber recht teilnahmslos war. Ihm imponierte scheinbar nur mein Empfehlungsschreiben von General Morte-sa-Khan.

Da wegen der Weiterreise immer noch nichts zu erfahren war, verbrachten wir den Tag damit, jeden Winkel der interessanten Stadt zu durchstöbern. Im Bazar fiel uns

auf, daß man hier noch viel weniger mit Christen in Berührung kommen mochten als in Kermanschah. Trotzdem gelang es uns, in einem Speiselokal zu einer guten Sammelfleischsuppe zu kommen, wenn uns auch der Wirt in irgendeinen versteckten Winkel führte, damit niemand sehen sollte, daß er den „unreinen Christen“ Speisen verabreicht hatte. Wir entlohnten ihn gut und haben tagtäglich bei ihm in dem Versteck zu unserer Zufriedenheit gespeist.

An unserer Kleidung sah man uns natürlich ohne weiteres die Europäer an und wir haben auch nie daraus einen Hehl gemacht. Nichtsahnend traten wir in den Hof der Moschee, der die eigentliche Kirche von der Straße trennte. Es mußte scheinbar irgendein religiöser Feiertag oder ein kirchliches Fest sein, da die Stadt an diesem Tage besonders belebt war und auch, wie ich an den zu Hunderten am Flusse lagernden Kamelen ersehen konnte, eine Menge Pilger von auswärts gekommen war. Wenn wir, wo wir uns auch befinden mochten, die Aufmerksamkeit aller auf uns lenkten und dies auch schon gewohnt waren, so war dies in dem Hofe der Moschee erst recht der Fall. Zu meiner nicht geringen Sorge bemerkte ich, daß der Kreis der Neugierigen, der uns umgab, immer dichter und enger wurde und daß man uns vollkommen eingeschlossen hatte, so daß ein Weiterschreiten unmöglich war. Besonders peinlich berührte mich das eisige Schweigen, das uns umgab und das sonst gerade bei Mohammedanern nicht anzutreffen ist. Aus den Blicken der Leute konnte ich ja lesen, daß man uns nicht gerade gewogen war, aber immer noch nicht kam mir der Gedanke, daß wir durch unsere Absicht, die Moschee zu besuchen, die Perser gegen uns aufgebracht hatten.

„Was wollen denn die Menschen alle, Franz?“ fragte mich Ernst besorgt.

„Ich fürchte, daß wir in eine Patsche geraten sind!“

„Wieso? Was haben wir den Leuten getan?“

„Das möchte ich selbst wissen! Aber es paßt mir nicht. Vor uns, hinter uns, neben uns Menschen. Halte dich hinter mir! Ich will versuchen, aus diesem Hofe hinauszukommen!“

Ich versuchte, in Richtung des Ausganges den Menschenknäuel zu durchbrechen und stieß dabei schon auf Widerstand. Die Leute machten nicht Platz, wenn sie auch nicht tötlich gegen uns wurden. Die Stille war aber einem unwilligen Murmeln gewichen und ich merkte, daß es höchste Zeit für uns war, von der Bildfläche zu verschwinden.

„Mir nach, Ernst,“ rief ich meinem Gefährten zu, „wenn dich jemand hindert, dann mache dir mit dem Stocke Platz!“

Ich hatte die Gefahr erkannt, in die wir geraten waren und war nun fest entschlossen, um jeden Preis aus dem Hofe zu entkommen, um nicht von den aufgebrachtten Persern gelyncht zu werden. Ohne langes Zögern drang ich deshalb, gefolgt von Ernst, ein zweitesmal auf die Menge ein, um den Ausgang zu gewinnen. Wie ich vermutet hatte, dachten die Perser nicht daran, uns Platz zu machen, und so versetzte ich dem Erstbesten, der mir im Wege stand, einen kräftigen Stoß vor die Brust, schwang dann mit einem lauten Hurra meinen Stock in der Luft und stieß ihn ziemlich unsanft einem zweiten dieser „wahren Gläubigen“ in die Seite, so daß er mit einem lauten Aufschrei zurückwich und für uns Luft machte. Ernst, der mir auf den Fersen folgte, sorgte dafür, daß wir von rückwärts nicht belästigt wurden, und an einem Gluche eines Persers, den ich von rückwärts hörte, merkte ich, daß auch er nicht mit Sieben sparte. Wir hatten uns in wenigen Sekunden wirklich durch die Menge Bahn gebrochen und waren in unserem Vorwärtsdrängen immer ungestümer geworden,

so daß wir beinahe das Tor und damit die rettende Straße erreicht hatten. Durch das Geschrei, das die Pilger erhoben hatten, angelockt, flutete nun aber plötzlich eine Schar Neugieriger durch das Tor und es entstand dort ein Gedränge, daß es mir unmöglich erschien, rechtzeitig durchzukommen. Ich eilte deshalb, meinen Freund an der Hand hinter mir herziehend, in eine Ecke des Hofes, so daß wir wenigstens rückenfrei waren und uns gegen eventuelle Angriffe leichter verteidigen konnten. Die uns mit großem Geschrei nachdrängenden Pilger hatten sofort wieder einen Halbkreis um uns gebildet, in dem ich mich zwar nicht eben wohl, aber doch bedeutend sicherer fühlte, als es zuvor der Fall war. Wir wehrten mit unseren Stöcken ganz energisch ein Zunaherkommen der Menge ab und da wir sie damit auf die Dauer nicht einschüchtern konnten, holte ich auffällig meine treue Pistole hervor, eine Gebärde, die nicht mißzuverstehen war und die uns auch sofort mehr Bewegungsfreiheit schaffte. Der Lärm wurde geradezu zum Tumult, so daß es mir unmöglich war, auch nur ein Wort zu sprechen und mit meiner Stimme durchzudringen. So warteten wir der Dinge, die da kommen sollten, und beobachteten aufmerksam die uns wie eine Meute wilder Hunde umstehende Menge. Für einen Moment dachte ich zurück an den Überfall in Bulgarien durch die wilden Hunde und erinnerte mich, daß ich mich damals bedeutend wohler gefühlt hatte.

„Franz,“ sagte Ernst, „dort bückt sich einer nach einem Steine!“

„Wo?“ fragte ich schnell.

„Gleich einige Schritte rechts von dir!“

Ich sah in der mir angegebenen Richtung, wie sich einer aus der Menge tatsächlich um einen Stein bückte, und da ich annahm, daß er ihn als Waffe gegen uns gebrauchen

wollte, so versetzte ich ihm, indem ich rasch einen Sprung vorwärts machte, einen derben Hieb mit dem Stocke über die Hand, so daß er den bereits aufgehobenen Stein mit einem lauten Wehruf wieder zur Erde fallen ließ. Der Zorn der Perser über meine Kühnheit, die doch weiter nichts als Notwehr war, steigerte sich ins Unendliche, und ich konnte die wütende Menge nur dadurch zurückhalten, daß ich mit meiner Pistole drohte. Wer weiß, wie das Abenteuer geendet hätte, wenn uns nicht endlich der Chef der Telegraph-Chane, der mit einem halben Duzend Soldaten zu unserem Schutze herbeieilte, aus unserer gefährlichen Lage befreit hätte. Die Soldaten wurden später noch durch einige Gendarmen unterstützt, und wir beide wurden zur Polizei gerufen, wohin uns der Chef des Telegraphenbureaus, ein Armenier, begleitete. Der Beamte sprach englisch.

„Wer hat Ihnen denn eigentlich mitgeteilt, daß wir so in der Patsche sitzen?“ fragte ich ihn, nachdem wir uns für seine Unterstützung bedankt und Ernst an die Soldaten Zigaretten verteilt hatte.

„Ein kleiner Straßenjunge brachte mir atemlos die Nachricht ins Bureau, und da die Gendarmeriestation auf dem Wege lag, habe ich gleich die verfügbaren Soldaten mitgenommen. Wie konnten Sie auch heute die Moschee besuchen?“

„Wir dachten absolut nicht daran, etwas Verbotenes zu tun und haben in jeder anderen Stadt ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen . . .“

„Das ist etwas ganz anderes!“ unterbrach er mich. „Kum ist ein Wallfahrtsort und die Leute sind eben noch sehr fanatisch religiös. Sie können sich für dieses Abenteuer bei den rotbärtigen Priestern bedanken, die das Volk aufheizen und die für alle ähnlichen Vorkommnisse verantwortlich gemacht werden müßten!“

„Der Junge, der Sie benachrichtigt hat, interessiert mich. Können Sie mir den bei Gelegenheit zeigen?“ fragte ich.

„Sofort sogar!“ antwortete der Armenier. „Er läuft ja hinter uns her.“

Ich erkannte in unserem Ketter den Jungen wieder, der mir vor wenigen Stunden beim Einkauf von Brennholz behilflich gewesen war und den ich dafür gut entlohnt hatte. Daß er sich so schnell und so hervorragend wieder nützlich machen würde, hätte ich nicht gedacht. Ich schenkte dem glücklichen Knaben, der sich so sehr über meine anerkennenden Worte freute, einen Toman. So ein Geschenk hatte er noch niemals im Leben bekommen und er wußte vor Freude nicht, was er antworten sollte. Er dankte uns in wirklich herzlicher Weise, und doch hatten wir allen Grund dazu, da er es war, der uns vor Schlimmem bewahrt hat, der uns vielleicht das Leben rettete.

Der Polizeichef empfing uns anfangs unfreundlich und wurde erst höflich, als ich ihm unser Empfehlungsschreiben von Teheran zeigte.

„Ich kann Ihnen nur raten,“ sagte er, „die Stadt so bald als möglich zu verlassen, da ich sonst für Ihre Sicherheit nicht garantieren könnte.“

„Das werden wir selbstverständlich tun, obwohl man in Teheran erstaunt sein wird, wenn ich berichte, daß man in Rum für unsere Sicherheit nicht garantieren kann!“

„Werden Sie denn das nach Teheran berichten?“ fragte er besorgt.

„Man hat uns im Kriegsministerium gebeten, zu melden, wie man in den verschiedenen Orten unser Schreiben respektiert hat.“

„Und haben wir nicht alles getan, was in unseren Kräften stand?“

„Nein, weil Sie nicht einmal für unsere Sicherheit garantieren können und uns so ungefähr aus der Stadt weisen.“

„So ist das nicht gemeint, Sahib!“ fiel der Polizeigewaltige schnell ein. „Ich habe nur einen Rat geben wollen, da die aufgewiegelten Pilger zu allem fähig sind.“

„Wer wiegelt sie denn auf?“

„Die Priester, Sahib!“

„Und warum wird das nicht verhindert?“

„Das ist nicht möglich, Sahib!“

Man war eben in Persien noch nicht so weit wie in der Türkei. Wir waren aber mit dem Vorschlag der Polizei gerne einverstanden, und diese sorgte dafür, daß sofort ein Postgari nach Süden abging, mit dem wir die Weiterreise antreten konnten.

Am Eingang zur Karawanserei empfing uns der Postmeister, der das Gari begleiten sollte. In Dilligan, einem kleinen Dörfchen, verbrachten wir in der schmutzigen Wohnung eines Persers zusammen mit Männlein und Weiblein die Silvesternacht. Wir saßen alle auf Decken, die auf dem Boden ausgebreitet waren, um den charakteristischen persischen Wärmeofen. Es ist dies ein Gestell, ähnlich einem kleinen Tischchen, unter welchem sich in einer Vertiefung im Lehm Boden ein Becken mit glühenden Holzkohlen befindet und das mit einer vor Jahrzehnten einmal sauber gewesenen Steppdecke zugedeckt ist. Unter dieser meist riesig großen Decke stecken nun alle Hände und Beine, die so langsam braten, während sich auf dem Rücken vor Kälte die Gänsehaut bildet. Daß wir in dieser Gesellschaft nach allen Regeln der Kunst verlausten, läßt sich denken, und es war eine Heidenarbeit in Isfahan, das Viehzeug in einem Bade wieder loszuwerden. Da aber gerade in den orientalischen Bädern die Besucher ganz

gründlich gereinigt werden und die Massage durch die halbnackten Badewärter beinahe einer mittelalterlichen Solter gleichkommt, so kann sich der verlauste Kunde ruhig diesen Einrichtungen anvertrauen.

Als wir uns am Morgen des nächsten Tages wieder auf verschneiter Steppe befanden und die Pferde im immerhin kniehohen Schnee nur mehr im Schritt vorwärtskommen konnten, betrachtete ich mir das verschneite Land, und ich konnte mich eines heimlichen Grauens nicht erwehren. Die unendlich weite Steppe, die in der Ferne von hochansteigenden Gebirgen eingesäumt war, die aber, je länger man auf sie zustrebte, immer weiter zurückzuweichen schienen, war eine glitzernde, weiße Fläche, und nur die schmale Karawanenspur, der auch wir folgten, verriet, daß sich die Menschen in diese öde und trostlose Schneewüste wagten. Wenn bei uns weite Flächen mit Schnee bedeckt sind, so spricht man zuweilen von einem Leichentuch, obwohl das gerade bei uns deswegen wenig Berechtigung hat, weil doch die weiße, wärmende Schneedecke die junge Saat ja im Gegenteil vor dem Absterben und dem Tode bewahrt. In Persien aber, wenn die weiten Gefilde der endlosen Steppe mit Schnee bedeckt sind, dann ist es in des Wortes wahrster Bedeutung ein Leichentuch, das meilenweit die Landschaft bedeckt. Ich habe auf dem Wege von Teheran nach Buschehr zum Persischen Golfe nicht weniger als 100 Gerippe und Leichen von Pferden und mindestens ebenso viele Kadaver von Maultieren und Eseln gezählt. Rechnet man dazu noch die ungeheueren Zahl der unter der Schneedecke meinen Blicken entgangenen Tierleichen und die Riesenzahl der auf anderen Karawanenstrassen zugrunde gegangenen Tiere, dann ahnt man so ungefähr die Gefahr, die der grausame persische Winter in sich birgt, und man hat Verständnis für

die Erzählungen der alten Karawanenführer, die in den Karawansereien am wärmenden Feuer von ihren Reisen und Fahrten berichten. Um Tierleichen und Gerippe zu sehen, brauchte man wirklich nicht in die Sahara zu gehen. Auch in der persischen Steppe hält der Tod unter den Tieren reiche Ernte.

Als wir am 5. Januar 1925 endlich Isfahan erreichten, hatte ich von Teheran bis hierher nicht weniger als 20 Pferdewechsel gezählt.

Auf Grund unseres Empfehlungsschreibens fanden wir in Isfahan die gleiche Aufnahme, derer wir uns in Teheran erfreut hatten. Bei den Prinzen Sarem-o-dowle und Taimur Mirza, die sich besonders für das Gedicht interessierten, das uns der Teheraner Philosoph Mochberos-Sultanat in das Reisebuch geschrieben hatte, fanden wir nicht nur eine freundliche Aufnahme, sondern auch weitestgehende Unterstützung. Beim Prinzen Sarem-o-dowle, dessen prächtige Gemächer wir besichtigen durften, trafen wir auch gleich den Gouverneur der Stadt an, der uns für den nächsten Tag zum Tee einlud und auch dafür sorgte, daß es uns in Isfahan an nichts fehlen sollte.

In Isfahan lernten wir auch den ehemaligen deutschen Konsul von Täbris, Herrn Schönemann, mit seiner Familie kennen. Wir haben in seinem Hause nette Stunden verlebt.

„Möge Ihnen Ihr unverwüßlicher Humor ein treuer Begleiter bleiben!“ schrieb mir Herr Schönemann zum Abschiede in mein Reisebuch. Besonders erfreut waren auch die beiden Filmoperateure der Ufa-Gesellschaft in Berlin, die ich im Hause Schönemann kennenlernte.

Ihre Freude hatte einen tieferen Grund. Der eine der beiden Operateure, ein Herr Bruchmüller aus Berlin, hatte nämlich schon lange nichts mehr von seiner Ehehälfte gehört

und war deswegen wohl ein wenig verstimmt. Als ich aber nun erzählte, daß wir in Mosul bei unserem Wohltäter, dem Konsul Seridos-Sultanat, einen Brief für einen Herrn Bruchmüller vorgefunden hätten, mit dem wir natürlich nichts anzufangen wußten und ihn deshalb im Konsulat zurückließen, da hatte der Berliner den Beweis, daß ihn sein Frauchen doch nicht vergessen hatte und darüber war er außer sich vor Freude.

„Ich hab' et ja immer jesagt, dat mene Olle doch jeschrieben hat!“

Im Soli-Kosch, dem Passe des Todes

Der Leutnant der Infanterie, Ali Mohammed, betrat mit traurigem Gesicht unser Hotelzimmer in Isfahan.

„Was ist denn los, Ali, du siehst ja aus, wie Mohammed nach der Flucht!“

„Ich habe eine traurige Nachricht für dich, Sahib! Du kannst nicht gehen; der Oberst läßt dir sagen, daß du in Isfahan bleiben sollst, bis der Soli-Kosch frei ist!“

„Wann wird er frei werden, Ali?“

„Allah weiß es, Sahib! In vier Wochen, eher oder später! Ich weiß es nicht!“

„Wir können unmöglich so lange warten!“

„Ich habe es auch dem Oberst gesagt, daß du nicht so lange bleiben willst!“

„Von einem Nichtwollen kann keine Rede sein, Ali, wir können nicht solange bleiben! Es paßt nicht in unseren Plan, den wir uns schon seit Wochen zurechtgelegt haben!“

„Der Oberst sagt, daß du ihn, wenn du Zeit hast, mit deinem Freunde besuchen sollst, Sahib. Es ist besser, wir

gehen heute zusammen zu ihm, dann kannst du mit ihm darüber sprechen!"

Er war während unserer kurzen Tage in Isfahan unser Freund geworden, der Leutnant Ali Mohammed und auch sein Kommandeur, Oberst Sadra-San, war uns gewogen. Auch in Isfahan hatte das Schreiben des Generals Morteza-Khan alle Militärs zu unseren Freunden gemacht. Deswegen ließ uns der Oberst die Nachricht zukommen, daß der auf unserer Strecke Isfahan-Schiras liegende und zu überschreitende Paß, der Soli-Kosch, durch ungeheuerere Schneemassen unzugänglich sei. Nach den in Isfahan umlaufenden Gerüchten steckten 13 Automobile und viele Postwagen im Schnee, so daß ständig um Militär zur Arbeits- und Hilfeleistung gebeten wurde. Wir fanden den Oberst etwas verärgert, als wir ihn aufsuchten. Er sagte uns daselbe, was wir schon von Ali gehört hatten.

„Ein Durchkommen ist ganz unmöglich! Ich bin eben vom Gouverneur telephonisch um Abstellung von Hilfsmannschaften für den Soli-Kosch gebeten worden. Man hat sich von dort aus telegraphisch an ihn gewandt.“

„Und werden Sie Soldaten abstellen? Vielleicht könnten wir uns diesen anschließen!“

„Ganz ausgeschlossen! Es ist zu unsinnig. Der Gouverneur weiß ebensogut, wie ich, daß sich die ganze Garnison in Arabistan befindet. Sie wissen doch, daß Rızah-Khan zur Zeit gegen aufständige Araber im Süden mit bewaffneter Hand vorgeht!“

„Ich war in Teheran im Operationsbureau, ich weiß es.“

„Nun gut! Man hat uns hier in Isfahan kaum die Soldaten belassen, die notwendig sind zur Verrichtung der täglichen Arbeiten. Sie werden ja auch bemerkt haben, daß im Straßenbild die Soldaten vollständig

fehlen. Woher soll ich die Hilfsmannschaften für den Soli-Kosch nehmen?"

„Saben Sie das dem Gouverneur gemeldet?"

„Das ist gar nicht nötig, er weiß es so gut, wie ich. Sie kennen die persischen Verhältnisse noch nicht. Hier wird alles, wofür man eventuell verantwortlich gemacht werden kann, in die Hände der untergebenen Stellen gelegt. Aber nun zu Ihnen! Daß Sie unter den gegebenen Umständen natürlich nicht weiterreisen können, werden Sie ja einsehen. Es ist doch besser, Sie bleiben einige Wochen in Isfahan, als daß Sie in irgendeiner schmutzigen Karawanserei vor dem Pässe warten, bis dieser frei wird!"

„Nur fürchte ich, Herr Oberst, daß uns das zu lange dauert! Sie selbst sagten, daß es Ihnen unmöglich ist, Hilfsmannschaften abzustellen. Wir müßten also so ungefähr warten, bis es Frühling würde.“

Der Oberst schüttelte ratlos den Kopf.

„Wir werden Ihnen von Schiras eine Karte schreiben, Herr Oberst,“ sagte ich wieder, „die Ihnen beweisen wird, daß wir doch eher durchgekommen sind, als sich von hier aus annehmen läßt. Von der Ferne gesehen erscheint jedes Hindernis unüberwindlich. Wir wollen uns doch diesen Soli-Kosch von einer Karawanserei aus näher betrachten!“

Am nächsten Tage setzten wir die Reise zu Fuß fort.

Schon am Abend überholte uns ein Postgari, das sich auf dem Wege nach Schiras befand. Mit Hilfe unseres Empfehlungsschreibens bekamen wir auf dem schon vollbesetzten Wagen noch Platz, wenn ich auch nicht eben behaupten möchte, daß die Sitzgelegenheit eine besondere Bequemlichkeit bot. So gelangten wir nach sechstägiger Fahrt nach Chane-Chore, der letzten Karawanserei vor dem berühmtesten Pässe. Der Schnee, der von Isfahan bis

Chane-Chore streckenweise die Steppe bedeckte, war nicht so tief, daß er ein besonderes Hindernis bedeutete. Dort angekommen, sah ich jedoch, daß mit dem Soli-Kosch scheinbar doch nicht zu spaßen war, wenn sich auch die Gerüchte, die in Isfahan im Umlaufe waren, als übertrieben herausstellten. Um die Außenmauer der Karawanserei lagen nicht weniger als 23 Kadaver von Pferden, Maultieren und Eseln, die von den Geiern und wilden Hunden gräßlich zerfleischt waren und einen entsetzlichen Anblick boten. Ohne die herrschende eisige Kälte wäre ein Hausen in der Karawanserei unmöglich gewesen.

Auch wir verloren in Chane-Chore eines unserer Pferde, das vor Überanstrengung und Kälte zugrunde ging. Das tote Tier wurde einfach vor die Mauern der Karawanserei geschleift und schon am nächsten Morgen hatten auch hier die wilden Hunde ihr grauenhaftes Werk verrichtet. Im Auftrage des Postmeisters von Abadeh sollte unser Wagenführer den Soli-Kosch in einem mehrstündigen Umwege umgehen, und wir erbateten deshalb telephonisch dringend ein frisches Pferd als Ersatz für das zu Verlust gegangene Tier. Nach zwei Tagen langweiligen Wartens kam der Postmeister persönlich mit zwei Wagen und zwölf frischen Pferden an und er hatte auf einmal, entgegen den früheren Anordnungen, den Entschluß gefaßt, den Durchgang durch den Paß des Todes zu erzwingen, da auf dem Umwege, den wir ursprünglich fahren sollten, in den letzten Tagen mehrere Unglücksfälle vorgekommen waren. Nun wurde gearbeitet und gerüstet, als ob es in den Kampf gehen sollte, und es ging auch wirklich in den Kampf, der aber mit einer vollständigen Niederlage endigte.

Nachdem auf den Wagen, die mit je fünf Pferden bespannt wurden, Schneeschaukeln verstaут worden waren,

brach die Kolonne, 20 Menschen, 15 Pferde und 3 Wagen stark, auf, um den Kampf mit Schnee und Eis zu beginnen. Nach einstündiger Fahrt wateten die Tiere bereits in kniehohem Schnee und trotz der eisigen Kälte stand ihnen der Schweiß am ganzen Körper.

Wir liefen schon lange neben den Pferden her, um es ihnen leichter zu machen, da sie schon bis zum Bauch im Schnee steckten. Jeder vernünftige Mensch mußte einsehen, daß alle Mühe vergeblich und ein Durchkommen einfach nicht möglich war. Doch die Perser schienen alle blind zu sein und schlugen grausam auf die armen Tiere ein, die sich wie rasend vor Schmerz und Angst in ihren Strängen gebärdeten. Wütend riß ich einem der Wagenführer die Peitsche aus der Hand.

„Siehst du denn nicht, daß du dein Tier schon wundgeschlagen hast und daß es blutet und noch immer schlägst du auf dieselbe Stelle!“

Der Wagenführer zuckte mit der Schulter und deutete auf den Postmeister, der sich uns mit raschen Schritten näherte.

„Sahib, du wirst meine Leute gewähren lassen! Wenn die Pferde bluten, geht es dich nichts an, sonst müßte ich...“

„Was müßtest du? Du mußt nur umkehren, sonst nichts, verstehst du mich! Ich müßte sonst bei der zuständigen Stelle erzählen, daß du nur verstehst, die Pferde zugrunde zu richten. Dazu braucht man keinen Postmeister, das kann jeder Wagenführer, wie du siehst!“

„Sast du überhaupt ein Recht, mit uns zu fahren? Ich habe gehört, daß du...“

„Was du gehört hast, ist mir gleichgültig! Vielleicht habe ich mehr Recht hier, als du ahnst! Wo hast du denn den gestrigen Nachmittag verbracht? Saßest du nicht stundenlang in der Karawanserei beim Opiumrauchen, statt

daß du dir ein Pferd genommen hättest und wärst erst einmal hierher geritten, um zu sehen, ob mit den Wagen durchzukommen ist. Wenn du das getan hättest, säßen wir jetzt nicht im Schnee, in dem wir nicht mehr vorwärtskommen. Du hast deine Pflicht vernachlässigt, hast 19 Menschen in Gefahr gebracht und willst Postmeister sein? Ich lache über diesen Postmeister!"

Ich hatte so laut gesprochen, daß alle es hören konnten, und ich merkte es den Gesichtern der Perser an, daß sie dem gewalttätigen Postmeister, der nicht selten mit seiner Peitsche auch die Wagenführer traktierte, diese Maßregelung von Herzen gönnten. Ich verfolgte damit einen ganz bestimmten Zweck. Hatte ich es erst fertig gebracht, die Wagenführer gegen den Postmeister aufzuputschen, so war es mir ein leichtes, die sofortige Umkehr zu erwirken.

Nach meinen Worten sprang der Leiter der Karawane, der sich vor seinen Untergebenen so bloßgestellt sah, wütend auf mich zu, indem er die Peitsche zum Schlage erhob.

„Ein Schlag und ich erschiesse dich, wie einen tollen Hund!“ rief ich ihm zu, die Pistole auf seine Brust gerichtet. „Da kannst dann nicht nur die Nacht, sondern für ewig im Pässe liegen bleiben!“

„Ich werde dich im nächsten Orte bei der Behörde anzeigen!“ zischte er, indem er den erhobenen Arm sinken ließ.

„Tu' das, damit diese Behörden erfahren, was es für tüchtige Beamte gibt!“ lachte ich und eilte dann mit meinem Freund einige hundert Meter voraus, um nicht die gräßlichen Tierquälereien, die ich nicht verhindern konnte, mit ansehen zu müssen.

Nach kaum einer Viertelstunde wurden wir von einem Reiter zurückgerufen. Es mußte etwas Außergewöhnliches passiert sein! Sollte mein sicheres Auftreten schon

Früchte getragen haben? Hatte man sich endlich zur Umkehr entschlossen?"

Als wir den Wagenzug erreichten, sahen wir auf den ersten Blick, daß der beschlossene Rückzug allerdings höchstnotwendig und geboten war. Einige Wagenführer fand ich in heftigem Streit mit dem Postmeister, der beinahe zu Tätlichkeiten auszuarten drohte, da einer der Passagiere ihm die Peitsche aus der Hand reißen wollte. Mit einem zorn erfüllten Blicke maß mich der Führer. Ich verlachte ihn, da ich sah, daß ich gewonnen hatte. Das Bild, das sich meinen Blicken bot, ließ mich mein Lachen allerdings sofort wieder vergessen.

Ein Mann lag todbleich auf dem weißen Schnee; er war von einem Pferde geschlagen worden und auf dem besten Wege, zu erfrieren. Wir waren mehr denn 2000 m hoch und es herrschte eine eisige Kälte. Einer der Passagiere saß im Schnee, heulte und jammerte herzerbrechend und hielt mir seine halberfrorenen Hände und Füße entgegen. Er war kein Held und jammerte über den Schmerz, wie ein Kind. Auch wir froren ganz entsetzlich in unseren dünnen Regementmänteln und ich merkte, wie ich allmählich gleichgültig zu werden begann gegen alles, was um mich vorging. Unsere Fahrzeuge boten einen Anblick der größten Verwirrung und ich fühlte grenzenloses Mitleid mit den armen Pferden, denen die Todesangst in den Augen stand. Der Schmerzensruf eines Pferdes erinnerte die Leute, die alle dem Streite der Wagenführer mit dem Postmeister zugehört hatten, wieder an ihre Pflicht. Dann wurde gearbeitet, heiß und fieberhaft, weniger, um den Pferden zu helfen, als sich selbst vor dem Tode des Erfrierens zu bewahren. Die Dämmerung senkte schon ihre ersten Schatten. Die Pferde wurden ausgespannt, die Wagen abgeladen und die Räder

aus dem Schnee herausgeschaufelt. Das alles war mit vereinten Kräften ein Werk von wenigen Minuten. Aber wie sahen die Pferde aus! Gott im Himmel, ein Bild des Grauens! Die Beine waren von den scharfen Eiskörnern aufgeschauvert und mit Blut überströmt, die Rücken waren blutig geschlagen, einem Tiere war die gebrochene Wagen- deichsel beim Sturz in den Leib gedrungen und so fort. Während die Wagen neu beladen und die Pferde einges- chirrt wurden, ging ich zu dem schwerverwundeten Tier zurück und schoss ihm eine Kugel durch den Kopf, um es von seinen Leiden zu erlösen. Ich wollte nicht, daß es zu all den Schmerzen auch noch den Kältetod sterben sollte.

„Was hast du getan?“ fragte mich der Postmeister mit blitzendem Auge.

„Ich habe das verwundete Pferd erschossen, um es von seinen Schmerzen zu erlösen“, antwortete ich ruhig. Den Mann, der an all dem Elend schuld war, machte ich mir gerne zu Feinde.

„Wer hat dir erlaubt, das Pferd zu erschießen?“

„Niemand; die Erlaubnis gab ich mir selbst!“

„So will ich dir sagen, daß du kein Recht dazu hattest!“

„Wer hat denn ein Recht?“

„Ich.“

„So hätte ich dich also erst fragen müssen?“

„Ja.“

„Kann ich das nicht nachträglich noch tun?“

„Es ist zu spät, das Pferd ist tot!“

„Allerdings. Was hättest du mit dem Tiere getan, wenn ich es nicht erschossen hätte?“

„Ich hätte es zurücktransportiert.“

„Und nach drei Tagen wäre das Pferd wieder munter gewesen, nicht wahr?“

„Nach 14 Tagen wäre es wieder brauchbar gewesen. Du wirst den Schaden ersetzen, der der Post entstanden ist!“

Alles war zum Aufbruch bereit und hatte sich um uns versammelt, um der Auseinandersetzung zuzuhören. Daß ich den Postmeister so wenig respektvoll behandelte, machte den Leuten riesigen Spaß. Ich wandte mich nun an alle Umstehenden, indem ich fragte, was mit dem Pferde geschehen wäre, wenn ich es nicht erschossen hätte.

„Es wäre ebenso liegen geblieben, Sahib!“ schallte es vielstimmig zurück.

„Hast du es gehört?“ fragte ich den Postmeister.

„Das hätte ich bestimmt, sonst niemand“, antwortete er.

„Nun gut, was kostet das Pferd?“

„Es war eines unserer besten, es kostet 60 Toman!“

„Ich weiß, es war ein gutes Pferd, es konnte vor Elend kaum mehr stehen. Und an wen habe ich diese 60 Toman zu zahlen?“

„An mich. Ich werde das Geld abliefern!“

„Sechzig Toman, sagtest du?“

„Ja.“

„Tröste dich, du wirst nichts bekommen“, lachte ich nun, da er schon die Hand aufhielt, um das Geld in Empfang zu nehmen. „Aber jetzt tue deine Pflicht, sonst vergessen wir, daß du der Postmeister von Abadeh bist!“

Ich hatte meine Stimme erhoben und trat mit einem festen Bergstock in der Hand auf ihn zu. Er fühlte sich im Kreise nicht mehr sicher und trat rasch zurück. Alles lachte und gönnte dem Kohling diese Demütigung von Herzen.

Dann fuhren wir im Galopp zurück. Heimwärts ging es besser, da der Weg abfiel und wir der bereits getretenen Bahn folgen konnten. Dennoch stürzte uns noch ein Pferd, das mit seinen Kräften zu Ende war. Es wurde

ausgeschirrt und weiter ging es. Da es schon zu dunkeln begann, schlugen die Führer wie wild auf ihre Tiere ein, daß sie sich vor Schmerz aufbäumten und die Wagen in schwindelndem Tempo hinter sich herrissen. In später Abendstunde erreichten wir die Poststation Chane-Chore wieder, wo wir von den dort stationierten Soldaten empfangen wurden. Der von dem Pferde Geschlagene ist dort in Ermanglung ärztlicher Hilfe nach einigen Tagen gestorben. Wenn mir bei diesem rasenden Rückzuge auch ganz übel zumute war, so mußte ich wohl oder übel lächeln bei dem Gedanken, was zwischen uns und den französischen Soldaten Anno 1812 für ein Unterschied bestanden haben mag. Für beide galt: Mit Mann und Ross und Wagen hat sie der Herr geschlagen.

Schiras, die Rosenstadt

„**S**ahib, farsi midani?“ fragte mich der Priester, als wir in einer Karawanserei um das kleine Feuerchen saßen. Ich war ganz erstaunt darüber, da mich der Mann, der doch als Nachkomme des Propheten nichts für uns übrig hatte, solange wir auf dem Wagen saßen keines Wortes gewürdigt und stets nur über unsere Anwesenheit gemurrt hatte. Ich gab deshalb auf seine Frage, ob ich persisch sprechen würde, keine Antwort. Der Mann schien sich aber damit nicht zufrieden geben zu wollen, da er einen ebenfalls mit uns reisenden Kaufmann aus Isfahan, der etwas Englisch sprach, aufforderte, an uns die gleiche Frage zu richten.

„Sprecht Ihr persisch, Sir?“ fragte der nun in gebrochenem Englisch. Da wir uns mit unserem Wagenführer Tadollah nur in türkischer Sprache unterhalten hatten, so

war den Mitreisenden natürlich nicht bekannt, daß wir auch leidlich persisch sprachen. Ich verneinte deshalb die Frage des Kaufmanns, weil ich mir von dieser List einen Erfolg versprach und weil ich hoffte, daß sich der Priester nun über uns äußern würde. Und ich hatte recht.

„Er spricht nicht persisch!“ sagte der Kaufmann nun zu dem Sadschi, der uns mit lauernden Blicken beobachtet hatte. Ich habe schon an anderer Stelle in diesem Buche von den persischen Priestern erzählt, so daß ich mir eine eingehende Schilderung dieses Schurken ersparen kann. Der Ausdruck ist nicht zu hart, denn in der Folge habe ich diesen Mann tatsächlich als einen hinterlistigen und gemeinen Menschen kennengelernt.

„Ich habe nur gefragt, damit wir auch die Gewißheit haben, daß diese räudigen Hunde nicht verstehen, was wir sprechen!“ sagte er, indem er uns einen freundlichen Blick zuwarf, zu welcher Verstellung nur Leute seinesgleichen Talent haben. „Ich will, daß die beiden hier in der Karawanserei zurückgelassen werden. Sie können warten, bis ein Gari kommt, auf dem mehr Platz ist!“

„Das ist unmöglich, Sadschi,“ verteidigte uns der Wagenführer, „wer weiß, wann wieder ein Gari kommt! Ich kann die beiden Fremden auf keinen Fall allein hier in der verschneiten Steppe stecken lassen!“

„Darüber haben aber doch die Passagiere zu entscheiden!“ wandte der Priester ein.

„Den letzten Entscheid trifft der Wagenführer, und der bin ich!“

„Nur dann, wenn alle Passagiere das Fahrgeld entrichtet haben!“

„Die zwei Deutschen haben einen Freibrief für alle Poststationen in Persien!“

„Die Reisenden, die das Fahrgeld entrichten, haben aber den Vorzug!“ Der Priester war hartnäckig. „Du kannst uns nicht zumuten, daß wir bis Schiras in dieser Weise zusammengepfertcht auf dem Wagen sitzen sollen!“

„Die Fremden werden sich beschweren!“ wandte nun Tadollah ein, der allmählich unsicher wurde.

„Verstehst du, was sie sagen, Franz?“ fragte mich Ernst, der wohl merkte, daß von uns die Rede war.

„Nicht alles wortwörtlich. Ich weiß nur, daß der rotbärtige Spitzbube die anderen gegen uns aufhetzen will, damit sie uns hier sitzen lassen sollen. Aber sei jetzt ruhig, damit mir nichts entgeht. Ich werde den Leuten nachträglich den Standpunkt schon klarmachen!“

Und damit die Perser nicht merken sollten, worüber wir gesprochen hatten, kramte ich in meinem Rucksack herum, als wenn ich etwas suchen wollte.

„Frage nur alle um ihre Ansicht,“ hörte ich nun wieder den Priester sprechen, „dann wirst du sehen, daß sich keiner für diese Sunde einsetzen will! Man kann auch einem wahren Gläubigen nicht zumuten, daß er mit diesen Fremden, die Allah verdammen möge, auch nur eine Stunde länger zusammenbleiben soll!“

„Ich bin dafür, daß sie mit uns weiterfahren!“ machte Tadollah den letzten Versuch, und er fragte der Reihe nach die Reisenden, die sich alle der Stimme enthielten, aber eher gegen, als für uns, eintreten wollten. Nur der Priester und sein Diener machten aus ihrer Einstellung keinen Hehl. Die anderen waren jedenfalls zu feige, sich zu äußern. Für uns eintreten wollten sie auf keinen Fall, da sie zu sehr unter dem Einfluß des Priesters standen und sich gegen uns zu wenden, fehlte ihnen ebenfalls der Mut, da sie der von Tadollah angedrohten Beschwerde, die wir seiner Ansicht

nach einbringen würden, gedachten. Ich dachte aber gar nicht an eine Beschwerde, weil es mir nicht einfiel, hier zurückzubleiben.

„Ernst, beobachte jetzt einmal den Priester, was der für Augen machen wird!“ sagte ich zu meinem Freunde.

„Was willst du tun?“

„Das wirst du gleich sehen! Man hat sich nämlich soeben entschlossen, uns hier zurückzulassen. Und nun will ich den Leuten beweisen, daß sie das gar nicht fertig bringen.“

Ich stand von meinem Platze am Feuer auf und setzte mich ohne ein Wort zu sagen zwischen den Priester und unseren Wagenführer, welcher zufrieden vor sich hin lachte, als ich ihm heimlich mit den Augen ein ermutigendes Zeichen gab.

„Also, Tadollah,“ sagte ich in gebrochenem, doch schon recht gut verständlichem Persisch, „ich danke dir, daß du dich so wacker für uns eingesetzt hast und werde den Behörden auch von dir erzählen!“

„Hast du denn verstanden, was wir gesprochen haben?“ fragte mich der Priester rasch.

„Jedes Wort, das aus deinem Lästermunde kam!“ antwortete ich scharf.

„Du sagtest doch, kein Wort persisch zu verstehen!“

„Ich habe es inzwischen schnell gelernt.“

„Sahib, du bist ein Lügner!“

„Und du bist ein ganz gemeiner Schuft, ein hinterlistiger Schurke. Ein Sadschi willst du sein und ein Nachkomme des Propheten! Ein Sohn des Teufels bist du und der wird sich auch deiner annehmen, wenn du die dankbare Welt einmal von deiner Gegenwart zu befreien gedenkst!“

„Sahib, du beleidigst einen Priester!“ fiel mir nun einer der Reisenden ins Wort.

„Ich weiß sehr wohl, aber ich werde noch mehr tun. In der nächsten Ortschaft übergebe ich diesen feinen Sadshi der Polizei und werde den Vorfall nach Teheran telegraphieren lassen. Ihr habt alle mit Ausnahme des Wagenführers schlecht gehandelt und das Schriftstück eines Ministeriums nicht beachtet. So will ich dir noch etwas anderes zeigen, du falscher Spitzbube,“ wandte ich mich nun wieder an den Priester, „damit du weißt, mit wem du es zu tun hast!“

Ich hielt ihm das Schreiben General Morte-sa-Khans unter die Nase und reichte es dann Jadollah, der es ehrfürchtig an die Stirne führte.

„So, jetzt laßt uns ausbrechen, und wer ist noch gegen unsere Weiterreise?“

Alle steckten die Köpfe ein und ich merkte den Reisenden an, daß sie heilfroh waren, sich nicht offen gegen uns ausgesprochen zu haben. Als wir in der nächsten Ortschaft von dem Besuche, den wir dem Bürgermeister abgestattet hatten, zum Wagen zurückkehrten, war der Sadshi mit seinem Diener verschwunden.

Die Gegend, die wir durch Umgehung des Soli-Kosch passierten, war landschaftlich unvergleichlich schön und romantisch. Freilich bildeten die in dieser herrlichen Gebirgslandschaft kaum passierbaren Pfade für die Wagen zuweilen unüberwindbar scheinende Hindernisse und die Fahrt war tatsächlich eine Gefahr. Daß auf dieser Strecke, seit der Paß verschneit war, schon viele Unglücksfälle vorgekommen waren, wunderte mich nicht und auch wir sahen noch zu Dutzenden tote Pferde und Maultiere liegen, von denen manche sogar noch vollständig eingeschirrt im Schnee lagen. In einer tiefen Schlucht, durch die unser Weg führte, fanden wir einen kleinen Zweiräderkarren, die in Südpersien häufig anzutreffen sind. Der Besitzer saß weinend neben

seinem toten Pferde im Schnee. Auf dem unsicheren Pfade war das Tier gestrauchelt und von dem auf dem abfallenden Gang mit Gewalt nachdrängenden beladenen Wagen zu Tode geschleift worden. Das Pferd stellte den einzigen Besitz des Persers dar und er war über den Verlust so verzweifelt, daß er auch nicht mehr leben wollte und sich von seinem Plaze nur mit Gewalt entfernen ließ. Tatsächlich war der arme Mann bereits halb erfroren, da er schon mehrere Stunden die Totenwacht bei seinem Pferde gehalten hatte.

Als wir endlich nach dreistündiger Fahrt die Ortschaft Dehbid erreichten, fanden wir dort eine öde Karawanserei vor, in der man uns zusammen mit den Persern einen leeren, unwirtlichen Raum anwies, in dem wir die Nacht verbringen sollten.

„Besteht denn keine Möglichkeit, weiterzufahren?“ fragte ich den Postmeister, als man sich am nächsten Tage zu einer Weiterreise nicht entschließen konnte.

„Sieh dir die Wolken an, Sahib! Es ist zu gefährlich, die Weiterreise anzutreten. Ich fürchte, daß wir in wenigen Stunden schon einen Schneesturm haben werden!“

Ich hatte von Herrn Schünemann in Isfahan von diesen Schneestürmen gehört und wußte, daß eine Karawane, die auf offener Straße von diesem Sturme überfallen wurde, unrettbar verloren war und daß man sie erst vielleicht im nächsten Frühjahr nach der Schneeschmelze finden würde. Auf diese Weise sind in Persien schon ungezählte Tiere und leider auch sehr, sehr viele Menschen zugrunde gegangen.

„Wir kommen noch leicht bis Sefalch vor dem Sturm!“ wandte ein Wagenführer ein und da sich auch die übrigen für die Weiterreise aussprachen, so ließ der Postmeister sie gewähren und schon nach einer Stunde befanden wir uns

wieder mitten in der Schneewüste. Die Wolken hingen schwer am Himmel und drohten jeden Augenblick die Landschaft mit neuen Schneemassen zu überschütten. Die Luft war drückend und trotz der beträchtlichen Höhe, in welcher wir uns befanden, herrschte eine erträgliche Temperatur, so daß wir uns nicht in die Decken zu hüllen brauchten. Ein Windstoß segte ab und zu über die weite Fläche. Sonst war alles totenstill, und nur die Pferde schnaubten zuweilen ängstlich, als wenn sie uns vor einer drohenden Gefahr warnen wollten. Der alte Postmeister saß mit uns zusammen auf dem ersten der drei Wagen, die von Dehbid aus aufgebrochen waren. Er konnte keine Ruhe finden und betrachtete ununterbrochen den Himmel und keine Bewegung der Pferde entging seinem scharfen Auge. Er war ein alter Mann und mochte wohl schon so manches Mal Südpersien durchquert haben. Ich traute ihm allein mehr Erfahrung zu, als allen anderen zusammen, die sich noch bei uns befanden.

Da fuhr plötzlich ein heftiger Windstoß über die Steppe, der an verschiedenen Stellen den feinen, gefrorenen Schnee hoch aufwirbelte. Dieses erste Anzeichen des Sturmes kam selbst dem vorsichtigen, alten Postmeister zu früh und erschreckt nahm er dem Kutscher die Zügel aus der Hand und wandte sich nach rückwärts zur Flucht. Die Pferde, die früher als die Menschen, die Gefahr erkannt hatten, hätten der Peitsche, die ständig auf ihrem Rücken ruhte, gar nicht bedurft, denn sie liefen, was ihre Beine hergeben konnten. Im Fluge ging es an den beiden anderen Wagen vorbei.

„Zurück, um Allahs willen, zurück!“ rief ihnen der alte Postmeister zu. „Der Schneesturm kommt!“

Wie von Furien gepeitscht jagten die Tiere dahin, der bereits getretenen Spur folgend.

Nach wenigen Minuten tauchte in der Ferne die Station Dehbid wieder vor unseren Blicken auf. Aber man sah ja in der Steppe meilenweit und so bedeutete der Anblick der rettenden Station immer noch nicht die Rettung selbst.

„Sau' die Pferde, daß sie bluten!“ rief der ängstliche Wagenführer dem Postmeister zu, der die Zügel fest in der schon zitternden Hand hielt.

Ich stand hinter ihm und legte ihm seinen Pelz, der ihm von der Schulter gefallen war, wieder um.

„Ich danke dir, Sahib,“ sagte er, indem er sich umblickte, „ich habe gesagt, daß der Sturm kommen wird und ich wußte, daß ich recht haben würde. Aber die Alten haben nichts mehr zu sagen!“

Daß es doch auf der ganzen Welt so war!

„Wir werden noch rechtzeitig nach Dehbid kommen Käis!“ tröstete ich ihn.

„Inschallah!“ gab er zurück. „Aber sieh dir einmal den Sturm an, Sahib! Er ist schneller, als unsere Pferde! Schau zurück!“

Ich hatte bis zu dem Augenblick keine Zeit gefunden, nach rückwärts zu schauen und erst jetzt folgte ich der Aufforderung. Ich habe nie mehr ein imposanteres Naturschauspiel gesehen, als in diesem Moment, wenn es auch mein Herz vor Angst zusammenpreßte. Es war, als ob sich der das Land bedeckende Schnee von einem Wirbelsturm erfaßt gen Himmel erheben würde und das Firmament mit der umstürmten Erde durch eine weiße Wand verbinden würde, die mit Windeseile näher brauste und alles Leben unter sich zu begraben schien. Nicht eine Sekunde zu früh hatte der Postmeister die Umkehr veranlaßt und als wir das schützende Tor fast erreicht hatten, hatte uns auch der Sturm eingehüllt, der sofort alles mit gewaltigen

Schneemassen überschüttete und kleine, feine Eiskörperchen in Augen, Ohren, Mund und Nase peitschte, so daß man schon nach wenigen Sekunden völlig widerstandslos dem entfesselten Element preisgegeben war. Aber schon hatten wir das Tor passiert, und der Sturm brauste über unseren Köpfen über den Hof der Karawanserei hinweg.

Er tobte noch die ganze Nacht hindurch, und als wir am nächsten Morgen Umschau hielten, sahen wir, daß wir eingeschneit waren und daß an eine Weiterreise vorläufig nicht zu denken war. Wir warteten, bis einige aus dem Süden kommende Kamelkarawanen einen leidlichen Pfad getreten hatten, und brachen nach viertägigem Aufenthalt in Dehbid wieder auf. Wir hofften, weiter südlich nicht mehr soviel Schnee anzutreffen. Der Sturm hatte ihn an manchen Stellen meterhoch aufgetürmt, und als wir gegen Abend Sefalch erreichten, welcher Ort etwa 20 km von Dehbid entfernt liegt, hatten wir dazu einen ganzen Tag gebraucht. Sefalch, welcher Ort nur aus zwei oder drei elenden Hütten und der kleinen Karawanserei besteht, war der traurigste Ort, den wir je berührt hatten. Es gab dort buchstäblich nichts, nicht einmal ein Stück schlechten Saferbrotes zu kaufen, so daß wir die Nacht, die schrecklichste der ganzen Reise, hungernd und frierend in einem Raume zubrachten, der auch den Pferden als Stall diente, zwischen denen wir uns auf dem schmutzigen Boden betteten, um wenigstens einigermaßen Schutz gegen die eisige Kälte zu finden. In jener Nacht habe ich zu meinem Erstaunen einsehen gelernt, daß ein Mensch Ungeheueres an Strapazen, Hunger und Kälte auszuhalten vermag, ohne körperlich zugrunde zu gehen.

Als wir am nächsten Tage in Dilligan, das wir gegen Mittag erreichten, schon wieder die Nacht über bleiben

sollten und die Wagenführer zu einer Weiterreise nicht zu bewegen waren, so entschloß ich mich, da mich schon seit mehreren Tagen entsetzliche Zahnschmerzen nicht mehr zur Ruhe kommen ließen, den Marsch nach Schiras allein fortzusetzen. Da das Vorwärtskommen in der schmalen, von den Kamelen getretenen Fährte für einen Fußgänger leichter war, als für die breitspurigen Wagen, so hoffte ich, zu Fuß mindestens zwei Tage früher nach Schiras zu kommen, als die Fahrzeuge.

Ich schnallte mir meine Decke um die Schulter, gürtete meinen Riemen fester, der die treue Pistole trug und schickte mich an, die Karawanserei zu verlassen.

„Wo willst du hin, Sahib?“ rief mir unser Wagenführer nach. Leider war das nicht mehr unser guter Jadollah, da sich dieser in einer der letzten Stationen durch einen Sturz vom Wagen den Arm gebrochen hatte.

„Ich gehe zu Fuß nach Schiras!“

„Sahib, was fällt dir ein! Du wirst keinen Menschen finden, der allein nach Schiras gehen möchte!“

„Aber ich gehe doch!“

„Sahib, wenn dir etwas zustößt! Wenn du den Weg verfehlt, wenn dich die Wölfe aufspüren!“

„Ich kann es hier nicht mehr aushalten. Mein Freund wird bei euch bleiben und ich hoffe, daß Ihr es ihm an nichts fehlen lassen werdet! Ich werde in Schiras auf euch warten!“

Und um mich nicht lange mehr aufhalten zu lassen, verließ ich sofort den stinkigen Raum, in dem alle um ein kleines Feuerchen saßen und Opium rauchten. Nach einer Stunde schon hatte ich den Ort aus dem Auge verloren und befand mich nun mutterseelenallein in der verschneiten Steppe.

Die ersten Schwierigkeiten zeigten sich schon, als ich einen etwa 10 m breiten, allerdings nicht tiefen Bach überqueren

mußte, über den keine Brücke führte. Das Wasser war trotz der eisigen Kälte nicht zugefroren, was wohl daran lag, daß der Bach ein starkes Gefälle hatte und sehr reißend war. Ich stand einige Minuten ratlos am Ufer, mußte mich dann aber wohl oder übel dazu entschließen, die Schuhe aus-zuziehen und mit entblößten Füßen die eisigen Fluten zu durchwaten. Am anderen Ufer zog ich, im Schnee stehend, Strümpfe und Schuhe wieder an und nach wenigen Minuten merkte ich, daß mir das Bad sehr wohlgetan hatte, denn von diesem Augenblicke an fror ich nicht mehr. Freilich war das auch darauf zurückzuführen, daß ich stets in schärfstem Tempo marschierte. Zeitweise fiel ich sogar in Lauffschritt, da es schon zu dunkeln begann und von Amarabad, welchen Ort ich erreichen wollte, noch nichts zu sehen war. Ein Verirren erschien ausgeschlossen, da die Kamele in dem tiefen Schnee einen so markanten Pfad getreten hatten, daß sich selbst ein Blinder darin zurechtfinden mußte. Als sich aber die Schatten der Nacht auf die Schneewüste herniedersenkten und mir seit Stunden niemand begegnet war, da wurde es mir in meiner Einsamkeit doch etwas unheimlich und trotz der herrschenden Kälte wickelte ich meine rechte Hand aus der Decke und hielt die Pistole schußbereit. In meiner durch die tatsächliche Gefahr erregten Phantasie sah ich in jedem Winkel einen Wolf, jede dunkle Stelle hielt ich für eine solche Bestie und der leise über die stille Steppe streichende Wind trug mir das Geheul dieser Raubtiere zu, die im Winter die Gegend unsicher machten. Gegen Mitternacht erreichte ich Amarabad, wo ich in einer Tschahane notdürftig Unterkunft fand.

Den nächsten Tag reiste ich zusammen mit einer Kamel-farawane, die gleich mir, die Stadt Sivend zum Ziel hatte. Auf dem Wege dahin überholte uns ein Landauer, in dem sich

zwei meiner ehemaligen Mitreisenden aus Isfahan befanden, die es eilig hatten und deswegen den Wagen extra gemietet hatten. Für einen Toman sicherte ich mir in dem Gefährt noch einen Platz, mußte mir aber trotzdem die Mitfahrt erst sauer verdienen, da der Wagen alle Augenblicke einen Defekt hatte, was bei den jeder Beschreibung spottenden Straßenverhältnissen und bei dem Tempo, das rasend zu nennen war, nicht verwundern konnte. In Pusalch, einem kleinen, schmutzigen Dorfe in der Nähe der Ruinen von Persepolis, verbrachten wir die Nacht und ich hatte Gelegenheit, zu beobachten, wie die beiden Reisegefährten, zwei persische Kaufleute, die doch den sogenannten gebildeten Ständen angehörten, sich mit der Laterne in der Sand gegenseitig die Läufe absuchten.

Einige Stunden vor Schiras erlebten wir noch einen Radbruch und ich verabschiedete mich von meinen Reisegefährten, die vom Pech verfolgt waren und alle Augenblicke ihre Reise unterbrechen mußten.

Zu Fuß wanderte ich weiter. An einem steilen Berge bemühte sich ein alter, abgeschundener Gaul, eine Droschke über die Steigung zu bringen und dies gelang ihm erst, als der Kutscher und ich fest in die Räder griffen. Ich hatte dabei meine eigenen Gedanken. Wenn der Wagen den Berg überwunden haben würde, sollte mich der Kutscher zum Danke für meine Hilfe mit nach Schiras nehmen.

„Äs iltifat i schuma!“ sagte dieser, als wir das Hindernis überwunden hatten.

„Du brauchst nicht zu danken,“ antwortete ich, „sondern du tust mir für meinen Gefallen eben den, daß du mich mit nach Schiras nimmst!“

„Das geht nicht!“

„Warum nicht?“

„Weil ich eine Frau fahre!“

Ich blickte in den Wagen. Das Mädchen, das neugierig den Gesichtschleier etwas lüftend, heraus schaute, war überwältigend schön. Jetzt bloß in Europa sein! Für meine Silbefeistung hätte mir doch jede Dame gestattet, zum mindesten auf dem Boocke mitzufahren. Daß ich in dem Augenblicke nicht salonfähig war, wußte ich schon selbst. Aber ein Kutscher hätte sich mit mir immer noch sehen lassen können. So dachte ich wenigstens.

„Du siehst also, daß ich dich nicht mitnehmen kann, Sahib! Aber ich werde dir einen Kran schenken!“

Und er griff in die Tasche und reichte mir tatsächlich eines dieser kleinen Silberstücke. Himmel Donnerwetter, war ich denn wirklich schon so weit! Ich nahm das Geldstück in Empfang, legte noch eines aus meiner Tasche hinzu und gab beide dem Kutscher zurück.

„Hier, mein lieber Freund, kaufe dir Opium dafür. Ich aber bin kein Bakschischempfänger!“

Ohne mich weiter um den Mann zu kümmern, setzte ich den Marsch zu Fuß fort. Wenn ich aber an das erstaunte und verblüffte Gesicht des Kutschers denke, der mit einer derartigen Wendung der Dinge recht zufrieden war, muß ich heute noch lachen. Als der Wagen an mir vorbeivollte, sah sich die schöne Insassin noch einmal recht neugierig nach mir um. Warum mir der Mann wohl einen Kran geben wollte? Daran dachte ich unaufhörlich. Plötzlich blieb ich, einer Umgebung folgend, stehen und betrachtete mich genau in meinem zerbrochenen Taschenspiegel. Nun wurde mir freilich alles klar. Seit zehn Tagen hatte ich mich nicht mehr waschen können, seit fast drei Wochen hatte ich die Kleider nicht mehr ausgezogen, und sie waren beschmiert und zerrissen, seit mehr als 14 Tagen hatte sich

kein Rasiermesser um meinen Bart bekümmert, meine Fingernägel hatten tiefe Trauer, und nur die Läuse, die ich von den Persern tagtäglich erbt, waren lustig und guter Dinge. Wenn es irgendwie möglich gewesen wäre, ich wäre weiß Gott vor mir selbst auf- und davongelaufen. Aber es konnte nach all den Strapazen der letzten Wochen nicht anders sein. Ich wagte es deshalb gar nicht, Schiras zu betreten, sondern schickte einen kleinen Jungen um eine Droschke, die ich außerhalb der Stadt erwartete.

Wer von Norden kommt und zwischen gewaltigen Selsmassen durchblickend die Stadt Schiras vor sich liegen sieht, wird von dem Anblick überwältigt sein, wenn er auch nur einen kleinen Funken Schönheitsinn im Leibe hat. Freilich war die Jahreszeit noch zu wenig vorgeschritten, um schon die Rosen anzutreffen, die so weltbekannt sind und die auch der Stadt diese Berühmtheit gegeben haben. Trotzdem war für Schiras, das in einem großen Talkessel liegt, bereits der Frühling gekommen, und als ich in der Droschke dann hinabfuhr in die Stadt, da merkte ich, daß schon Frühlingluft wehte und daß diese Luft von dem Duft der treibenden Pflanzen erfüllt war. Waren wir also endlich dem eisigen Winter entronnen?

Nun sofort zu einem Zahnarzt, denn nur der heftigen Zahnschmerzen wegen hatte ich doch diese großen Strapazen des Marsches auf mich genommen.

Ich habe später gesagt, daß ich mir lieber von einem deutschen Schmied drei Zähne heraus schlagen lasse, als noch einen einzigen von einem persischen Zahnarzt ziehen. Wenn diese Worte auch nicht gerade wörtlich zu nehmen waren, so wollte ich doch damit zum Ausdruck bringen, daß mich dieser Zahnarzt, der mich auf offener Straße behandelte und der noch minderwertiger war als der schlechteste



Der Verfasser ...



... und seine Begleiter,
Vodo Zimmermann und Ernst Schreiber

Dr. ...



Zusammen mit persischen Offizieren verlebten wir ein frohes Weihnachtsfest in Teheran (S. 203)

Bader im Mittelalter, nach allen Regeln der Kunst geschunden hat. Da uns bei dieser Prozedur eine Menge Neugieriger umstand, so hatte ich obendrein noch die Pflicht, mich recht standhaft zu zeigen und gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Daß mir trotz der Schindereien des „Zahnarztes“ kein Schmerzenslaut entschlüpfte, erregte bei der Bevölkerung, die zum großen Teil sehr wehleidig ist, große Bewunderung. Daß ich aber am liebsten nicht nur geschrien, sondern gebrüllt hätte, das wußte nur ich allein. Zwei Tage nach mir kam auch Ernst mit der Karawane an.

Bei dem Teppichhändler Ezra Rabbi Joseph Nouriel fanden wir freundliche Aufnahme. Die Wände, die Decke und selbstverständlich auch der Fußboden unseres großen Zimmers, das wir im Hause des Rabbiners bewohnten, waren mit prächtigen Persern behangen und belegt und zeugten von dem großen Reichtum des Mannes, der deswegen auch in ganz Südpersien bekannt ist.

In Schiras wohnte noch eine deutsche Familie Kenner. Der stets humorvolle Mann war ein geborener Württemberger. Daß er mit seiner jungen Frau nach dem unwirklichen Persien ausgewandert ist, um den deutschen Waren neue Absatzgebiete zu eröffnen, ist immerhin eine Tat, durch die er sich verdient macht und die auch uns beiden imponierte. Diese lieben, uns unvergeßlichen Landsleute wohnten etwas außerhalb der Stadt in einer „Villa“, die einem persischen Großen in früherer Zeit als Harem gedient hatte und auch ganz danach eingerichtet war. Das einzig Schöne war aber nicht die Villa, in der Kenners nur einen Raum bewohnten, sondern der ungeheuere Park, der das Besitztum umgab. Wir sind darin so manche Stunde bei anregender Unterhaltung spaziergegangen.

Der Polizeigewaltige von Schiras, ein Oberst, war ein großer Freund der deutschen Sache und nahm sich unser tatkräftig an. Er gab uns Empfehlungen an einflussreiche Persönlichkeiten in Schiras, die seine Freunde waren. In seiner Villa Delgoscha besuchten wir Seine Exzellenz, den Fürsten Charamol-Molk, der den Kriegszug Rizah-Khans gegen die aufständischen Araber im Süden finanzierte. Der Fürst sprach ein fließendes Englisch und zeigte für unsere Reise großes Interesse.

Am besten gefiel es uns aber doch bei dem russischen Konsul in Schiras. Wenn sich auch alle die vielen Russen, welche wir auf der Reise kennengelernt hatten, uns gegenüber freundlich und entgegenkommend gezeigt hatten, so war es der Konsul doch in einer ganz hervorragenden Weise.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er uns freundlich, nachdem er uns im Empfangszimmer mit Tee und Gebäck aufgewartet hatte.

„Womit wissen wir eigentlich selbst nicht, Herr Konsul!“ antwortete ich ebenfalls in englischer Sprache, da der Russe der deutschen Sprache nicht oder nur wenig mächtig war.

„Wir waren eben beim englischen Konsul und wollten uns die Genehmigung erholen, die in den verschiedenen Ortschaften auf dem Wege nach Buschehr errichteten englischen Telegraphenhäuschen als Unterkunft benutzen zu dürfen. Es wäre darin doch angenehmer zu wohnen als in den schmutzigen Karawansereien!“

„Und hat man Ihnen diese Bitte nicht erfüllt?“

„Wir bekamen keine Absage, aber auch alles andere als eine Zusage und sind aus dem ganzen Verhalten des Konsuls nicht Flug geworden.“

„Das ist englische Art. Und was haben Sie getan?“

„Da wir um diese Geringsfügigkeit nicht zweimal bitten wollten, sind wir einfach gegangen und fragen nun bei Ihnen an, ob Sie uns irgendeine Empfehlung mit auf den Weg geben können!“

„Ich habe einen Freund in Kasrun, an den ich Sie gerne empfehlen will, und der wird Ihnen dann schon weiter behilflich sein. Wenn Ihnen damit gedient ist, sollte es mich freuen!“

„Wir nehmen Ihr Entgegenkommen dankbar an, Herr Konsul!“

„Wollen Sie am Sonntagabend nicht meine Gäste sein?“ fragte der Konsul, als wir uns verabschieden wollten.

„Wir sind Sonntagabend von deutschen Landsleuten, einer Familie Kenner, bereits eingeladen, Herr Konsul!“

„Das macht nichts! Dann bringen Sie diese Familie Kenner einfach mit und können auf diese Weise ihrer und meiner Einladung folgen! Einverstanden?“

„Von Herzen gerne!“

Herrn Kenner, der aus geschäftlichen Gründen sowieso Anschluß beim russischen Konsul suchte, kam diese Einladung natürlich sehr gelegen. Ich nahm meine Geige mit und wir verlebten im russischen Konsulat einen unvergeßlich schönen Abend, der mir immer in Erinnerung bleiben wird. Nicht zuletzt des herrlichen Essens wegen, das die Diener unaufhörlich servierten und das uns zu Ehren aus deutschen, russischen und persischen Gerichten bestand. Vor dem Koch des russischen Konsulats in Schiras ziehe ich den Hut. Herr Kenner, der neben Ernst und mir saß, konnte nicht unterlassen, uns manchmal lustige Bemerkungen zuzuflüstern und ich hatte Mühe, nicht laut aufzulachen, da ich den Ehrenplatz dem Konsul gegenüber angewiesen erhalten hatte.

„Ihr habt einen ganz erstaunlichen Appetit!“ raunte er uns nun wiederum belustigt zu, so daß ich unwillkürlich laut lachen mußte. Der Wein tat auch seine Schuldigkeit.

„Was macht Ihnen denn so großen Spaß, Mister Herrmann?“ fragte der Konsul sofort. Ich war ihm natürlich eine Erklärung schuldig.

„Herr Kenner hat eben so treffend bemerkt, daß wir einen außerordentlichen Appetit entwickeln würden, Herr Konsul!“

„Wenn es wahr ist, sollte es mich freuen, meine Herren!“ lachte der.

„Stimmt schon, Herr Konsul! Hier wird reiner Tisch gemacht, selbstverständlich habe ich auch meinen Teil daran!“ sagte Herr Kenner. Und tatsächlich war es auch er, der am meisten vertragen konnte.

Am Tage vor unserer Abreise besuchte ich nochmals den Konsul, um das Schreiben für Kasrun abzuholen. Den Abend verbrachten wir noch bei Kenners. Ich hatte Wildenten, Mehl, Milch, Butter, Eier, Obst und ein Stück — Kamelleber im Bazar eingekauft und nun fuhren wir beide mit der Droschke bis zur „Villa Kenner“ und überraschten die Leutchen mit unseren Lebensmitteln, wie der Weihnachtsmann die Kinder.

„Es ist leider definitiv beschlossen, daß wir morgen abreisen, Frau Kenner, darum bitten wir Sie, Ihnen und uns mit all diesen Sachen einen feinen Abschiedsschmaus zu bereiten!“

Die junge, stets liebenswürdige Frau kam gerne unserem Wunsche nach, und nach zwei Stunden saßen wir bereits an der Tafel und speisten so glücklich und zufrieden zusammen, wie im Münchener Hofbräuhaus. So meinte wenigstens Herr Kenner, denn für dieses Haus hatte er sehr viel übrig.

Zum Persischen Golf

Es kommt nicht immer so, wie man es wünscht. Aus diesem Grunde verließen wir auch das gastliche Schiras zu Fuß und nicht auf Maultieren. Der schlechten Wege halber verkehren von Schiras nach Buschehr keine Postgarnituren mehr, auch die im Orient stark vertretenen Fardwaggen nicht, die sich nach Aussage der Eingeborenen gerade bei den schlechten Straßenverhältnissen recht gut bewähren. Vielleicht deswegen, weil sie verhältnismäßig billig sind und bei einem größeren Defekt lieber durch neue ersetzt werden. Den ganzen Verkehr bewältigen auf dieser Strecke daher die vielen Kamel-, Maultier- und Eselkarawanen, denen sich der europäische Reisende anvertrauen muß, wenn er nicht vorzieht, zu Fuß zu wandern, was aber mit bedeutend größeren Schwierigkeiten verbunden ist. Wenn wir zu Fuß wanderten, geschah es deshalb, weil der Fürst Charamol-Molk zufällig alle verfügbaren Maultiere und Esel zu einem Transport für die Truppen im Süden gemietet hatte.

In Dscheneradar, einem kleinen Ort, etwa 12 km südlich von Schiras, fanden wir bei der dort stationierten „Malie“ auf Grund unseres Teheraner Empfehlungsschreibens eine freundliche Aufnahme. Malie nennt man in Persien die Straßenzoll einnehmende Behörde. Um möglichst weit zu kommen, verließen wir Dscheneradar schon am frühen Morgen des folgenden Tages und befanden uns leider nach vierstündigem Marsche im Gebirge wieder in der Schneeregion.

„Ich habe es befürchtet, Ernst, daß wir den Winter noch nicht hinter uns haben. Es wird erst besser werden, wenn das Gebirge überwunden ist!“

„Und wann wird das sein?“

„Hundert Kilometer von der Küste landeinwärts liegt schon kein Schnee mehr.“

„Weil wir mit jedem Tage weiter nach Süden kommen?“

„Nicht deswegen, Ernst, sondern weil wir dann das Gebirge allmählich hinter uns haben werden. Wenigstens ist das auf der Karte zu ersehen!“

„Und wie lange werden wir also noch in diesem verfluchten Schnee herumstolpern?“

„Nicht mehr lange. Ich denke, daß schon Kasrun keinen Schnee mehr hat. Vorher haben wir aber noch einen Paß zu überqueren, der die höchste Erhebung in dieser Landschaft ist.“

„Wie heißt er denn?“

„Ich weiß es nicht. Es ist auf der Karte nicht angegeben. Er liegt aber nicht sehr weit hinter dem Dorfe Dasdardschen auf dem Wege nach Süden.“

„Und wann werden wir dort sein?“

„Ich dachte in Schiras, daß wir in zwei Tagen den Paß erreichen würden. Nun aber sehe ich, daß wir in dem Schnee wieder sehr schlecht vorwärtskommen und daß wir es also in zwei Tagen nicht schaffen.“

„Dann in drei Tagen!“

„Bestimmt.“

Wir schritten wacker aus und bedauerten nur, daß die an und für sich recht romantische Gebirgslandschaft so gar keinen Ausblick gewährte. Als wir die nächste Höhe erreicht hatten, sahen wir einige hundert Meter vor uns eine Maultierkarawane, die ebenfalls auf dem Wege nach Süden war. In einer knappen Viertelstunde hatten wir sie eingeholt.

Die Karawanenführer waren mit unserem Vorschlage, den Tieren unser Gepäck aufzupacken, gerne einverstanden, denn nur selten passierte es, daß sich schon auf der Reise nach

dem Golfe ein Geschäft machen ließ. Unserer Rucksäcke ledig schritten wir nun wacker aus und erreichten am Abend die Ortschaft Chane Senion, was ohne die Karawane bestimmt nicht möglich gewesen wäre. Da diese aus einem mir unbekanntem Grunde in dem Orte einige Tage bleiben wollte, so brachen wir am nächsten Tage wieder allein auf.

Und trotzdem gelang es uns an dem Tage nicht, den Paß zu erreichen, da wir gegen Mittag in der Nähe der Ortschaft Dasdardschen von einem ungeheueren Sturm überfallen wurden, der uns das rettende Dorf nur mehr unter Aufbietung aller Kräfte erreichen ließ. Statt Schnee stürzten gewaltige Wassermassen vom Himmel, und in dem kleinen Dorfe, das an einem Berghange liegt, brausten die Fluten wie ein wilder Gebirgsbach durch die Straßen, und da wir ohnehin bis auf die Haut durchnäßt waren, so wateten wir bis zu der auf einem kleinen Hügel liegenden Gendarmeriestation, ungeachtet dessen, daß uns das eisige Regenwasser fast bis an die Knie reichte. Bei den Soldaten fanden wir Aufnahme und trockneten an dem in der schmutzigen Stube angefachten Feuer unsere Kleider.

„Sahib,“ fragte mich im Laufe des Gespräches der „Garnisonälteste“, ein Dähbaschi, was soviel wie Korporal bedeutet, „warst du auch schon Soldat?“

„Ja.“

„In Deutschland?“

„Natürlich nicht in China, da ich ein Deutscher bin! Hast du schon von unserer Armee gehört?“

„Oh, Sahib, alle Perser haben davon gehört und mein Vater hat sogar mit den Deutschen zusammen gegen die Engländer gekämpft!“

„So, das freut mich! Wo denn hier in der Gegend?“

„Bei Schiras, Sahib!“

Wie in Deutschland wenig bekannt ist, hat der ehemalige deutsche Konsul Wasmuß von Buschehr, den ich dort auch kennengelernt habe, während des Krieges einen bewaffneten Aufstand gegen die Engländer inszeniert und anfangs auch einige Erfolge errungen. Er wollte allem Anschein nach der in Mesopotamien kämpfenden Armee den Landweg nach Indien, dem Herzen Englands, sichern. Daß sein Auftreten in englischen Kreisen damals großen Schrecken hervorgerufen hat, erzählte mir die Frau eines englischen Beamten am Telegraphenamte, eine Missis Isaaksohn, in Schiras. Der Name dieses ehemaligen deutschen Konsuls hat noch heute in Südpersien einen guten Klang, und auch die Engländer scheinen es für das beste zu halten, mit ihm in gutem Einvernehmen zu leben.

„Willst du meine Soldaten exerzieren sehen, Sahib?“ fragte mich der Dähbaschi, und ich merkte, daß er auf seinen Rang sehr stolz war.

„Es regnet ja draußen zu sehr!“

„Wir werden hier exerzieren, Sahib!“

„In diesem kleinen Raume?“

„Ja!“

„Gut, dann zeige mir, was sie können!“

Der vor Freude strahlende Kriegsmann verschwand für einen Augenblick und kehrte dann mit acht Soldaten zurück. Mehr hatte er nicht und wollte das auch gar nicht. Diese acht Krieger waren ihm genug. Ihre Bewaffnung bestand aus türkischen Gewehren und nur einer hatte einen — Karabiner. Ja, wirklich, einen deutschen Karabiner, Modell 98. Wie diese Waffe wohl in diesen entlegenen Winkel gekommen sein mag!

Der Dähbaschi stellte seine Soldaten in einem Gliede auf und fing an zu kommandieren. Wenn auch seine

Kommandos recht schneidig waren, so waren die Griffe dafür um so schlechter, was den tapferen Korporal aber nicht genierte. Er hatte aller Wahrscheinlichkeit nach ja selbst keine Ahnung von einem Gewehrgriff. Nur duldete er nicht, daß in der Abteilung gelacht wurde. Diese Übeltäter wurden immer gleich bestraft, und zwar bestand diese Strafe aus Ohrfeigen, die dem wackeren Vorgesetzten recht feil waren. Um diesem widerlichen Anblick ein Ende zu machen, nahm ich dem einen Soldaten den Karabiner aus der Hand und forderte den Unteroffizier auf und, nachdem dieser nicht verstand, meinen Freund, mir einen Griff zu kommandieren. Die Soldaten, in erster Linie aber der gute Dähbaschi, staunten und letzterer sagte voller Bewunderung:

„Sahib, du wirst wirklich ein Soldat!“

„Lasse deine Soldaten wieder abtreten, Dähbaschi, sie haben ihre Sache gut gemacht!“

Er gab noch ein lautes Kommando, so daß die Sühner, die in einer Ecke des Raumes bereits eingeschlafen waren, erschreckt aufflogen, und wir waren wieder allein. Gegen Abend kam im Dorfe eine Karawane an, die, wie wir, am nächsten Morgen nach Süden aufbrechen wollte. Da wir noch den Paß zu überwinden hatten, beschlossen wir, uns der Karawane anzuschließen und beauftragten deshalb einen Soldaten, für uns zwei gute Reittiere zu mieten. Wir bezahlten, da wir Fremde waren, natürlich den doppelten Preis, wie die Perser, aber an derlei Ausbeutungen waren wir ja gewöhnt. Das Geld für die Miete gab ich dem Soldaten mit dem Auftrage, es dem Besitzer der Karawane einzuhändigen.

Am nächsten Morgen wurden uns zwei Tiere vorgeführt, mit denen ich gar nicht einverstanden war. Ich bekam ein kleines Maultier, und erst später stellte sich heraus, daß es

sehr widerstandsfähig war, aber für Ernst hatte man nur einen Esel zur Verfügung gestellt, dem ich keine besonderen Kräfte zutraute.

„Steige einstweilen nur auf, Ernst!“ tröstete ich ihn.
„Wenn dir das Tier unterwegs nicht paßt, verlangen wir ein anderes!“

Wir mochten das Dorf etwa 20 Minuten verlassen haben und befanden uns bereits wieder inmitten der Schneewüste, als der Führer der Karawane an mich heranritt und „Pul“ forderte. Pul heißt Geld, und die Perser haben dies Wort ständig im Munde, so daß ich mich schon ärgerte, wenn ich es bloß hörte. Nur zu verständlich, denn wenn vom Geld die Rede war, hatte ich meistens zu bezahlen, und wer tut das gerne!

„Wofür willst du Geld?“ herrschte ich den Mann deshalb an.

„Für die beiden Tiere, die ihr reitet, Sahib!“

„Ich habe dich doch bereits gestern bezahlt! Ihr seid ja die reinsten Diebe!“

Und zornig spornete ich mein Tier, so daß es mich mit einigen Sätzen von der Gesellschaft des Persers befreite. Aber schon nach wenigen Minuten war er wieder an meiner Seite, und eindringlicher als vorher forderte er Bezahlung.

„Wenn du mich mit deiner unverschämten Forderung nicht in Ruhe läßt, sollst du was erleben!“ drohte ich.

Ohne zu antworten, sprang aber nun der Perser von seinem Tiere und zog mich am Beine auch von dem meinen herunter. Das war mir denn doch zuviel. Wütend drang ich auf ihn ein, so daß er erschreckt einige Schritte zurückwich und in den tiefen Schnee, dem der Regen seine Festigkeit genommen hatte, einsank.

„Sahib, du kannst mir nicht verwehren, daß ich für die zwei Tiere, die ihr reitet, Bezahlung fordere!“ rief er mir unwillig zu.

„Das verwehre ich dir auch nicht. Daß du diese Bezahlung aber ein zweitesmal forderst, ist eine Unverschämtheit, wie auch dein Verhalten gegen mich!“

„Ich fordere nicht zweimal, Sahib!“ erwiderte der Perser.
„Ich habe wirklich noch keine Bezahlung erhalten!“

„Hat dir der Soldat nicht zwei Toman für die Tiere gegeben und weißt du nicht, daß dieser Betrag mehr als das Doppelte ist, als das, was dir ein Perser bezahlen würde!“

„Ich habe aber nichts erhalten!“

„Dann werden wir beide jetzt augenblicklich zurückreiten und von dem Soldaten das Geld fordern!“

„Wir haben keine Zeit, Sahib!“

„Die Karawane wird dadurch gar nicht aufgehalten, denn sie setzt ruhig ihren Weg fort, und auch mein Freund wird bei ihr zurückbleiben. Wir beide aber reiten sofort nach dem Dorfe zurück!“

„Darauf kann ich mich nicht einlassen, Sahib!“

„Hast du das Geld erhalten oder nicht?“ fragte ich den Mann zum letztenmal.

„Nein, ich habe nichts erhalten!“ beteuerte er.

„So, dann wirst du dich darauf einlassen müssen, mit mir zurückzureiten, und zwar sofort!“

Ich bestieg mein Tier wieder und auch der Führer folgte meinem Beispiel, dachte aber gar nicht daran, meiner Aufforderung Folge zu leisten. Ich konnte mir schon denken, warum er von einer Rückkehr ins Dorf nichts wissen wollte. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er das Geld oder einen Teil desselben von dem Soldaten erhalten und wollte nicht, daß ich ihm auf seinen Schwindel kommen sollte. Ich war aber nun einmal zornig und in diesem Zustande habe ich die Gewohnheit, noch mehr als sonst auf meinen Forderungen zu bestehen.

„Ich fordere dich noch einmal auf, sofort zu wenden!“
sagte ich zu ihm, scheinbar ruhig.

„Du hast nicht über mich zu bestimmen, Sahib, sondern nur die Miete für die Tiere zu bezahlen!“

„Sallo, Ernst,“ rief ich meinem Gefährten absichtlich auf persisch zu, „bleibe du hier bei der Karawane, ich werde mit dem Führer nach dem Dorfe zurückreiten. In einer Stunde sind wir wieder zurück!“

„Was wollt ihr dort?“

„Man will zweimal die Miete für die Tiere haben. Die Angelegenheit wird schnell geordnet sein!“

„Ist gut!“ gab er zurück.

„Du hast deinen Freund falsch unterrichtet, Sahib!“
fauchte nun der neben mir reitende Karawanenführer. „Mir fällt es gar nicht ein, mit dir nach dem Dorfe zu reiten!“

Langsam zog ich meine Pistole aus der Tasche, ritt dicht an den Perser heran und faßte sein Tier an den Zügeln, so daß er notgedrungen halten mußte.

„Was fällt dir ein, Sahib!“ rief er zornig.

„Kennst du dieses Ding hier?“ fragte ich lächelnd, indem ich ihm die Pistole unter die Nase hielt.

„Es ist eine Pistole!“ antwortete er, indem er mich fragend anblickte.

„Ganz recht und weißt du auch, wozu . . .“

„Du willst doch nicht etwa damit sagen,“ fiel er mir ins Wort, „daß du mir damit . . .“

„Ich will dir damit nur sagen,“ unterbrach ich ihn ebenfalls, und meine Stimme wurde laut und drohend, „daß ich mich von dir nicht übertölpeln lasse und daß ich dich mit dieser Pistole zwingen werde, sofort mit mir zurückzureiten!“

„Aber Sahib, ich . . .“

„Kein Wort mehr!“ brüllte ich ihn an. „Rehrt marsch!“

Meine laute Stimme und die vor Zorn blizenden Augen vermehrten die Angst noch, die der Perser schon vor der auf ihn gerichteten Pistolet hatte, und ohne sich nochmals nach mir umzudrehen, ritt er im Galopp nach dem Dorfe zurück. Ich folgte im gleichen Tempo. Unsere Rückkehr erregte Mißtrauen und Verwunderung. Bald hatte sich ein dichter Kreis um uns gebildet. Der Korporal, mit dem ich mich angefreundet hatte, trat natürlich für uns ein. Der Soldat, dem ich das Geld gegeben hatte, war bald gefunden. Er hatte sich, als er uns kommen sah, in einem Stall verkrochen und stellte sich schlafend. Durch einen kräftigen Fußtritt des Unteroffiziers wurde er aber sehr schnell in die Wirklichkeit zurückgerufen, und wir waren schon nach wenigen Minuten einig. Der Soldat hatte dem Karawanenführer tatsächlich nur eine Toman gegeben und den zweiten für sich behalten. Dem Perser hatte er nahegelegt, von uns noch einmal das Geld zu verlangen, wenn wir das Dorf hinter uns haben würden. Daß es so kommen würde, hatten die beiden Spitzbuben natürlich nicht gedacht und nun standen sie vor uns wie arme Sünder, und zähneknirschend gab der Soldat die restigen 10 Kran dem Besitzer der Tiere, der ja dadurch auch der Lüge überführt war, da er behauptet hatte, nichts erhalten zu haben. Nach etwas mehr als einer Stunde hatten wir die Karawane wieder eingeholt.

Wir waren allmählich an den Paß herangekommen. Die Ebene war einem Höhenzug gewichen, auf dem sich der Pfad serpentinenartig bis zum Kamm emporschlängelte, um auf der anderen Seite in gleicher Weise ins Tal hinunterzuführen.

Ich ritt bereits seit einer Stunde allein an der Spitze der Karawane, während sich Ernst, um die Perser im Auge zu halten, als Letzter postiert hatte. Als sich nun kurz vor dem

Höhenkamm an einer Stelle, die ein Überholen ermöglichte, zwei der Treiber mit ihren Tieren an mir vorbeidrängten, fiel mir dies zwar auf, aber schon nach wenigen Minuten dachte ich nicht mehr daran, da die Landschaft außerordentlich romantisch war und meine Aufmerksamkeit vollständig fesselte. Nur auf diese Weise war es auch zu erklären, daß mich diese beiden Treiber, die hinter einem Felsenvorsprung auf mich gelauert hatten, als ich vorüberritt, in wenigen Sekunden von meinem Maultiere zerren und auch meinen Rucksack, der am Sattelknopf befestigt war, herunterreißen konnten. Ich war so in der Betrachtung dieser Naturschönheiten versunken gewesen, daß ich momentan gar nicht daran dachte, mich zu wehren und sekundenlang verblüfft stand. Das Gesicht, das ich dabei wohl gemacht habe, wird nicht besonders geistreich gewesen sein.

„Ihr habt von jetzt ab zu Fuß zu gehen, wenn Ihr nicht mehr bezahlen wollt!“ rief mir der eine der Banditen zu.

„Wir haben die Tiere aber doch bis Pologine gemietet!“

„Bezahle noch 2 Toman, dann könnt Ihr bis Pologine reiten!“

„Ich denke gar nicht daran. Ich bezahle keinen Schahi mehr und werde doch das Tier so lange reiten, als es mir gefällt!“

„Du bellst immer wie ein Hund!“ spottete der Perser, der mein Reittier fest am Zügel hielt und nicht gewillt war, diesen mir zurückzugeben.

„Ich werde dir sofort zeigen, daß ich nicht nur bellen, sondern auch beißen kann!“

Wenn ich infolge des hinterlistigen Überfalles schon zornig war, so brachte mich der freche Spott des Persers erst recht in Harnisch und da ich meinen treuen Bergstock in Dehbid in einer Schneewehe, in die ich geraten war, verloren hatte, so faßte ich den frechen Spötter mit beiden

Händen an der Kehle und gab ihm mit dem Knie einen derben Stoß in die Magengegend, so daß er wehklagend von meinem Tiere abließ. Jedoch drang nun sein Gefährte auf mich ein, und auch die übrigen vier Treiber, die inzwischen die Höhe erreicht hatten, waren von ihren Maultieren gestiegen und hatten einen engen Kreis um mich gebildet.

Der schmale Weg hatte sich hier auf der Höhe zu einem kleinen Plateau erweitert, auf dem auch eine Hütte errichtet war, in der einige Soldaten zur Sicherung der Straßestationiert waren. Diese Einrichtung hatten wir schon auf der Reise durch ganz Persien kennengelernt, und nicht selten haben wir gerade bei diesen ausgesetzten Militärposten Unterkunft gesucht und gefunden. Durch den Lärm des Streites angelockt, erschien auch schon nach wenigen Augenblicken einer der Soldaten mit dem Gewehr schußbereit in der Hand am Ausgang seiner Hütte.

„Was geht hier vor?“ fragte er.

„Der Fremde hier will uns die Miete für unsere Tiere nicht bezahlen!“ antwortete schnell einer der Perser.

„Nein, im Gegenteil!“ rief ich. „Man will uns hier ganz nach Art von Straßenräubern Geld erpressen! Die Miete haben wir längst doppelt bezahlt!“

„Ich habe von diesem Christen noch keinen Schahi erhalten!“ log nun der Karawanenführer in ganz unverschämter Weise. Ich versetzte ihm dafür einen kräftigen Stoß vor die Brust, daß er dem Soldaten vor die Füße taumelte.

„Ich glaube eher, daß du die Schuld an diesem Streit trägst, Sahib!“ sagte nun der Soldat, indem er auf mich trat. „Du hast schon zwei dieser Männer geschlagen!“

„Ich wehre mich meiner Haut!“

„Aber man hat dir doch gar nichts getan!“

„Sie haben mich doch von meinem Reittiere heruntergerissen!“

„Weil du nicht bezahlen willst!“

„Ich habedir aber doch gesagt, daß ich bereits bezahlt habe!“

„Der Führer sagt das Gegenteil, Sahib!“

„Für diese unverschämte Lüge habe ich ihn auch bestraft!“

„Aber ich glaube, daß er im Recht ist!“

„So hältst du mich für den Lügner!“ fragte ich zornig.

„Nein, Sahib! Aber ich kann dir auch nicht helfen.“

„Wenn du mir schon nicht helfen kannst, so lasse mich wenigstens mit den Dieben allein fertig werden. Sonst müßte ich in Kasrun deinem Sultan sagen, daß du ein schlechter Straßenwächter bist und daß du nur den Räubern und Dieben hilfst, nicht aber ehrlichen Leuten!“

„Meinst du mit den Dieben etwa uns, Millä!“ fragte der Perser zornig, der sich wieder aus dem Schnee herausgearbeitet hatte.

„Natürlich meine ich euch, da sonst niemand da ist. Oder wollt ihr etwa abstreiten, daß ihr ganz gewöhnliche Straßenräuber seid? Und für die Giftwanze werde ich dir dein loses Maul noch stopfen!“

Alle vier drangen nun auf mich ein, so daß ich einige Schritte zurückwich, bis ich an der Hütte des Soldaten Rückendeckung gefunden hatte.

Kasch riß ich meine Pistole aus der Tasche und gab schnell hintereinander einige Schreckschüsse ab, die ihre moralische Wirkung nicht verfehlten. Der Soldat trat zwischen uns:

„So, Sahib, du steigst jetzt wieder auf dein Reittier. Und ihr macht weiter keine Schwierigkeiten!“

Mit diesem Bescheid gaben wir uns alle zufrieden, die Perser allerdings nur der Not gehorchend. Als wir das Tal



Mit Kundinger und dem Italiener zusammen ließen wir uns in Karachi photographieren (S. 286)



Schwester Maria Andrea, Schwester Michaela
und die Kinderschule der katholischen Mission in Karachi (S. 314)

erreicht hatten und die Karawane eine mehrstündige Kastr einlegen wollte, wogegen natürlich nichts einzuwenden war, verließen wir diese „freundlichen“ Leute und setzten, da kein Schnee mehr lag, den Marsch zu Fuß fort.

Eine Wegstunde vor Pologine führte die Straße in einem mehrere hundert Meter tiefen Kessel zu Tal. Einen herrlicheren Anblick in das weite Land habe ich nirgends mehr wahrgenommen. Ich bedauerte es sehr, daß sich bereits die ersten Schatten der Dämmerung über die weite Landschaft gelegt hatten, die nur mehr vermuten ließen, was man am hellen Tage mit Sicherheit erkannt hätte. Von einer lieblich schönen Landschaft fehlte freilich jede Spur. Im Gegenteil, rauh, wie das wilde Gebirge, waren auch die Siedlungen und die Menschen, die ich antraf, primitiv waren die Straßen, die an die graue Vorzeit erinnerten, und verkümmert waren die Bäume, die in dieser Höhe noch Wurzel in dem felsigen Boden geschlagen hatten. Aber weit, weit unten, in der Ebene, die den erstaunten Blicken gestattete, fast bis an den Golf zu schweifen, ließen dunkle Streifen Palmenwälder vermuten, deuteten blizenden Flächen Seen an und zeigten winzig kleine Häuschen und Dörfchen die Stellen, wo die Menschen ihre Wohnstätten errichtet hatten. Dieser weite Ausblick ins Land war imposant und überwältigend und entschädigte mich für alle bisher in Persien ausgestandenen Entbehrungen und Strapazen.

Als wir nach einigen Tagen endlich das Gebirge vollkommen überwunden hatten und tief in das sich vor unseren Blicken ausbreitende Tal hinuntergestiegen waren, legten wir eine große Kastr ein und übernachteten in einem von einem hohen Zaun umgebenen Nomadendorf. Nach dreistündigem Marsche erreichten wir anderen Tages Abedi.

Kurz hinter Amedi ließ ich Ernst zurück, der die Nacht in diesem Dorfe verbringen wollte. Ich aber marschierte trotz der herrschenden Dunkelheit weiter. Am nächsten Tage erreichte ich dann endlich Buschehr und mit der Stadt das unendliche Meer, auf das ich mich seit Monaten gefreut hatte.

Bei einem Bekannten aus Schiras blieb ich die Nacht über, und als Ernst zwei Tage später nach Buschehr kam, so bezog er ebenfalls bei diesem gastfreien Manne Wohnung, dem wir bis zu unserer Abreise treu geblieben sind.

In einem Restaurant trafen wir einige Deutsche, aus denen wir im ersten Moment nicht Flug werden konnten. Sie sahen aus wie Seeleute und doch befanden sich einige junge Burschen unter ihnen, die eher das Aussehen eines Schulamtsbewerbers als das eines rauen Seebären hatten. Es handelte sich um die Besatzung eines Hilfskreuzers, den die persische Regierung von Deutschland gekauft hatte. Die Matrosen hatten sich aus allen Teilen des Vaterlandes zur Ablieferung des Schiffes in Buschehr zusammengefunden, und da war unter ihnen so mancher, der diese Gelegenheit benutzte, auch einen Blick in die Welt zu tun, und der im stillen hoffte, im geheimnisvollen Persien sein Glück zu machen. Als ich erzählte, daß ich aus Passau wäre, trat einer der Matrosen freudestrahlend auf mich zu.

„Lass' de griass'n, Freind!“ sagte er, indem er kräftig meine Hand schüttelte. „I bin a a Bayer, dei bayerischer Schpezl' Toni Hofmann aus Landshuat!“

Ich war darüber wirklich aufrichtig erfreut. Hier im Persischen Golf fand ich einen Landsmann aus der engeren Heimat, aus meinem lieben Niederbayern. Des Zufalls Würfel fallen doch zuweilen sonderbar. Das sollten wir schon am nächsten Tage erfahren. Wir statteten eben dem englischen Vizekonsul Gardener einen Besuch ab, um uns

von der Richtigkeit unseres Durchreisevisums für Indien zu überzeugen. Beim Verlassen des Konsulats fiel mir ein in Pfadfindertracht gekleideter junger Mensch auf, der uns unaufhörlich verfolgte und uns mit neugierigen Blicken musterte. Als wir schon beinahe unsere Wohnung erreicht hatten, ging er schnellen Schrittes auf uns zu.

„Ihr sein Deutsch, Sir?“ fragte er in einem Gemisch von Deutsch und Englisch, so daß ich unwillkürlich lachen mußte.

„Ja, wir sind Deutsche, und wer sind Sie?“

„Io sono Italiano und eine Freund dello Kundinger!“

Nun sprach er gar zu seinem Kauderwelsch auch noch italienisch. Bei dem Namen Kundinger horchte ich auf. Sollte er den Radfahrer meinen, den wir in der Türkei und in Bulgarien schon kennengelernt hatten?

„Was ist das für ein Kundinger?“ fragte ich deshalb.

„Ein deutsches Kamerad! Getroffen in Konstantinopel!“ stieß er erfreut hervor.

Ja, es gab keinen Zweifel, er meinte schon den Richtigen. Wir ließen uns zu seinem Gefährten führen und lernten ihn nun zum drittenmal, aber diesmal ganz genau, kennen. Er war sehr erfreut über unser drittes Zusammentreffen und erzählte uns frei von der Leber weg, was er unterdessen alles erlebt, wie er zu seinem neuen italienischen Reisegefährten gekommen war. Und da er nun einmal in Eifer geraten war, so hielt er es auch für angebracht, uns endlich der Wahrheit gemäß mitzuteilen, daß er Afrika niemals gesehen habe und daß er deswegen auch kein Bure wäre. Das Licht der Welt hatte er in einem Dörfchen an der tschechischen Grenze erblickt, war nach dem Friedensschlusse tschechischer Staatsangehöriger geworden und reiste deswegen selbstverständlich mit einem tschechischen Passe, was ihm viele Erleichterungen gewährte. Sein Ausdruck „viel

gut“, der mir schon in Konstantinopel aufgefallen war, gehörte noch immer zu seinen besonderen Kennzeichen.

Kundinger reiste mit seinem Gefährten acht Tage vor uns nach Indien ab. Da sie nach Bombay gehen, wir aber in Karachi anlegen wollten, so war anzunehmen, daß wir uns nun nicht so schnell wieder treffen würden. Ich hielt es überhaupt für ausgeschlossen, denn auch der Zufall mußte Grenzen haben. Deswegen wünschte uns Kundinger auch alles Gute für die Zukunft:

„Laßt es euch ‚viel gut‘ gehen!“

Auf S. S. Barpeta

Können wir nicht dritter Klasse fahren, Sir?“ fragte ich den Engländer in den Amtsräumen der Schiffahrtsgesellschaft in Buschehr. „Wir möchten nicht soviel Geld ausgeben!“

„Aber das ist doch ganz ausgeschlossen!“ antwortete der, indem er uns ganz entgeistert anschaute. „Was fällt Ihnen denn ein? Sie können doch nicht acht Tage lang mit den Arabern zusammen an Deck hausen!“

„O doch, das können wir,“ erwiderte ich „wir hausen jetzt beinahe ein halbes Jahr mit den Eingeborenen zusammen und es ist uns keine Perle aus der Krone gefallen! Wann können wir an Bord gehen?“

„Am 23. Februar, also morgen nachmittag. Das Schiff heißt ‚Barpeta‘!“

Als wir an Deck kamen, war es gerade Zeit, das Abendessen einzunehmen, und wir freundeten uns gleich mit dem Obersteward, einem Portugiesen, an, weil solche Freundschaften zuweilen nicht zu unterschätzen sind. Die

Besatzung bestand aus Indern, und nur die Offiziere waren Engländer.

Wir hatten unter diesen einen Irländer kennengelernt, der mit seinem Freunde, einem Engländer, in der Funkbude Dienst machte. Mit den beiden haben wir uns eng angefreundet. Durch sie wurden wir auch dem Kapitän vorgestellt, der uns gerne gestattete, die Maschinenräume des Schiffes zu besichtigen, was besonders für Ernst, dem ehemaligen Torpedomatrosen, sehr interessant war. Aber auch ich, der ich in der Heimat keine Gelegenheit gehabt hatte, Seeschiffe zu sehen, lauschte begeistert den Erklärungen des alten Maschineningenieurs und bestaunte voll Ehrfurcht und Bewunderung diese Riesenwerke menschlichen Könnens. Wer schon Gelegenheit gehabt hat, sich im Maschinenraum eines großen Seeschiffes während der Fahrt aufzuhalten, der wird mir recht geben, daß man gar kein Maschinenbauer zu sein braucht, um sich über das imposante und epakte Arbeiten dieser riesigen Maschinerie zu freuen und daß man voll Bewunderung zu dem Manne aufblickt, der durch einen Hebeldruck diesem Koloss seinen Willen aufzwingt. Daß selbst in diesem Maschinenraume eine peinliche Sauberkeit herrschte, war das Verdienst dieser braunen halbnackten Gestalten, die stets lautlos wie Heinzelmännchen, bald da, bald dort wischend und polierend ihrer harten Arbeit nachgingen.

Der Schiffsarzt war ein Landsmann des Oberstewards, ein Eingeborener, und wurde deshalb von den englischen Offizieren nicht als gleichwertig betrachtet. Ich merkte, daß ihn das sehr schmerzte und war deswegen ihm gegenüber besonders höflich und aufmerksam. Er sollte sehen, daß nicht alle Europäer diesen Dünkel, der mir verhasst ist, kannten. In der That wurden wir, bis wir nach Indien

kamen, die besten Freunde, und ich habe mit ihm zusammen so manche Partie Schach gespielt.

Eines Abends — wir hatten die Bahrein-Inseln schon hinter uns — kam er auf das Verdeck erster Klasse, wo wir beide unser Lager aufgeschlagen hatten.

„Ich kann nicht schlafen,“ sagte der Portugiese zu mir, als er sah, daß ich ebenfalls noch wach war, „ich denke immer noch darüber nach, was wir heute gesprochen haben. Und glauben Sie wirklich, daß es einmal so kommen wird?“

„Es ist meine vollste Überzeugung!“ antwortete ich.

„Wissen Sie, man spricht ja in unseren Kreisen auch davon, aber da sage ich mir immer, daß der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Aber daß auch Sie als Europäer so sprechen, gibt mir zu denken!“

„Und doch kann ich Ihnen versichern, daß dies nicht nur meine persönliche Ansicht ist. So wie ich denken viele Millionen in Deutschland, und unsere Sympathie gehört den erwachenden Völkern des Ostens!“

Ich lag halb angekleidet auf den Kissen, die uns der Obersteward jeden Abend leihweise zur Verfügung stellte, und der Arzt hatte es sich auf einem kleinen Lehnstuhl neben mir bequem gemacht und blickte sinnend hinaus auf das weite, unendliche Meer. Es war eine angenehm warme Nacht, und die Totenstille wurde nur durch das monotone Stampfen der Maschine und durch das Brausen der Bugwellen unterbrochen. Leise vernahm man auch vom Heck des Schiffes her ein Lied der Araber, das sich wie eine Klage anhörte und dessen traurige Weise mir heute noch im Ohre klingt. Wem wohl das traurige Lied dieser Wüsten-söhne galt? Auch der Schiffsarzt hatte diesem Gesang einige Minuten schweigend zugehört.

„Glauben Sie an eine gewaltsame Lösung?“ fragte er dann.

„Ich fürchte, daß es so kommen wird!“

„Und wir?“

„Sie werden da stehen, wo Ihr Platz ist!“

„Und wo ist der?“

„Bei den Ihren!“

„Es ist furchtbar, Sir, daran zu denken! Durch die lange Zeit, die sich die Engländer schon in Indien befinden, sind beide Völker in Hunderttausenden von Fällen in verwandtschaftliche Beziehungen getreten und trotzdem waren sie sich niemals fremder, als gerade jetzt! Der einzelne wird sehr darunter zu leiden haben!“

„Wenn es um die Freiheit eines großen Volkes geht, müssen die Belange des einzelnen zurücktreten!“

„Und trotzdem sind es diese Belange, die vielleicht für den das Lebensglück bedeuten, der es durch die Freiheit seines Volkes nicht findet!“

„Sie sprechen von einer Frau?“ fragte ich.

„Ja.“

„Ist es eine Engländerin?“

„Sie ist aus einer Mischehe hervorgegangen.“

„Der Vater?“

„Ist englischer Offizier.“ Er sagte es fast traurig.

Daß die Engländer je ihre Kolonialvölker als gleichwertig betrachten werden, hielt der Arzt für ausgeschlossen und gedankenschwer senkte er das Haupt, als er mich gegen Mitternacht allein ließ, um auch in seiner Kabine den Schlaf zu suchen.

Ein alter, ehrwürdiger Araberschech, der schon des öfteren meinem Geigenspiele gelauscht hatte, lud uns für einen Abend zum Essen ein, was ich ihm nicht abschlagen konnte

und wollte, wenn ich auch wußte, daß ich dadurch bei den Engländern eventuell in Ungnade fiel. Da aber überall an Bord bekannt war, daß wir Deutsche waren, so hielt ich es für meine Pflicht, auch hier im Angesicht des stolzen Albion öffentlich zu beweisen, daß wir die von England proklamierte Gleichberechtigung aller Völker wirklich ernst nehmen wollten, daß wir im Gegensatz zu den Briten dieses Wort auch in die Tat umzusetzen bereit waren und daß wir uns deshalb nicht genierten, zusammen mit den Arabern aus einer Schüssel zu speisen.

Einer der beiden Funkoffiziere, mit denen wir uns angefreundet hatten, ein Mister Andersen, kam sofort zu uns, als er erfuhr, daß wir die Einladung des Arabers angenommen hatten.

„Aber, Mister Hermann, Sie machen sich unmöglich an Bord, wenn Sie wirklich mit den Leuten zusammen speisen wollen!“

„Das glaube ich nicht, Mister Andersen! Woher wissen Sie denn eigentlich davon?“

„Das ganze Schiff weiß es bereits. Die Araber freuen sich so riesig darüber, daß sie es jedem erzählen. Mir hat es eben der Schiffsarzt mitgeteilt!“

„Nun, was sagt der dazu?“

„Er hat seine Meinung nicht geäußert, aber der Kapitän sieht es bestimmt nicht gerne!“

„Das würde mir unendlich leid tun, Mister Andersen, aber an der Sache läßt sich nichts ändern. Mein einmal gegebenes Wort halte ich unter allen Umständen!“

„Und Sie, Mister Schreiber?“

„Für mich gilt daselbe!“ antwortete Ernst.

„Aber Sie kennen doch die Leute gar nicht; es sind meist arme Küstenbewohner, und der Schech, der Sie eingeladen

hat, ist aus dem berühmten Debai und man erzählt sich, daß er ein halber Räuber ist. Fragen Sie nur die Engländer, die hier im Persischen Golfe sesshaft sind!"

"Ich weiß nicht, ob ich es auch diesen Leuten glauben würde! Man erzählt sich so viel. Haben Sie denn schon einmal einen Mann kennengelernt, dem dieser Scheck etwas zuleide getan hat, Mister Andersen?"

"Nein, aber es wird schon etwas Wahres daran sein. Die Leute sind ja alle bis an die Zähne bewaffnet, wie Sie sehen!"

"Das beweist noch gar nichts. Wir sind ein halbes Jahr durch den Orient gezogen und haben nur bewaffnete Menschen gesehen. Sie alle waren keine Räuber!"

"Sie treten für die Leute ein, Mister Hermann, als ob Sie selbst dazu gehörten!"

"Ich fühle mich moralisch dazu verpflichtet, Mister Andersen. Wir haben gerade bei diesen Leuten eine so glänzende Aufnahme gefunden, daß ich unbedingt zu ihrer Verteidigung sprechen muß, wenn ich sehe, daß man sie alle über einen Kamm scheren will!"

"Aber, mein lieber Mister Hermann, wir Engländer wissen doch wirklich zu gut, was wir von diesen Leuten zu halten haben. Vielleicht haben Sie auch erfahren, welche ungeheueren Schwierigkeiten uns gerade von seiten der Araber bereitet werden, in Mesopotamien, am Suezkanal und in erster Linie auch hier, am Persischen Golf!"

"Wenn wir weiter sprechen würden, Mister Andersen, würde sich nur noch deutlicher zeigen, daß wir verschiedene Ansichten haben! Sie sind Engländer und ich bin Deutscher und verrete hier im Auslande meine Ansichten in der gleichen Weise, wie ich es in der Heimat tun würde. Ich freue mich, daß wir gute Freunde geworden sind und

wünsche, daß wir das ferner bleiben, aber von Politif dürfen wir dann nicht sprechen. Sie sagen, daß Ihnen die Araber Schwierigkeiten machen. Ich aber behaupte, daß Sie den Arabern nicht nur Schwierigkeiten machen, sondern daß Sie ihnen Land und Existenz genommen, daß Sie sie vergewaltigt haben, viel schlimmer noch, als der Scheck von Debai, wenn er wirklich ein Räuber wäre, es mit Ihren Leuten fertig bringen würde. Mister Andersen, ich habe in Mosul ganze Kolonnen Gefangener gesehen, die mit schweren, eisernen Ketten an Händen und Füßen gefesselt und zusammengepfercht waren und verzweifelt vom Gefängnis zur Arbeitsstätte und zurück durch die Straßen der Stadt zogen, scharf bewacht von indischen Soldaten, denen das Mitleid mit den armen Gefangenen in den Augen zu lesen war und die nur dem eisernen Muß gehorchten. Mister Andersen, Sie haben nur die auf den Meeren stolz wehende englische Flagge gesehen und haben nur solche Araber und Inder kennengelernt, die reich genug waren, erster oder zweiter Klasse zu fahren und die auch Flug genug waren, den Groll, den sie gegen Sie im Herzen trugen, zu verbergen. Was Sie hier am Heck sehen, ist das arme, ehrliche Volk, das aus seiner Einstellung keinen Hehl macht, und diesen Leuten will ich eine Freude machen, indem ich ihre Einladung annehme. Sie sehen, daß ich in Eifer geraten bin, aber daß ich als Deutscher nach diesem Krieg kein Verfechter der englischen Kolonialpolitik sein kann, werden Sie begreiflich finden!"

"Aus Ihren Worten ersehe ich allerdings, daß unsere Ansichten sehr verschieden sind und daß Sie also auch auf Ihrem Vorsatze bestehen werden. Ich hatte gedacht, Ihnen einen Gefallen zu tun, wenn ich Sie darauf aufmerksam machen würde, daß man Ihnen Ihre offen zur Schau

getragene Sympathie für diese Araber auf einem englischen Schiffe eventuell übelnehmen könnte!"

"Ich bin Ihnen auch sehr dankbar für Ihre Bemühung, Mister Andersen, und bedauere Ihretwegen, daß ich Ihrem Räte nicht Folge leisten kann. Aber sagen Sie ruhig dem Kapitän, wenn er Sie etwa fragen sollte, warum ich mein den Arabern gegebenes Versprechen unter allen Umständen halte!"

Er tat mir leid, dieser freundliche, junge Mann, als er unzufrieden und kopfschüttelnd wieder in seine Funkbude hinaufstieg, aber ich konnte seinetwegen und der ganzen Engländer der Welt wegen meinen Grundsätzen nicht untreu werden und wollte es auch nicht. Einen ganz anderen Geist fanden wir dafür bei den Arabern vor, als wir am Abend ihrer Aufforderung Folge leistend mit ihnen zusammen um die große Schüssel saßen, in der man den schmackhaften Reis serviert hatte.

Als wir beide genug gegessen und uns in einem bereitstehenden Becken die Hände gereinigt hatten, mußten wir anstandshalber natürlich sitzen bleiben, bis auch die übrigen die Mahlzeit beendet haben würden. Der neben mir sitzende alte Araber, bei dem ich scheinbar einen besonderen Stein im Brett hatte, fing nun an, in seiner Sand kleine Reiskügelchen zu drehen, die er mir dann mit einem freundlichen Worte in den Mund steckte. Bei aller Freundschaft, die ich für diese Leute fühlte, wollte ich doch nicht auf diese Weise gefüttert werden! Ich wußte aus Büchern, daß man einen Araber tödlich beleidigen würde, wenn man einen gereichten Bissen zurückweisen wollte. Ich würgte deshalb mit Todesverachtung die Reiskugel hinunter.

"Möge Allah dir deine Güte danken, Schech!" sagte ich schnell, um eine Wiederholung dieses Manövers zu

verhindern. „Aber ich bin nun wirklich so gesättigt, daß ich keinen Bissen mehr zu mir nehmen kann!“

„Du bist unser Freund, und deine Freunde sind auch die unseren, Effendim!“ antwortete der Schech, ebenfalls auf türkisch, da auch ich mich dieser Sprache bedient hatte, und tatsächlich steckte er mir noch eine zweite Reiskugel in den Mund.

„Der Mensch soll nicht nur essen, Schech!“ sagte ich, nachdem ich auch diese zweite Arzung überstanden hatte, und als ich sah, daß er mir einen weiteren Bissen zurecht machte, hob ich entgegen aller Sitte die Tafel auf, indem ich mich erhob und mich für die bewiesenen Freundlichkeiten bedankte.

Ich glaube, daß mich der Mann in seiner Liebenswürdigkeit sonst zu Tode gefüttert hätte. Wir sind mit diesen Arabern, von denen ein großer Teil ebenfalls nach Indien reiste, gut Freund geblieben, und es war rührend, wie sie jede Gelegenheit benutzten, uns ihre Freundschaft zu beweisen.

Als wir am 3. März Maskat erreichten, gingen wir hier noch einmal an Land, um auch Arabien betreten zu haben. Die kleine Stadt machte von der Seeseite aus einen freundlichen Eindruck, da sie recht zierlich zwischen gewaltige Felsmassen gebettet ist. Die Festungswerke, die die Engländer in die Felsen gebaut, zeigen auch hier, daß sich der Brite für ewige Zeiten festzusetzen gedenkt und daß sich jeder wichtige Punkt in seiner Hand befindet. Im Anblick der drohenden Geschützrohre hat das beherrschte Volk dann Zeit und Gelegenheit, sich auf sein Selbstbestimmungsrecht zu besinnen.

Zwei Tage später liefen wir in den Hafen von Karachi ein.

In Britisch-Indien

Die Polizei hatte es für geraten gehalten, uns im Verein ein christlicher junger Männer unterzubringen, wo man uns ein Zimmer anwies, das im Verhältnis zu dem Preis, den man dafür forderte, geradezu schlecht zu nennen war. Es befanden sich außer den zwei Betten und einer Kommode überhaupt keine Möbelstücke in dem Zimmer, und ich tröstete mich damit, daß wir nicht lange in Karachi bleiben wollten und daß die anderen Zimmer auch nicht besser eingerichtet waren. Dabei waren die Betten in einer Weise „verwanzt“, daß wir erst die ganze Bude ausräumen mußten und bei der Gelegenheit tatsächlich Hunderte dieser lieblichen Tierchen ins Jenseits beförderten. Also, gerade empfehlen kann ich diesen Verein christlicher junger Männer nicht!

Als wir den Speisesaal betraten, saßen da dieser Anton Kundinger und der Italiener, die ich längst in Bombay und außer Schweite vermutet hatte.

Kundinger begrüßte uns sehr herzlich.

„Ihr habt mir doch in Buschehr gesagt, daß ihr nach Bombay gehen wolltet!“ sagte ich erstaunt.

„Das hat sich inzwischen geändert!“

„Warum?“

„Mein Freund sagt, es ist nicht ‚viel gut‘ in Bombay, weil ist so eine große Stadt!“

Mit den beiden Globetrottern gingen wir des Abends in ein Kino. Am meisten amüsierte sich dabei Kundinger, wenn er auch kein Wort des englischen Textes entziffern konnte. Da die beiden seit mehreren Tagen bereits in Karachi waren, gedachten sie bald abzureisen und hatten sich, da sie sich nach dem Inneren des Landes wenden

wollten, Gewehre und Pistolen angeschafft. Da sie es durchaus haben wollten, ließen wir uns zusammen mit ihnen vor ihrer Abreise photographieren, und ich bin auf diese Weise zu einem Andenken an die beiden gekommen. Da Kundinger mit einem tschechischen Passe ausgerüstet war und also, wie der Italiener, ein Angehöriger der „Siegerstaaten“ war, so machte die englische Polizei den beiden nicht die geringsten Schwierigkeiten, sondern unterstützte sie noch in jeder Weise.

Auf einem Jahrmarktsrummel hatte Ernst, während ich zu Hause arbeitete, eine Familie Starr kennengelernt, der er von mir erzählt und erwähnt hatte, daß ich auch eine Geige von Deutschland mitgebracht hätte. Es war schon eine Seltenheit, in Indien einen Deutschen anzutreffen, und so war es den Leuten erst recht ein besonderes Vergnügen, daß sie mit einem Deutschen auch noch Musik ins Haus bekommen sollten und sie luden uns deshalb für den nächsten Tag ein. Unsere Abreise verzögerte sich von Woche zu Woche, da wir Schwierigkeiten mit der Polizei bekommen hatten, und so nahm ich diese Einladung gerne an, da sie doch eine Ablenkung und Zerstreuung bedeutete. Mister Starr war Inspektor bei der Bahn und ein Inder. Seine Frau war eine Irländerin, und die Kinder, vier an der Zahl, waren zur Hälfte weiß und zur Hälfte dunkel. Der Älteste, ein Junge von etwa 17 Jahren, und das kleinste Schwesterchen hatten die Farbe der Mutter, und das älteste Mädchen, eine Sechzehnjährige, und die tolle Gladys, eine 12jährige, hatten die Farbe des Vaters angenommen. Besonders die größere von den beiden, die doch schon bald eine Dame werden wollte, fühlte sich deshalb recht unglücklich, da doch die Engländer Mischlinge nicht für vollwertig anerkennen wollten. Ich freue mich noch heute darüber,

daß ich auch in diesem Falle durch ein gutes Wort Zufriedenheit und Freude bringen konnte.

Wir wurden von der Familie, die natürlich, ebenso gut wie Hindustani, die englische Sprache beherrschte und sich dieser auch stets bediente, begeistert aufgenommen, so daß wir uns in dem Hause recht bald heimisch fühlten.

„Mister Hermann,“ fragte mich eines Tages die Missis Starr, „sagen Sie uns einmal ganz aufrichtig, warum Sie fast jeden Tag im Bazar unter den Kulis sind?“

„Woher wissen Sie das, Missis?“

„Unser Diener, der dort täglich die Einkäufe besorgt, hat es mir erzählt.“

„Nun, so will ich es Ihnen sagen. Die Leute, die Sie so kurzweg als Kuli bezeichnen, sind nämlich nicht durch die Bank das, was Sie unter diesem Worte verstehen. Ich finde dort Leute jeden Standes, ich finde dort alle Berufe vertreten, ich finde dort das arme Volk, lerne seine Freuden und Leiden kennen und fühle mich unter diesen einfachen Menschen wohl. Freilich weiß ich es, daß es die Engländer nicht verstehen können, wie man sich in solcher Weise für die Eingeborenen interessieren kann!“

„Ich verstehe es, offen gestanden, auch nicht, Mister Hermann!“

„Stellen Sie sich einmal vor, Missis Starr, Ihr Herr Gemahl müßte aus irgendeinem Grunde seinen Dienst quittieren, ohne pensioniert zu werden. Sie müßten diese Wohnung aufgeben, müßten die Diener entlassen, müßten Ihre Einrichtung zum großen Teil verkaufen und dann, um der Not zu steuern, irgendeine Beschäftigung suchen. Die Kinder, die jetzt die Missionschule besuchen, müßten diese verlassen, da Sie das Schulgeld nicht bezahlen können,

und Sie würden mit all Ihren Lieben in einem elenden Raume im Eingeborenenviertel wohnen!"

"Das ist doch unmöglich, in diesem Falle würde man uns doch helfen!"

"Ich wünsche von Herzen, daß es nie so kommen möge. Aber setzen wir den Fall, Sie fänden nirgends Hilfe. Dann wäre es doch so, wie ich es geschildert habe. Es ist ja nur ein Beispiel!"

"Nun gut! Und?"

"Ihre Kinder würden nach wenigen Wochen schon so arm auf der Straße stehen, wie die vielen tausend anderen, sie würden so schlecht und ärmlich leben, wie Millionen in Indien, sie würden in Lumpen gekleidet durch die Straßen schleichen, wie hunderttausend andere. Sagen Sie mir, Missis Starr, wären Sie deswegen schlecht, wären Sie deswegen zu verachten, weil Sie in Not geraten, schuldlos in Not geraten sind? Würden Sie nicht ebenso empfinden, wie heute?"

"Aber, Mister Herrmann, es ist doch . . .!"

"Ich bin noch nicht zu Ende, Missis Starr! Was würden Sie in diesem Falle von den Menschen denken, die sich voll Verachtung von Ihnen wenden, was würden Sie von den Menschen denken, die es nicht der Mühe wert finden, Sie eines Blickes, noch viel weniger eines Wortes zu würdigen! Und dann, was besteht denn für ein Unterschied zwischen uns und dem armen Volk dort im Bazarviertel? Doch nur der, daß wir eine bessere Schule genossen und daß wir uns in einer besseren Lebenslage befinden! Wer ist denn schuld daran, daß viele Millionen in Indien in dieser elenden Weise leben müssen? In letzter Linie das arme Volk selbst. Alles braucht seine Zeit, Missis Starr! Auch aus diesen Leuten, die für Sie heute nicht existieren, werden

Menschen, die die Gleichberechtigung und Ihre Achtung fordern werden und mit Recht! Für mich gibt es nur insofern zweierlei Menschen, Missis Starr, als daß ich zwischen guten und schlechten unterscheide. Und diese findet man in allen Schichten. Aber zwischen arm und reich unterscheide ich nicht. Mir gilt der Gouverneur von Indien, der Vizekönig, als Mensch soviel, wie der Kuli im Bazar! Und deswegen halte ich mich dort gerne auf!"

"Dann machen Sie auch keinen Unterschied, ob diese Menschen weiß oder dunkel sind?"

Sie warf dabei einen mitleidigen Blick auf ihre Tochter, die in einer Ecke sitzend unserer Unterhaltung zugehört hatte, während sich Ernst mit den anderen Kindern im Nebenraume unterhielt. Ich ging auf das Mädchen zu, faßte es an der Hand und führte es an das kleine Teetischchen, an dem wir saßen.

"Meine liebe Miß Ine," sagte ich zu dem stets betrübten Mädchen, "setzen Sie sich etwas näher zu uns. Ich will die Frage Ihrer lieben Mama beantworten, und Sie sollen jedes Wort genau hören und immer daran denken, wenn Sie wieder traurig werden wollen!"

"Ja, aber . . .!"

"Kein aber, Miß Ine! Wollen Sie mir versprechen, immer an meine Worte zu denken, die ich keineswegs Thretwegen sage, sondern die meine vollste Überzeugung und die Überzeugung von Millionen von Menschen in Europa sind!"

"Ja!" hauchte sie.

"Dann hören Sie. Ihre Mama hat mich gefragt, ob ich einen Unterschied zwischen Menschen mache, die verschiedener

Hautfarbe sind. Sie haben gehört, was ich vorhin in bezug auf das arme Volk im Bazar gesagt habe. Ist es nicht selbstverständlich, daß in meinen und in den Augen der vielen Millionen, die so denken wie ich, die Hautfarbe gar keine Rolle spielt? Das Vorurteil, das die Engländer hier in Indien gegen die dunkle Hautfarbe haben, ist ein Dünkel, der noch aus einer Zeit stammt, da der Weiße dachte, die ganze Welt und alle Völker beherrschen zu können. Die Zeit ist vorbei, Miß Ine! Noch einige Jahre und wir in Europa werden recht gerne mit schwarzen, braunen und gelben Machthabern verhandeln. Die Zukunft gehört Ihrem Volke. Denken Sie an mich, wenn diese Zeit kommt! Sie ist nicht mehr allzu ferne. Sie möchten zu gerne weiß und vielleicht eine reine Engländerin sein, weil Sie zu wenig Achtung vor Ihrem Volke haben. Sie haben ein Recht, auf dieses Volk stolz zu sein und sie haben die Pflicht, dieses Volk zu lieben. Ihr großer Dichter, Rabindranath Tagore, wird in der ganzen Welt verehrt und kein Mensch fragt nach seiner Hautfarbe. Und wenn Ihr Volk erst frei ist, dann wird es keinem Menschen auf der ganzen Welt mehr einfallen, Sie Ihrer dunklen Hautfarbe wegen nicht als gleichberechtigt zu erachten. Merken Sie sich das, Miß Ine, ein edler Mensch macht schon heute keinen Unterschied mehr und die anderen werden gezwungen in kurzer Zeit auch keinen mehr machen. Ich bin ein junger Mann und sage Ihnen, daß Sie mir heute mehr gefallen, als wenn Sie weiß und vielleicht eine steife, englische Lady wären.“

Die gute Miß Ine hatte aufmerksam meinen Worten gelauscht und als ich geendet hatte, reichte sie mir dankbar die Hand. Ich wußte, daß ich sie wirklich getröstet hatte.

Interniert

Ihre Papiere sind nicht in Ordnung. Sie müssen sich darum einige Tage gedulden!"

Das antwortete der Chef der englischen Polizei in Karachi, ein Mister Gerald, als ich gegen die lange Verzögerung unserer Passangelegenheit Protest erhob.

"Sagen Sie uns doch endlich auch, was an diesen Pässen nicht in Ordnung ist! Wir sind im Besitze des indischen Visums, das uns der englische Generalkonsul in Teheran ausgestellt hat. Daß dieses Visum vollkommen in Ordnung ist, hat uns auch vor wenigen Tagen noch der englische Vizekonsul Gardener in Buschehr versichert!"

"Nun, was hat er gesagt?" fragte der Polizeichef.

"Daß uns dieses Visum berechtigt, in allen indischen Hafencitäten, die wir auf der Durchreise berühren, uns einige Tage aufzuhalten. Da wir aber nach Kalkutta wollen und uns selbstverständlich den weiten Seeweg um ganz Indien herum sparen wollen, so hat er uns vorgeschlagen, hier in Karachi die zuständigen Stellen zu ersuchen, daß uns die Durchreise auf dem Landwege über Dehli nach Kalkutta per Bahn genehmigt wird!"

"Das ist auf jeden Fall ausgeschlossen!"

"Warum?"

"Wir haben dafür unsere Gründe!"

"Dann wählen wir eben den Seeweg und bitten Sie, uns nicht mehr lange in Karachi zurückzuhalten, denn daran haben wir kein Interesse!"

"Vielleicht kann ich Ihnen morgen Bescheid geben. Fragen Sie auf jeden Fall noch einmal an!"

"Und unsere Pässe?"

"Bleiben einstweilen in meiner Hand!"

Damit waren wir entlassen. Aus welchem Grunde uns die Engländer in der Weise behandelten, war mir unerklärlich. Wir waren mit ordnungsgemäßen Papieren angekommen und hatten nur dadurch schon bei der Ankunft das besondere Interesse der Polizei wachgerufen, daß wir Deutsche waren. Indien war damals für Deutsche noch nicht frei und so erregten wir allenthalben bei den Engländern Mißtrauen. Bei der Durchsicht unseres Gepäcks fand man dann auch meine Pistole vor, die ich abgeben mußte, was mich natürlich nicht besonders heiter stimmte. Die kleine Pistole hatte mir schon verschiedentlich so wertvolle Dienste geleistet, daß ich mich nur ungerne, und wenn es auch nur auf kurze Zeit sein sollte, von ihr trennte. Ein indischer Polizeibeamter führte uns dann zum Verein christlicher junger Männer, wo wir wohnen sollten. Mehr Entgegenkommen konnten wir von der englischen Polizei wirklich nicht verlangen! Sie sorgte sich noch, daß wir in der gefährlichen Hafencity auf Abwege kommen würden. Wir hatten uns am nächsten Tage sofort im Polizeiamt gemeldet, um unsere Pässe wieder in Empfang zu nehmen und hatten dort den Bescheid bekommen, den ich zu Beginn dieses Kapitels erzählt habe.

„Was machen wir, Franz, wenn uns die Polizei nun auch nicht erlaubt, daß wir nach Kalkutta fahren?“ fragte Ernst, als wir wieder unsere bescheidene Wohnung erreicht hatten.

„Das ist kaum anzunehmen, Ernst!“

„Soffen wir das beste. Aber es ist besser, wenn man jede Möglichkeit in Betracht zieht!“

„Das ist ja auch mein Grundsatz, und ich habe natürlich schon daran gedacht. Da wir doch nach Australien oder nach China wollen, so schlage ich vor, daß wir in diesem Falle nach Niederländisch-Indien reisen würden!“

Anderntags sprachen wir um dieselbe Stunde wieder bei Mister Gerald vor. War er gestern schon unhöflich, so fanden wir ihn heute beinahe grob. Mister Gerald war im Kriege an der Westfront, war einige Male verwundet und hat sich wohl über das derbe Zugreifen deutscher Truppen zu beklagen gehabt. Jedenfalls war er uns nicht wohlgesinnt und er legte, wie mir ein in englischen Diensten stehender Afghaner im Vertrauen erzählte, jedem deutschen Reisenden Hindernisse in den Weg. Man konnte sie an den Fingern einer Hand zählen, die Deutschen, die in diesen Jahren nach Britisch-Indien und nun gar nach Karachi kamen, und diese Seltenen waren Kaufleute, die nach langen Bemühungen kurzfristige Aufenthaltsbewilligung erhielten. Und auch diesen war Mister Gerald, wie ich erfuhr, alles andere als ein wohlmeinender Ratgeber. Für uns beide schien er nun gar nichts übrig zu haben.

„Sie können sich gleich wieder zur Abreise rüsten,“ rief er uns zu, als wir kaum sein Amtszimmer betreten hatten, „nach Kalkutta können Sie nicht!“

„Aus welchem Grunde?“

Sollte Ernst mit seiner Vermutung doch recht gehabt haben? Es lag aber zu einem derartigen Handeln der Polizei absolut keine Veranlassung vor.

„Am besten kehren Sie wieder nach Persien zurück! Woher kommen Sie eigentlich?“

„Von Buschehr!“

„Das ist ja günstig! Morgen schon geht ein Schiff nach dem Persischen Golf. Ich glaube, es ist die ‚Barpeta‘!“

„Mit der sind wir hier angekommen!“

„Um so besser, dann sind Sie nicht mehr fremd, wenn Sie wieder an Bord kommen!“

Der Beamte sagte es in spöttischem Tone.

„Und Sie glauben nun, daß wir uns tatsächlich zurück nach Persien schicken lassen würden und denken wohl gar, daß wir dafür auch nur einen Penny ausgeben würden!“

„Man wird Ihnen eventuell die Reise vergüten!“

„Und wenn wir sie dreimal vergütet bekämen, so denken wir doch nicht daran, zurück nach Persien zu gehen!“

„Das wird sich ja finden.“

Der Engländer lachte spöttisch vor sich hin.

„Ja, das wird sich finden,“ antwortete ich, „Sie dürfen nicht denken, daß wir etwa schutzlos hier in Karachi sind! Wenn auch kein deutsches Konsulat für uns eintreten kann, so haben sich andere Vertretungen bereit erklärt, sich unserer Sache anzunehmen!“

„So, Sie haben bereits in der Sache etwas unternommen?“ fragte der Beamte erstaunt, und ich merkte zu meiner größten Genugtuung, daß dies gar nicht in seinen Kram passte.

„Natürlich, oder denken Sie etwa, wir haben gewartet, bis Sie uns sang- und klanglos wieder abschieben würden, wozu Sie, nebenbei bemerkt, gar nicht berechtigt sind!“

„Wie weit meine Rechte gehen, das habe ich zu entscheiden, nicht wahr, meine Herren! An welche Vertretungen haben Sie sich gewandt?“

„Und aus welchem Grunde fragen Sie?“

„Weil ich dazu berechtigt bin!“

„Nun, so will ich Ihnen sagen, daß wir uns an zwei Vertretungen gewandt haben, und daß beide Konsuln uns den Rat gegeben haben, Ihnen gegenüber ihre Namen zu verschweigen. Aber wenn Sie Ihren Plan, uns nach Persien zurückzuschicken, ausführen wollen, werden Sie ja sofort mit den Herren in nähere Fühlungnahme treten!“

„Und Sie glauben, daß mich das in meinen Entschlüssen beeinflussen wird?“

„Ich glaube sogar sehr fest daran, denn Sie haben sich auch Ihren vorgesetzten Stellen gegenüber zu verantworten, und die Konsulate würden schon darauf bestehen, daß man diese Rechtfertigung von Ihnen verlangt.“

„Nun wohl, bleiben Sie meinetwegen in Karachi, bis man höheren Ortes über den Fall entschieden hat! Ich werde Ihre Pässe noch heute an die Regierung in Simla schicken und Sie haben sich tagtäglich hier zu melden, bis die Antwort eingetroffen ist!“

Mit diesem Bescheid mußten wir uns zufrieden geben.

Bei den indischen Zeitungen, die wir besuchten, waren wir auf größtes Entgegenkommen gestoßen. Und als am nächsten Morgen einige Blätter einen Bericht über uns beide brachten und die Schwierigkeiten, die uns von seiten der Polizei gemacht wurden, recht packend schilderten, war Mister Gerald wütend wie ein Lber. Ich war heimlich darauf gespannt, was er uns sagen würde.

„Wenn es Ihnen etwa einfallen sollte, hier Unruhestifter zu machen, könnte das recht unangenehme Folgen für Sie haben!“ sagte er wütend, als wir kaum das Amtszimmer betreten hatten.

„Good morning, Sir!“ antwortete ich in aller Seelenruhe.

„Sie haben mich doch verstanden!“ fauchte er.

„Ich habe guten Morgen gesagt, Sir! Bei uns ist das so üblich!“

„Sie erlauben sich hier mehr, als ratsam ist!“

„Nicht daß ich wüßte! Bis jetzt habe ich nur unser gutes Recht vertreten!“

„Und dabei wollen Sie die Eingeborenen aufputschen!“

„Wie meinen Sie das? Wollen Sie nicht deutlicher sprechen!“

„Sie wissen vielleicht besser wie ich, daß die indischen Zeitungen hier in ein Horn blasen. Diese Neuigkeiten können nur von Ihnen stammen!“

„Ich verstehe außer Englisch keine Sprache, Sir, die auch den Hindus bekannt wäre,“ antwortete ich, „außerdem kann ich auch keine solche Zeitung lesen. Also ist es unmöglich, daß ich die Eingeborenen aufputschen will. Dazu gehört doch in erster Linie die Kenntnis des Hindustani. Das haben Sie doch gestern selbst gelegentlich geäußert!“

„Die Intelligenz unter den Eingeborenen spricht englisch; es ist also nicht unbedingt von der Hand zu weisen, daß Sie die Blätter instruiert haben!“

„Ich gebe es zu, daß es möglich wäre! Aber könnte es nicht vielleicht doch eine der Vertretungen getan haben, an welche wir uns gewandt haben?“

„An welche haben Sie sich denn gewandt?“

„Bedauere, daß ich das nicht verraten darf!“

„Nun, wir werden ja der Sache auf die Spur kommen!“

„Und wie steht es mit unserer Abreise?“

„Noch keine Antwort; kommen Sie nur morgen wieder!“

Und so kamen wir 14 Tage lang jeden Mittag zur Polizei, um dort zu erfahren, daß noch kein Entscheid der Regierung eingetroffen sei. Die Behandlung, die wir im Polizeiamt erfuhren, war nicht dazu angetan, unsere Sympathie für den Polizeichef zu vergrößern. Wir wohnten während dieser Zeit immer noch im Hause des Vereins christlicher junger Männer, der uns aber schon am dritten Tage eine Rechnung präsentierte, die gar nicht zu seinem Namen paßte. Wir hatten sie bezahlt und speisten nun auswärts in einem Lokal. Für das Quartier verweigerten wir jede weitere Zahlung. Der lange Aufenthalt in Karachi, der uns sehr viel Geld kostete, hatte uns sehr verstimmt und

allmählich schlug ich der Polizei gegenüber den Ton an, den man sich dort uns gegenüber zur Gewohnheit gemacht hatte.

„Seute empfängt der Chef nicht,“ sagte uns ein Mister Thowfen, einer der wenigen Beamten, die uns gegenüber stets freundlich blieben, „Sie müssen morgen noch einmal vorsprechen!“

Diesen Bescheid hatten wir schon mehrmals erhalten. Man wollte uns nicht mehr zu Wort kommen lassen und stellte uns stets untergebenen Beamten gegenüber, die nichts an unserem Schicksale ändern konnten und die im Laufe der Zeit, da sie das Unrecht einsahen, zu unseren Freunden wurden.

„Also gut, Mister Thowfen. Jetzt werden wir unangemeldet bei dem Herrn vorsprechen!“

„Ich warne Sie. Es könnte schlimm ausgehen!“

„Schon gut. Wir werden ja gleich sehen!“

Rasch waren wir die wenigen Treppen zum ersten Stockwerke hinaufgeeil, wo die Amtszimmer des Polizeichefs waren. Ein Neger, der stets vor der Türe des Zimmers Gerald's postiert war, wollte uns am Eintreten hindern und faßte mich am Arm. Zornig war ich schon, und der Schwarze brachte mich erst recht in Harnisch. Mit einem kräftigen Stoß befreite ich mich aus seinen Händen und trat, ohne vorher anzuklopfen, gefolgt von meinem Gefährten, in das Zimmer, in dem Mister Gerald an einem Schreibtische arbeitete. Erstaunt sah er auf und seine Stirne legte sich in Falten, als er uns erblickte. Wir standen noch an der Türe, als er uns schon zornig zurief, daß er keine Zeit für lange Verhandlungen hätte. Ich achtete nicht darauf und schritt bis an seinen Schreibtisch, wo ich, einen Meter von ihm entfernt, stehenblieb.

„Good morning, Sir!“

Statt den Gruß zu erwidern, verlangte er telephonisch Mister Thowfen, der nach einer Minute mit einem Armen-sündergesicht das Zimmer betrat.

„Sabe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich nicht gestört werden will!“ fuhr er ihn wütend an.

Obwohl sich Thowfen gerne als reiner Engländer fühlte, erzitterte er doch merklich unter den Worten seines Vorgesetzten. Ich hatte den Braven in diese peinliche Lage gebracht. Es war deshalb meine Pflicht, ihm beizustehen.

„Mister Thowfen hat seine Pflicht getan, Sir! Er hat uns darauf aufmerksam gemacht, daß Sie uns nicht zu empfangen wünschen und hat uns davor gewarnt, Sie unangemeldet zu stören!“

„Warum sagen Sie mir das?“

„Um Ihnen zu zeigen, daß Mister Thowfen schuldlos ist. Wir sind gegen seinen Willen hier eingedrungen!“

Mit einem dankbaren Blick verließ Thowfen das Zimmer. Mister Gerald wandte sich nun an uns.

„Wer gibt Ihnen das Recht, gegen meinen Willen hier einzudringen!“

„Wir selbst, nachdem Sie es sich zur Gewohnheit gemacht haben, uns abzuweisen!“

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ich augenblicklich keine Zeit habe!“

„Aber wir, Mister Gerald! Wir wären sonst gezwungen, Ihnen durch die Presse mitzuteilen, was wir zu sagen haben!“

„Machen Sie es kurz!“

„Wir wollen nun endlich Bescheid erhalten, was aus dieser Geschichte noch werden soll! Gezwungenerweise sind wir bereits seit drei Wochen hier in Karachi und verzehren unser Geld, das wir anderweitig dringend benötigen. Noch nicht ein einziges Mal hat sich die Polizei darum gekümmert,

wo wir das Geld hernehmen, das wir benötigen, um diese lange, unsinnige Wartezeit zu überstehen!"

„Für Unterkunft und Verpflegung werden wir aufgenommen, wenn Sie Lust haben, ins Gefängnis zu gehen. Dort werden Sie das Gewünschte umsonst bekommen, bis Ihre Sache eine Erledigung gefunden hat!"

„Es wäre nicht der Mühe wert, wenn ich mich über Ihr Angebot entrüsten würde. Ich sage Ihnen nur, daß wir freie Deutsche sind, die es nicht nötig haben, sich in einem englischen Gefängnisse durchfüttern zu lassen. Wenn wir auch nicht unter dem direkten Schutz einer deutschen Konsulatsbehörde stehen, so fällt es uns doch nicht im geringsten ein, vor Ihnen den Nacken zu beugen. Aber wenn es Ihnen noch niemand gesagt haben sollte, von mir können Sie es hören. In meinen Augen sind Sie ein Rechtsverdreher und alles andere als ein Gentleman!"

Das war ihm denn doch etwas zuviel! Wenn er meinen ersten Worten spöttisch zugehört hatte, so sprang er jetzt wütend auf, drückte mehrmals hintereinander und heftig auf den Knopf einer elektrischen Klingel und schlug wütend mit der Faust auf seinen Schreibtisch.

„Diesen Ton verbitte ich mir! Denken Sie nicht, daß ich Sie noch einmal empfangen. Gedulden Sie sich, bis ich Ihnen Bescheid zukommen lasse!"

Unter der Türe waren zwei indische Polizeibeamte erschienen, die uns auf die Straße hinaus eskortierten. Unten angekommen, sprachen wir wieder bei Mister Thowfen vor.

Dieser wurde zum Chef gerufen. Wir warteten, bis er wieder zurückkam.

„Der Chef ist wild, wie ein Ueber! Er will, daß Sie sobald wie möglich nach Niederländisch-Indien abreisen.

Die Reisekosten tragen wir; ich werde nun gleich nachsehen, wenn Sie reisen können!"

Mit dieser Lösung waren wir zufrieden. Nur fort aus diesem Lande, auf das wir uns so gefreut hatten und in dem wir so schlimme Erfahrungen machen mußten. Der tägliche Ärger mit der Polizei, dann die ewige Ungewißheit und das Mißtrauen, das uns von seiten der Behörde entgegengebracht wurde, hatten unsere Nerven auf eine harte Probe gestellt, so daß wir es begrüßten, als sich endlich eine Möglichkeit zeigte, aus diesem Lande zu kommen. Doch diese Freude dauerte nicht lange. Schon am nächsten Tage kam Order aus Simla, der zufolge wir Indien vom Hafen Karachi aus zu verlassen hatten. Wer weiß, was Mister Gerald nach Simla gemeldet hatte. Jedenfalls war in der Order kein Grund der Ausweisung angegeben.

Da gab es nur noch zwei Möglichkeiten: Entweder zurück nach Persien. Das war ausgeschlossen, denn von dort aus gab es keinen Ausweg. Ringsum englisches Gebiet, und nochmals ganz Persien zu durchqueren, um nach Rußland zu gelangen, konnte uns niemand zumuten. Die zweite Möglichkeit war die Rückkehr nach Hamburg mit einem Schiffe der Bremer Hansa-Linie. Wir waren wegen der Angelegenheit zum Chef beordert worden.

„Lassen Sie uns doch nach Java reisen, Mister Gerald! Wir erbieten uns sogar, die Reise, entgegen Ihren Versprechungen, selbst zu bezahlen!“

„Es ist unmöglich!“ antwortete er, als er sah, daß wir durchaus darauf bestanden. „Es heißt ausdrücklich in der Order, daß Sie Indien vom Port Karachi aus zu verlassen haben. Die Dampfer nach Niederländisch-Indien legen aber in Bombay an!“

„Wir versprechen Ihnen, in Bombay nicht an Land zu gehen!“

Er schüttelte den Kopf.

„Schicken Sie uns meinetwegen als Gefangene nach Bombay und lassen Sie uns dort beaufsichtigen, bis wir indisches Gebiet verlassen haben, wenn Sie uns nicht glauben, daß wir kein Interesse mehr haben, nach Indien zurückzukehren!“

„Ich sage Ihnen nochmals, daß es unmöglich ist!“

„Dann weiß ich keinen Ausweg!“

„Gehen Sie zurück nach Persien!“

„Sir, das tun wir auf keinen Fall! Das werden Sie im Ernst auch nicht von uns verlangen!“

„Dann bleibt nur der Rückweg nach Hamburg übrig!“

„Lassen Sie uns fünf Minuten Bedenkzeit!“

„Bitte!“

Es war ein schwerer Entschluß, den wir im Polizeigebäude in Karachi zu fassen hatten. Wir hatten uns schon alles so schön ausgemalt! Die ganze Welt wollten wir kennenlernen und nach drei oder vier Jahren nach der Heimat zurückkehren. Es war nicht reine Abenteuerlust, die mich zu diesem Unternehmen veranlaßt hatte. Aus begeistertem Interesse, das ich all diesen geheimnisvollen Ländern und Menschen im Osten entgegenbrachte, hatte ich diese vielen Strapazen und Entbehrungen auf mich genommen. In einem Buche wollte ich dann später in der Heimat alles niederschreiben, was interessant und lehrreich für die deutsche Jugend gewesen wäre. Ich wollte davon erzählen, wie wir als Deutsche nach dem großen Kriege in aller Herren Länder aufgenommen wurden und hatte mir im Geiste schon alles so schön zurechtgelegt, daß ich es gar nicht glauben konnte, daß die Menschen meinen Plänen hier

ein Ziel setzen wollten. Ernst sprach sich als erster für eine Rückkehr nach der Heimat aus. Nachdem der Polizeichef versprochen hatte, die Reisekosten nach Hamburg zu übernehmen und wir das Versprechen schriftlich hatten, entschloß auch ich mich für die Rückkehr, wenn auch schweren Herzens.

„Wir haben uns für die Heimreise entschlossen, Sir!“ sagte ich zu Mister Gerald.

„Gut. Und die Reisekosten?“

„Es bleibt bei der Abmachung, die wir getroffen haben. Man hat uns hier widerrechtlich festgehalten, bis unser Geld zur Neige gegangen ist. Das stelle ich hiermit nochmals fest. Soffentlich können wir recht bald abreisen!“

Am nächsten Tage erhielten wir ein Telegramm des deutschen Konsuls in Kalkutta, daß uns die indische Regierung auf seine Vorstellungen hin die sofortige Weiterreise nach Niederländisch-Indien gestatte und die erst ausgesprochene Ausweisung zurücknehme. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte der deutsche Konsul in Kalkutta, den wir natürlich auch brieflich alarmiert hatten, in Simla die wahren Tatsachen mitgeteilt, die sich mit dem Bericht der Polizei in Karachi nicht ganz deckten. Aus diesem Grunde war es zu erklären, daß die erst ausgesprochene und ziemlich barsch gehaltene Ausweisung schon am nächsten Tage telegraphisch zurückgenommen wurde. Wir wurden wieder zur Polizei gerufen.

„Simla hat telegraphisch Ihre Weiterreise nach Niederländisch-Indien gestattet!“ empfing uns der Polizeichef. „Sie können abreisen, wenn Sie wollen; wir legen Ihnen nichts in den Weg. Sie werden ja nun auch froh sein, von hier los zu kommen!“

„Das sind wir allerdings, Sir, aber nach Niederländisch-Indien reisen wir nun nicht mehr. Von der Wendung der

Dinge wußten wir bereits durch ein Telegramm des deutschen Konsuls in Kalkutta. Wir haben ihn auch gebeten, seine Bemühungen einzustellen, da wir auf Ihren Vorschlag, nach Deutschland zurückzukehren, nun eingegangen sind!"

"Das ist doch aber nun hinfällig durch das Telegramm aus Simla. Sie wollten doch selbst so dringend nach Java! Gehen Sie doch jetzt!"

"Wir wechseln nicht alle Tage unseren Kurs, Sir! Nachdem wir uns nun schriftlich verpflichtet haben, auf englische Kosten nach Hamburg zurückzukehren, bleibt es auch dabei! Für uns ist nichts hinfällig!"

"Wo haben Sie denn die schriftliche Erklärung von gestern?"

"Wir haben sie bereits dem Konsulat übergeben und haben auch der Presse davon Mitteilung gemacht!"

Der Beamte konnte einen leisen Fluch nicht unterdrücken. Daß er es nicht mit Dummköpfen zu tun hatte, mochte er wohl schon eingesehen haben. Freilich hätte er nicht wissen dürfen, daß ich das Schriftstück in Wirklichkeit noch in der Tasche hatte.

Und wir warteten weitere vier Wochen, und ein deutscher Dampfer nach dem anderen fuhr ohne uns nach der Heimat ab. Die deutschen Missionschwesteru ermahnten immer wieder zur Geduld und diesen habe ich es auch zu verdanken, daß ich mir keine Unüberlegtheiten in meinem Zorne zu schulden kommen ließ. Eines Tages eilte ich aber doch wieder zu meinem englischen „Freunde“ ins Polizeigebäude. Und wieder versperrte mir der Neger den Weg, so daß ich schon mit diesem in einen erregten Wortwechsel geriet.

"Was ist denn los!" vernahm ich die unwillige Stimme des Engländers, die mir schon zur Genüge bekannt war.

„One of the German is here!“ antwortete der Neger laut, indem er mir mit Armen und Beinen den Weg zu dem Arbeitszimmer seines Herrn versperrte.

„I have not time for a German!“ schallte die Stimme des Beamten zornig zurück. (Ich habe keine Zeit für einen Deutschen.)

Das hatte mir in meinem Zorne noch gefehlt. Mit einem kräftigen Stoß machte ich mir den Weg zum Amtszimmer frei und schon stand ich dem Polizeigewaltigen gegenüber.

„Sie haben keine Zeit für einen Deutschen, Sir! So will ich Ihnen sagen, daß ich auch keine Zeit mehr für die Launen eines Engländers habe. Wenn nicht eine sofortige Entscheidung getroffen wird, geht in den nächsten Tagen eine schriftliche Beschwerde nach Simla ab! Ich möchte denn doch sehen, ob wir nicht zu unserem Rechte kommen!“

„Wenn Sie in diesem Tone weiter sprechen, lasse ich Sie sofort abführen!“

„Tun Sie das! Ich kann Ihnen nur sagen, daß die Presse von diesem Schritte weiß und daß Sie schon morgen allerhand zu lesen bekommen, wenn ich keinen Bescheid erhalte!“

„Ich verbitte mir aber diesen Ton hier, sage ich Ihnen nochmals!“

„Gut, ich kann auch anders sprechen! Aber Sie kennen doch das Sprichwort: Wie man in den Wald hineinruft, so hallt es wider!“

„Wissen Sie, daß Ihr Benehmen äußerst anmaßend ist!“

„Mag sein! Aber wissen Sie auch, daß Sie es sind, der dieses Benehmen herausgefordert hat! Ich habe weiter nichts mehr hinzuzusetzen! Bis morgen erwarten wir Bescheid in unserer Wohnung, andernfalls werden wir eine Beschwerde nach Simla richten und durch die Zeitungen in ganz Indien diese unerhörte Schikane hinausposaunen!“

„Aber Sie werden . . .!“

„Ich habe nichts mehr zu sagen, wiederhole ich. Aber daß ich mein Wort halten werde, darauf können Sie sich verlassen!“

Ich wartete auf keine Antwort und verließ raschen Schrittes das Zimmer. Schon in den Morgenstunden des nächsten Tages erhielten wir die Nachricht, daß wir am 5. Mai mit dem Dampfer „Salkenfels“ der Sansa-Linie Bremen nach Deutschland abreisen würden. Hatte mein gestriges entschiedenes Auftreten scheinbar doch gewirkt! Aber als der 5. Mai herankam und der Kapitän des Dampfers bedauerte, keinen Platz zu haben, so wurde seitens der Polizei nicht das geringste unternommen, was unsere Sache gefördert hätte.

Da nahmen sich zwei Missionschwestern unserer Sache an und fuhren zum Kommissionar von Sind, dem höchsten Beamten von Karachi. Wir erwarteten ihre Rückkunft in der Mission.

Als sie zurückkehrten, erfuhren wir von ihnen ganz erstaunliche Dinge. Man hatte ihnen auf der Polizei die schlimmsten Dinge von uns erzählt, so daß sie uns wirklich für ganz gefährliche Elemente hätten halten müssen, wenn sie uns nicht besser als die Polizei gekannt hätten. So bezichtigte man uns der Aufwiegelung der Eingeborenen gegen die englischen Behörden, des Verlassens der Stadtgrenze trotz strengen Verbotes und so fort.

Aufwiegelung der Eingeborenen suchte man damit zu begründen, daß wir oft in den Automobilen und den Wohnungen der reichen Hindus und Parsis gesehen wurden, bei denen wir des öfteren eingeladen waren. Der Grund dieser Einladung war aber meistens meine Geige und nicht eine Setze gegen die englischen Behörden. Außerdem konnte

man nicht verwinden, daß ich mich fast tagtäglich im Bazar aufhielt und nicht selten mit den ärmsten und schmutzigsten Menschen ins Gespräch kam. Aber im übrigen wären gerade die Engländer die letzten gewesen, die einem solchen Treiben lange untätig zugeesehen hätten, wenn sie uns tatsächlich etwas Unrechtes hätten beweisen können. Das Verlassen der Stadtgrenze hatten wir uns tatsächlich einmal zuschulden kommen lassen, aber ich hielt das nicht für ein besonderes Verbrechen.

„Gerade Sie wurden von der Polizei als der Schlimmste bezeichnet!“ sagte die Schwester zu mir, als sie ihre Erzählung beendet hatte.

„Das kann ich mir denken, Schwester,“ lachte ich, „ich habe mir nichts bieten lassen und habe immer den Sprecher gemacht. Einer von uns beiden mußte es doch sein.“

Das war alles, was man gegen uns vorzubringen wußte. Zum großen Leidwesen des Mister Gerald genügte es nicht, um gegen uns etwas zu unternehmen. Die Schwestern hatten aber doch beim Kommissionar von Sind erreicht, daß wir am 15. Mai an Bord des deutschen Dampfers „Sturmfels“ gehen konnten, der uns tatsächlich nach Hamburg brachte.

Einige Minuten vor der Abfahrt überbrachte uns ein Beamter der Hafenz Polizei unsere Pässe und meine Pistole, die ich fast drei Monate nicht mehr in den Händen gehabt hatte. Satten wir also doch gesiegt! Als wir am nächsten Tage auf hoher See waren und auf deutschem Boden standen, erfüllte mich eine große Befriedigung.

Endlich war der Streit beendet, nun ging es zurück nach der Heimat, in der sie mich alle kannten, wo sie alle wußten, daß ich in Wirklichkeit eigentlich kein solcher Polterer war, als den mich Mister Gerald kennengelernt hatte.

Schwester Michaele

Wenn die Not am größten ist, so ist die Hilfe am nächsten!" So heißt ein bekanntes Sprichwort, und wenn auch nicht alle Sprichwörter wahr sein müssen, mit diesem hat es seine Richtigkeit. Wenn wir auch die indischen Zeitungen und das holländische Konsulat um Unterstützung und Hilfe gegen die Willkür der Polizei gebeten hatten, wenn uns diese Stellen auch tatsächlich Helfer waren, so fühlte ich mich doch erst geborgen, als wir die deutsche Missionschwester Michaele und die uns ebenfalls unvergessliche Schwester Maria Andrea Kennengelernt hatten.

Als ich mit Ernst zur Mission kam, wurden wir von einem Mädchen in eine kleine Veranda geführt, die an die Küche zu ebener Erde angebaut war, und bekamen dort ein prächtiges Mittagessen. Alles geschah ohne Worte, als ob es selbstverständlich wäre, daß wir zum Essen gekommen waren. Als wir die Mahlzeit beendet hatten, kam die Schwester, die uns in das Empfangszimmer der Mission führte, wo wir von der schönen deutschen Heimat erzählen mußten, die die Schwester schon 24 lange Jahre nicht mehr gesehen hatte.

„Da kommt ja unsere Landsmännin!“ rief die 65jährige alte Dame erfreut aus, als endlich auch die längst erwartete Schwester Michaele das Zimmer betrat.

Schwester Michaele, die ich später als eine hochgebildete Dame Kennengelernt habe, reichte uns freundlich die Hand, indem sie uns wieder zum Sitzen einlud. Sie mochte etwa 10 Jahre jünger als Schwester Andrea sein und hatte so etwas unendlich Gutes und Liebenswürdiges in ihren Zügen, wie ich es in diesem Maße noch niemals bei einer Frau beobachtet hatte. Ich glaubte es ihr gerne, daß ihr

die ganze Mission, in erster Linie die Eingeborenen von Herzen zugetan waren und daß es bei ihr nie eines harten Wortes bedurfte, um ihren Willen zur Geltung zu bringen. Daß sie Englisch, Französisch und verschiedene indische Dialekte neben ihrer Muttersprache in der Vollkommenheit beherrschte, schien ihr eine Selbstverständlichkeit, die keine Erwähnung wert war. Daß sie eine wirklich begabte Malerin war, betrachtete sie als eine Gabe Gottes, dem deswegen der Ruhm gebührte, und daß sie überhaupt die Seele der ganzen Anstalt war, ohne Oberin zu sein, wußte sie zwar, aber sich darauf irgend etwas einzubilden, lag ihr so fern, daß sie diesen Gedanken gar nicht kannte.

Wir besprachen die Angelegenheit, die uns so viele Sorgen machte, die Abreise.

„Sie werden natürlich jetzt alle Tage zu uns kommen, werden hier Ihre Mahlzeiten einnehmen und dann sehen wir ja, was aus der Geschichte noch werden soll!“

„Wir sind Ihnen für Ihre Güte sehr dankbar, Schwester, aber es widerstrebt uns, von der Mission täglich Wohlthaten anzunehmen und nichts dafür zu leisten!“

„Das macht wirklich nichts! Wir helfen tagtäglich so vielen wildfremden Menschen, daß Sie sich darüber wirklich keine Gedanken machen brauchen. Und daß es uns eine große Freude ist, nach so langen Jahren, nach diesem schrecklichen Kriege, zum ersten Male wieder deutsche Landsleute um uns zu haben, dürfen Sie uns glauben! Nein, solche Einwände lassen wir nicht gelten!“

„Und doch würden Sie uns beiden einen Gefallen tun, Schwester, wenn Sie es möglich machen könnten, daß wir das, was wir bei Ihnen genießen und gerne annehmen, uns erst auf irgendeine Weise verdienen müßten. Wir sind den ganzen Tag frei, denn unsere täglichen Besorgungen

erledigen wir in einer Stunde. Daß uns dieses Herumlungern keinen Spasß macht, können Sie sich denken, denn wir Deutsche sind doch das nicht gewohnt. Und zu Spaziergängen ist es denn doch etwas zu warm, außerdem haben uns die Engländer das Verlassen der Stadtgrenze untersagt!"

"Als was wollen Sie sich denn betätigen?" lachte die Schwester. "Arbeit gibt es freilich in Hülle und Fülle!"

"Wir können alles, Schwester, und wenn Sie nicht ausgerechnet verlangen, daß ich schneidern soll, so werden Sie mit mir zufrieden sein!"

"Und Sie, Herr Schreiber?"

"Ich habe mir während der Reise angewöhnt, immer dasselbe wie mein Freund zu versprechen!"

"Da bin ich aber neugierig, was Sie alles können werden. Ich habe zum Beispiel mit einigen Eingeborenen den großen Missionsgarten zu versehen. Er macht mir viel Arbeit und wenn Sie Lust hätten, dann würden wir drei dort schon Beschäftigung finden!"

"Ein großartiger Gedanke, Schwester! Das ist wenigstens eine Beschäftigung, bei der man nicht verweicht. Wann können wir den Dienst antreten?"

"Ist Ihr Eifer so groß?" lachte sie.

"So groß, daß wir Bäume ausreißen könnten, nicht wahr, Ernst!"

"Das wollen wir aber lieber nicht, im Gegenteil, wir wollen welche einpflanzen!"

"Ist mir auch recht, Schwester! Ernst und ich sind als aufbauende und zerstörende Kraft zu verwenden!"

Und so arbeiteten wir zusammen mit der Schwester und einigen Eingeborenen im großen Missionsgarten, den die Schwester Andrea und dann später die Schwester Michaele

in mustergültiger Ordnung hielten, was der seit Monaten herrschenden Trockenheit wegen nicht eben leicht war.

Eines Tages führten sie uns durch das ganze Haus, und zwar in den Vormittagsstunden, so daß wir auch die in den Klassen versammelten Schülerinnen beim Unterricht sehen konnten. Der Sankt-Joseph-Konvent, wie das Institut hieß, ist vor Jahrzehnten von deutschen Patern und Schwestern errichtet worden und hat sich im Laufe der Jahre aus kleinen Anfängen heraus zu einem ungeheueren Gebäudekomplex entwickelt, der jetzt neben einer prächtigen Kirche auch ein Haus für die Pater, eine Knabenschule, zwei riesige Gärten und die Mädchenschule umfaßt, die unter der Obhut der Schwestern steht. Dank der rührigen Tätigkeit der Schwester Andrea, die sich in den Kriegsjahren als Baumeister betätigt hatte, überstand die Mission glücklich die schwere Krise, die dadurch entstand, daß man alle deutschen Pater entfernte und sie durch spanische ersetzte, die auf den Philippinen tätig gewesen waren und die sich natürlich erst nach und nach in die neuen Verhältnisse eingewöhnen konnten. Ähnlich der amerikanischen Mission, die ich seinerzeit in der Türkei besucht hatte, sahen auch die Pater und Schwestern ihre Hauptaufgabe darin, Bildungsstätten zu errichten, die den Zweck haben sollten, die in jedem Menschen schlummernden Fähigkeiten zu entwickeln, damit er später aus sich selbst heraus erkennen sollte, welchen Weg er zu gehen und welcher Religion er sich zuzuwenden hatte.

Die Mädchenschule der Mission in Karachi hatte zwei Hauptabteilungen. Die erste bestand aus einer höheren Schule, ähnlich unseren Gymnasien und Realschulen, in der die Mädchen bis zum Besuche der Universität unterrichtet wurden. Diese Schülerinnen rekrutierten sich natürlich aus den ersten Kreisen der Stadt und sie ermöglichten

durch ihr Schulgeld, daß auch für die armen, von der Strafe aufgelesenen Kinder etwas übrigblieb.

„Das sind zwei deutsche Gentlemen, die eine große Reise durch den Orient gemacht haben und sich nun auch für eine katholische Mission interessieren. Es sind meine Landsleute!“

Mit diesen Worten stellte uns Schwester Andrea der ersten Klasse, die wir betraten, vor. Es war die höchste Klasse und die Mädchen, die wir dort sahen und die sich bei unserem Eintritt erhoben, waren 16—19 Jahre alt, und ich merkte mancher dieser Engländerinnen an, wie sie sich darüber ärgerte, daß sich die ganze Klasse von den Sitzen erheben mußte. Und dabei geschah es doch in letzter Linie unsert-, sondern der Schwestern wegen, die als alte Lehrerinnen doch ein Recht auf diese Respektsbezeugung hatten. Ich machte die Schwester auch darauf aufmerksam.

„Ich glaube, daß es den jungen Damen oder wenigstens manchen von ihnen nicht angenehm ist, Schwester, daß wir die Klassen besuchen. Ich sehe unter den weißen Mädchen verschiedene unzufriedene Gesichter!“

„Ach, Nonsens, diese dummen Ziegen! Schadet nichts, wenn sie auch einmal Deutschen den nötigen Respekt erweisen. Gerade nach dem Kriege kann das nicht schaden!“

„Und wird man Ihnen das nicht übelnehmen, Schwester, daß Sie uns so vor aller Welt als Landsleute vorstellen?“

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein! Ich werde mit den Leuten schon fertig. Im übrigen reise ich ja auch bald nach Deutschland zurück!“

Wir sprachen noch einige Worte mit der Lehrerin, einer hochgebildeten englischen Schwester, während welcher Zeit sich, wie es in allen Mädchenklassen der Welt der Fall ist, die Schülerinnen leise unterhielten und die Köpfe zusammensteckten. Über was sie sprachen, war leicht zu



Übersichtskarte der Heimreise

erraten: Unverschämtheit von diesen Deutschen, hier in die Klassen einzudringen!

In den unteren Klassen gefiel es mir bedeutend besser. Die Kinder waren geradezu begeistert, auch die kleinen Engländerinnen, die von den Gegensätzen der Völker noch nichts wußten. Nachdem wir alle Klassen durchgegangen

waren, besuchten wir den Kindergarten. Wir haben uns fast eine halbe Stunde dort aufgehalten, und noch heute denke ich gerne an die lieben Kleinen, die so nett ihre Künste darboten, um uns eine Freude zu machen. Eine kleine Japanerin tanzte einen Reigen aus der Heimat, niedliche Portugiesenmädchen aus Goa sangen ein englisches Lied,

die pausbackigen kleinen Engländer wußten ein Verschen aufzusagen, arabische Mädchen aus Mesopotamien klatschten mit den kleinen Händchen den Takt zu einem Lied, das braune Inder sangen. Eine internationale kleine Gesellschaft. Man merkte die Hafenstadt. Es war so unvergeßlich schön in dieser Kinderschule, und die junge Schwester, die die Lehrerin dieser Kleinen war, mußte eine Engelsgeduld haben, um den Kindern das alles beizubringen. Wahrhaftig, das mußte und konnte nur der Himmel belohnen!

Und nun kam der zweite Hauptteil! In einer großen Laube auf kleinen Bänken saßen sie zu Duzenden, die Armen, die keine Eltern mehr hatten, die Unglücklichen, die nie welche gekannt. Da lernten sie begierig aus den englischen Sibeln, diese Geschöpfe, die nie vorher ein Buch in der Hand gehabt. Da horchten sie auf das Lied der indischen Lehrerin, einer eingeborenen Schwester, die aus einem mir unbekanntem Grunde den deutschen Namen Bergmann führte. Da lauschten sie andächtig den Worten des Priesters, der von Jesus Christus, seinem Leben und seinem Kreuzestode in ihrer Heimatsprache erzählte, da aßen sie mit ach so großem Appetit die frischen, weißen Brötchen, die man ihnen tagtäglich reichte, und da weinten sie am Herzen der stets trostspendenden Schwestern, wenn sie zu Hause in der elenden Hütte mißhandelt oder aus ihr vertrieben wurden. Und das war in erster Linie nun die Mission, die diese Pioniere des Glaubens zu erfüllen hatten, hier gewährte man uns einen Blick in das Elend von Hunderttausenden indischer Familien, hier lernte ich die segensreiche Tätigkeit der Mission kennen, und beim Anblick dieser Kinder erkannte ich, warum es ein so überaus wichtiges Gebot ist: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst! Ja, diese armen, elenden Geschöpfe, die in

Lumpen gekleidet und halb verhungert auf der Straße aufgelesen wurden, sie brauchten Liebe, die ihnen das Schicksal versagt, sie brauchten ein gutes, tröstendes Wort, das sie so glücklich und zufrieden machte, sie brauchten die Wohltaten, die sie erfuhren und ohne die sie früher oder später elend zugrunde gegangen wären. Ich bin im allgemeinen kein Missionsapostel, aber diese Schule hat mir am besten gefallen, und oft denke ich an sie zurück.

Als uns die beiden Schwestern am 15. Mai mit der Droschke zum Hafen brachten und uns der besonderen Fürsorge des Kapitäns empfahlen, als sie unsertwegen auf das Schiff stiegen und die Kabine betrachteten, die man uns angewiesen hatte, da kam ich mir vor wie ein Junge, den die Mutter in irgendeinem Pensionat unterbringt und den Leiter dieses Pensionats bittet, ihren Jungen in besondere Obhut zu nehmen. Und als uns die Schwestern verlassen hatten und wir allein in unserer kleinen Kabine saßen, da war es mir wirklich, als ob der Sonnenschein vom Firmamente gewichen wäre, da war es mir, als ob ich nun einsam und verlassen einem ungewissen Schicksal entgegengehen würde und dabei war es doch die Heimat, die uns winkte. Mir war eben die Mission eine zweite Heimat geworden.

Als die englischen Blätter in Indien zur Zeit der deutschen Geldentwertung von der wirtschaftlichen Not unseres Vaterlandes berichteten, hatte sich die Schwester Michaele, die in guten Dingen äußerst findig ist, einen Plan ausgedacht, wie auch sie zur Linderung dieser wirtschaftlichen Not in der Heimat beitragen könnte. Mit der Genehmigung der Oberin errichtete sie im Vorraum des Missionsgebäudes einen großen Schaukasten, der mit den niedrigsten Artikeln aus Deutschland angefüllt war. Die religiösen

Artikel stammten von der Firma Emil Hermes in Berlin, deren Inhaber mir nach meiner Rückkehr ein guter Freund geworden ist.

„Sehen Sie, meine Lieben, auf diese Weise kann eine deutsche Missionschwester immer noch für das nie vergessene Vaterland tätig sein, auch wenn sie bereits ein Menschenalter der Heimat fern ist!“

Sturmfels

Der Sansadampfer S. S. „Sturmfels“ lichtete am 16. Mai früh morgens die Anker und verließ ruhig und majestätisch den Hafen von Karachi.

Der Kapitän der „Sturmfels“, ein Herr Naselius, war ein gemütlicher und humorvoller Mann, mit dem ich mich gerne unterhielt. Mit den Offizieren zusammen speisten wir in der Messe. Da die „Sturmfels“ ein Frachtdampfer war, so war die Verpflegung einfach, aber reichlich. Freilich bot das Leben an Deck nicht die Abwechslung, die eine Reise auf den modernen Passagierdampfern so angenehm macht, aber dafür hatten wir uns auch keinerlei gesellschaftlichen Zwang aufzuerlegen und gingen auf Deck in Hemdärmeln hin und her, ganz als ob wir dort zu Hause gewesen wären. Die Abende verbrachten wir meistens bei dem jungen Funkoffizier, einem Herrn Thomas, auf der Funkbude. Dort hörten wir, als wir im Mittelmeer waren, bereits Konzerte aus Paris und London und saßen bis in die Nacht hinein am Radio.

Am 22. Mai passierten wir Aden, ohne aber dort anzulegen. Gegen Abend fuhren wir in das Rote Meer ein.

Am 28. Mai erreichten wir Suez, wo wir vor der Einfahrt in den Kanal zwei Stunden lagen. Die Durchfahrt

durch diesen dauerte 16 Stunden. Als wir dann Port Saïd und damit Ägypten verlassen und wieder allmählich die hohe See gewonnen hatten, merkte ich plötzlich den Klimawechsel, und trotzdem man sich in Europa über allzu große Hitze beklagte, froh uns beide wie Spatzen, die das Gefieder verloren haben.

Am 1. Juni abends kamen wir nach Malta. Die kleine Stadt Valletta bietet von der Seeseite aus einen herrlichen Anblick.

Die Fahrt durch die Straße von Gibraltar und durch den Golf von Biskaya, der im allgemeinen wegen der dort häufig herrschenden Stürme bekannt und berüchtigt ist, verlief recht ruhig und bei spiegelglatter See. Gegen Mittag des 11. Juni passierten wir den Englischen Kanal und sahen zu unserer Linken Dover und die in der Sonne leuchtenden Kreidefelsen der englischen Küste.

Die Einfahrt in die Schelde nach Rotterdam am nächsten Tage wird mir immer unvergesslich bleiben. Ich, der ich seit Monaten nichts anderes als Schneewüsten, Sandwüsten, ab und zu eine Oase, weite Steppen und zuletzt nur Himmel und Wasser gesehen hatte, war über den Anblick, den die beiden Ufer der Schelde boten, geradezu begeistert. Grüne Wiesen, weidende Rinder, saubere Ortschaften, echt Holland, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Wir legten im Topshafen an.

Das Löschen der Ladung währte einige Tage, welche Zeit wir benutzten, uns das Land etwas anzusehen. Die Fahrt nach dem Haag, Scheveningen, Utrecht usw. war mir eine tatsächliche Erholung.

Als wir Rotterdam und das schöne Holland wieder verließen und die hohe See erreicht hatten, schaukelte unser ziemlich leer gewordenes Schiff ganz bedenklich, und die Nacht hindurch erlebten wir einen richtiggehenden

Sturm, der sich erst gegen Mittag des nächsten Tages legte. Das Schiff stampfte und schlingerte so heftig, daß es, besonders mir als Landratte, unmöglich war, mich auf Deck zu bewegen, ohne mich irgendwo festzuhalten.

Am 20. Juni vormittags erreichten wir endlich Hamburg und damit wieder unser geliebtes, deutsches Vaterland. Ein Motorboot brachte uns an Land. Am Bahnhofe trennte ich mich von meinem Freunde Ernst, mit dem ich ein Jahr Freud und Leid geteilt hatte. Er reiste nach Berlin, ich über Bremen nach Varel in Oldenburg. Dort wurde ich von meinem Schwager und seiner Familie begeistert empfangen, und wir reisten zusammen nach Passau, von wo aus ich diese mitunter recht abenteuerliche Reise angetreten hatte.

Rückblick

„Um deutschen Geist ins fremde Land zu tragen, auf daß die Heimat wieder mächtig werde!“

Unter diesem Motto bin ich stets gewandert und bin ihm bis zum letzten Tage treu geblieben und nur dadurch kann ich mit Stolz auf meine Reise zurückblicken und der deutschen Jugend darüber berichten.

Es ist an sich sehr schön, die Welt gesehen zu haben, aber mehr Schönheit als in unserem lieben Vaterlande habe ich nirgends gefunden! Wir haben alles zusammen vereint, was die Fremde nur vereinzelt aufzuweisen hat: Die Berge, das Meer, die Seen, die Heide, die Flüsse, die fruchtbaren Täler und den schönen deutschen Wald, unser Heiligthum.

„Seit weiß ich es, daß ich vergeblich suche,
Daß ich mein Glück hier niemals finden kann!
Ja, herrlich schön sind all die fremden Lande
Und wunderbar ist Gottes schöne Welt —
Doch meine Heimat ist am Donaustrande!“

Diese Zeilen habe ich in Persien geschrieben, im Anblick der untergehenden Sonne, die die verschneiten und glitzernen Berge in rosiges Gold tauchte. Und ich könnte mir keinen würdigeren Abschluß meines Buches denken, als die Verse, die ich nach meiner Rückkehr in das Vaterhaus geschrieben habe, als ich mit meiner lieben Mutter, die so glücklich war, mich wieder gesund in ihren Armen zu halten, in unserem Garten saß:

Um deine Schönheit, Heimat, zu erkennen,
Mußt' ich die große, weite Erde sehn,
Mußt' in das Land, wo laue Lüfte wehn,
Mußt' auf die Berge, wo die Stürme brausen,
Mußt' in den Städten, in der Wildnis hausen,
Mußt' wandern ohne Rast von Land zu Land,
Ein Fremder stets, den Menschen unbekannt,
Um laut dann in der Heimat zu bekennen:
Als schönstes Land muß ich mein deutsches nennen!

Ende

Im gleichen Verlag erschien:

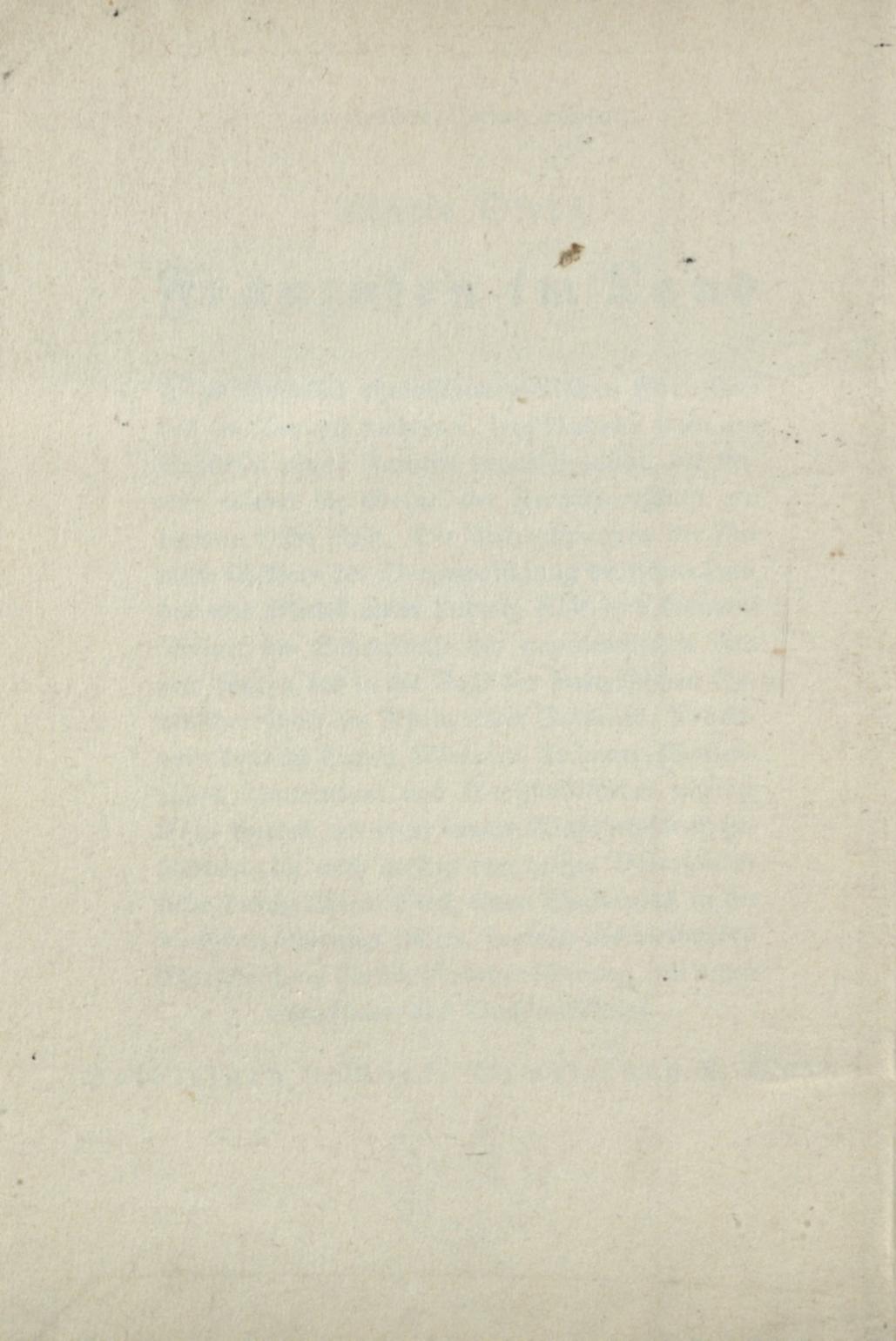
Marie Diers

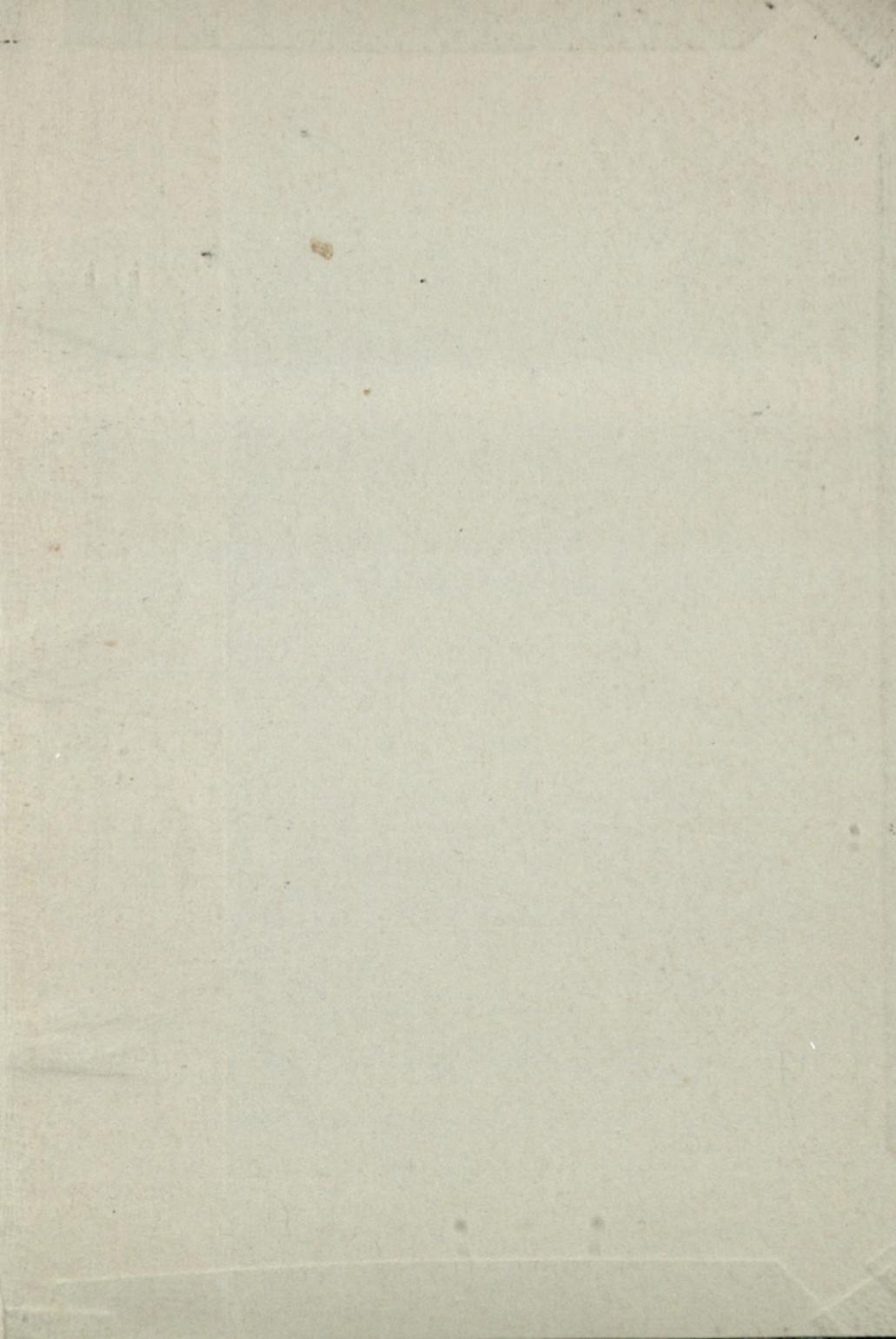
Franzosen im Land

Das Schicksal rheinisch-westfälischen Grenzlandes im Verlauf mehrerer Jahrhunderte wird am Schicksal einer Familie veranschaulicht, die immer wieder die Geißel der Fremdherrschaft am eigenen Leibe fühlt. Die Aufzeichnungen der Familie schildern die Vergewaltigung deutschen Landes und Blutes unter Ludwig XIV. und General Melac, die Schrecknisse der napoleonischen Ara und führen bis in die Tage der französischen Gewaltherrschaft am Rhein unter Poincaré. Prachtvolle deutsche Typen, Kämpfer, Träumer, schollenzähes Bauerntum und Großstadtkinder unserer Tage werden mit einer innern Wahrheitskraft geschildert, die auch diesem von heißer Vaterlandsliebe durchglühtem Buch einen Dauerplatz in der deutschen Literatur sichert, zugleich als bleibendes Ehrendenkmal für die Ruhrbevölkerung, mit deren Schicksalen das Buch ausklingt.

Halbleinen 3 Mark, Ganzleinen 6 Mark







10382